

ICH BIN, ALSO DENKE ICH!

Denkgeschichten

*mit Gedankensprüngen, Denkbildern,
moralisch-polemischen Essays
und Argumenten-Evaluationen,
einigen Geistergesprächen und Parabeln*

von Serena Heiter

Impressum

Ich bin, also denke ich. Denkgeschichten

Copyright © 2022 Jutta Heinz

Fotos: Jutta Heinz; *Wikimedia Commons*

All rights reserved.

Independently published

ISBN: 9798767636488

Inhalt

Statt einer Einleitung	1
Ausgedacht. Archetypen des Denkers	1
A. Historischer Teil.....	11
I. Leuchttürme	12
.....	12
Sokrates und der Todesbeweis	13
Rousseau, der Paradoxenmacher	16
Kant, oder: Kopernikus in Königsberg	21
Friedrich Nietzsche und der ewige Mittag	26
II. Geister-Gespräche	31
.....	31
Marx, Heidegger und Rilke treffen sich mit Hartmut Rosa im Weltinnenraum und schwingen sich ein wenig ein, oder: ein Resonanzbericht	32
Philosophieflüstereien, oder: Sanfte Disruptionen	45
.....	52
.....	52
<i>Athene yawned</i> . Philosophen-Quartett, weiblich.....	53
.....	58
Wie man liest, oder: ein Geistergespräch in grauen Gefilden	59
Walter Benjamins ‚Kritik der Gewalt‘, oder: Wie Wesentliches über Gewalt nicht gesagt wird	67
Singzikaden, oder: Mein <i>day of the locust</i>	72
Porträt eines jungen Mannes mit hingeworfenem Handschuh.....	81
III. <i>Mission Minutiae</i> , oder: Denkanstöße	89
.....	89
B. Poetischer Teil: Denkbilder	97
.....	97
Ins Unreine gesprochen	98
Sprechklausel.....	99

Rede-Wendungen	100
Mit anderen Worten.....	101
Alles oder Nichts?	102
Gender-Wordstreaming	103
.....	104
Ironie-Signale	105
Vorsicht Wortspiel!	106
Ideen-Sex	107
.....	108
Denkversuche	109
Sym-Biose	111
Der Körper denkt.....	114
Exzellenzinitiative. Vom Abstieg einer Floskel.....	117
Train of thought	119
.....	123
Tabula rasa.....	124
Kleider machen Leute.....	129
.....	131
Teatro mundi.....	132
Hermeneutik als gutwillige Wissenschaft betrachtet	137
Will man mich verstehen?	139
Ich	143
C. Analytischer Teil. Gedankensprünge, oder: Erlebtes Denken. 145	
.....	145
Vom Wert des kleinen Gedankens	146
Eingeborene	148
Die Ordnung mentaler Kleiderschränke	149
Das Gehirn braucht Bewegung.....	150
Gehirnoszillationen.....	151
Die Falten des Gehirns.....	152
.....	155
What's in a shoe.....	156

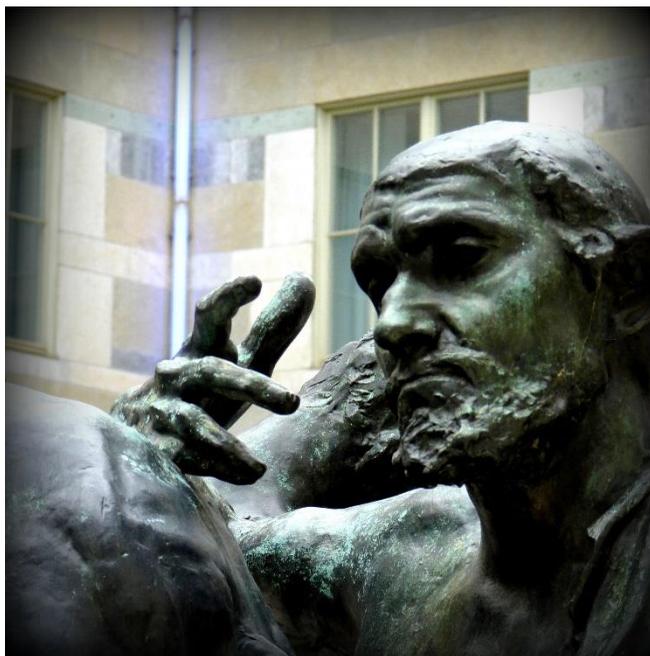
Handtaschen.....	158
Pubertätsverweigerung	159
Wahre Geschichten.....	160
Ein Lob auf <i>Wikipedia</i> , oder: Wie man findet, was man nie gesucht hat	162
Im Bergwerk des Geistes (Vorsicht, ausgebaute Metapher!).....	165
Beschreibungssprachen	169
.....	171
Das kleine Wörtchen „Mithin“, oder: <i>philosophy in a nutshell</i>	172
<i>Highly Sensitive Persons, Clusters</i> und der Unterschied zwischen einer HSP- und einer HUI-Philosophie	180
.....	185
<i>Shiri's scissor</i> oder: An den Wurzeln der Moral zu sägen.....	186
Die Wonnen des Warum.....	191
Zielkonflikte	195
Paradoxenmacher, oder: Das Verschwinden der Widerspruchstoleranz	196
Als-ob, oder: Bilderblitze	202
Von Steinmanderln, Affen, Lebenskatastrophen und Metaphieren	206
Die normative Kraft des Faktischen	209
Die Freuden des Urteils.....	211
Von hinten gesehen	214
Fürwahrhalten.....	215
.....	218
Der Sprung ins Urteil.....	219
Blindheiten	221
Laterales Lesen und seine Gefahren	223
Über Geschmack muss man streiten!.....	227
Menschliche Naturgewalten.....	230
Vom Herzensmuseum und andere Tode	232
.....	238

D. Polemischer Teil	239
.....	239
I. Argumenten-Evaluationen.....	240
.....	240
Wert-Schätzungen. Gehässige Meditationen über missbrauchte Wörter	241
Kaufprämien	248
Opfer.....	250
Die Abholgesellschaft.....	252
Auf Augenhöhe herabgelassen.....	254
.....	257
Gut aufgestellt oder gut aufgelegt?.....	258
In der Tiefe, oder: <i>deep</i>	262
Saubere Worte, oder: <i>Serendipity</i>	264
Superlative der Negativität.....	265
Gelegentlich. Wirklich!	266
Kriege, evaluiert.....	268
.....	270
Rebooten.....	271
Menschen und Maschinen. Aus Anlass des Erscheinens von ChatGPT.....	274
.....	286
Unqualifizierte Gedanken	287
II. Rehabilitationen.....	292
.....	292
Lob des Klaubens.....	293
.....	302
Der arme Oberlehrer, oder: Von der Last, Recht zu haben.....	303
Das wird man doch noch sagen dürfen! Die Meinungsfreiheit der Anderen.....	311
Die Notwendigkeit von Neiddebatten.....	321
Das ist aber populistisch!	325

Wer die Pfeife bläst.....	334
Rettet die Sekundärtugenden!.....	342
E. Popularphilosophischer Teil.....	347
.....	347
Philosophie als Fenster zur Welt	348
Zarathustra in der Wellness-Oase.....	358
Marke und Metaphysik – Neue und alte Hinterwelten.....	367
Verwandlungen, Bekehrungen, Erwachen: der Sprung ins Leben	375
.....	385
Und jedem Ende wohnt ein Zauber inne – vom guten Geist des Endes und des Anfangs.....	386
Von der Weisheit des Narren, oder: ein Geistergespräch zwischen Forrest Gump, Parzival, Siddharta und Zarathustra zwischen Fluss und Wald.....	394
Sterben lernen	405
F. Allegorischer Teil.....	411
.....	411
I. Göttergeschichten	412
.....	412
Hermes' kleine Sinnwerkstatt	413
Kassandra und die Wunschmaschine.....	419
Hephaistos hinkte.....	425
Herakleia am Scheideweg Eine entlaufene Allegorie zum Internationen Frauentag.....	427
Sisyphos als Autor.....	433
II. Parabeln aus der Frühzeit der Menschheitsgeschichte	435
.....	435
Die Parabel vom Kaffee- und Teeladen	436
Die Parabel vom Schuhmacher.....	439
Die Parabel vom Gärtner.....	448
Die Fabel von der goldenen Windel	455
G. Didaktischer Teil.....	458

Das <i>Projekt Pädagogische Provinz</i> . Bericht für eine Anstalt.....	458
Coda.....	474
Kumulative Sündenfälle	475
Wer ist schuld? Zwölf Kandidaten für das <i>blame game</i>	479
Der Rückweg ins Paradies – eine nachgetragene Parabel.....	488
Verwandte Werke.....	491

STATT EINER EINLEITUNG



AUSGEDACHT. ARCHETYPEN DES DENKERS

Der Wunschenker

Die verbreitetste Spezies überhaupt. Funktioniert im Standard-Modus jedes Menschengehirns: Denke nur das, was gut für dich ist! Jeder Gedanke muss dich persönlich im allerbesten Lichte zeigen und diese unsere Welt als beste aller möglichen Welten erweisen! Ignoriere alles, was dagegenspricht, mit etwas mehr Übung nimmst du es gar nicht mehr wahr! Denke positiv, positiver, am positivsten! Das Sollen bestimmt das Sein, was nicht sein darf, kann auch nicht sein! Wunsch-Denker sind unausrottbar, da ständig neue nachwachsen. Erst die Klimakatastrophe erwischt sie (sie war ein uneinsichtiger naturalistischer Fehlschluss).

Der Einbahndenker

Einmal auf die Spur gesetzt, läuft er unbeirrbar in eine Richtung los. Gegenargumente lässt er nicht gelten. Die Straße wird enger und enger, Wenden ist unmöglich, ist ja eine Einbahnstraße! Am Ende ist er gefangen und stirbt aus reiner Prinzipientreue.

Der Langstreckendenker

Denkt ausdauernd, aber deutlich langsamer. Ist zu großen persönlichen Opfern bereit. Seine Gedanken zeigen Spuren von Schweiß, es wird ihnen auch unterwegs nur wenig Nahrung zugeführt. Tendiert zu langatmigen Werken. Ist viel allein, außer er bekommt *Follower*. Stirbt den plötzlichen Herztod, irgendwo ganz weit draußen, und keiner schaut zu.

Der Second-Hand-Denker

Sammelt gebrauchte Gedanken und präsentiert sie als neue. Vorteil: niedrige Investitionskosten, sie müssen nur etwas aufgearbeitet werden, dann sind sie fast wie neu, und allein der Kenner sieht den Unterschied. Hinkt immer etwas hinter der gerade angesagten philosophischen Mode hinterher, betont deshalb die gute Tragbarkeit und das ‚Klassisch-Zeitlose‘ seiner Fassung. Wird schrullig im

Alter und verliert die Kontrolle über seinen geistigen Kleiderschrank.

Der Schnäppchendenker

Verwandt mit dem *Second-hand*-Denker. Ist immer auf der Jagd nach einer Theorie, die ihn nichts kostet. Lebt von veralteten Systemen, die im Ramschladen der Geschichte gelandet sind, und überholten Meinungen (*one size fits all*). Betätigt sich vor allem in der Metaphysik, da metaphysische Theorien nie Folgekosten in der Realität haben. Stirbt auf der Suche nach dem ultimativen Ideen-Schnäppchen im hintersten Winkel einer Bibliothek, die vor zehn Jahren aus Spargründen von der Ideenverwaltung geschlossen wurde.

Der Gelegenheitsdenker

Eng verwandt mit dem Hobbydenker. Beschränkt seine geistigen Aktivitäten auf die Freizeit, während er sonst den wirklich ernsthaften Dingen im Leben nachgeht. Wenn er in Übung bleibt, kann er zu schönen Ergebnissen kommen, auch wenn die Profis immer auf ihn herabsehen werden. Will sich im Alter ganz seiner Passion widmen und stirbt vorher an einem Herzinfarkt.

Der Hochleistungsdenker

Ist das Gegenteil des Gelegenheitsdenkers, der Profi schlechthin. Tut es nicht unter Systemen und mehrbändigen Standardwerken. Verlangt von seinen Anhängern regelmäßiges Gedanken- und viel Aufopferungsbereitschaft. Produziert schneller, als die Druckerpressen drucken und die Rezensenten rezensieren und die Leser lesen können. Betont gern, dass er auf den Schultern von Riesen steht, um dann nachzuschieben: „*Es müssen aber schon ziemlich kräftige Riesen sein!*“ Wird mitten aus dem Denken gerissen, kurz bevor er seine endgültige Erleuchtung hatte.

Der Vollkaskodenker

Hat alle Risiken des Denkens genau kalkuliert, von der leichten Gehirnerschütterung über die Gedankenlähmung bis zum Todesurteil. Greift gern frontal an, den Schaden trägt ja die

Versicherung. Hat aber das Kleingedruckte nicht gelesen und verschluckt sich an einer ungeklärten Prämisse.

Der Weichspüldenker

Hat es gern konfliktarm und kuschelig. Klopft so lange auf große Gedanken ein, bis sie erweichen und massentauglich werden. Vertritt nur menschenfreundliche und sozialverträgliche Thesen, auf ‚Politische Korrektheit‘ amtlich lizenziert. Stirbt an Verweichlichung auf dem Sofa des *Philosophischen Quartetts*, wo er nicht mehr von den Kissen zu unterscheiden ist.

Der Light-Denker

Verwandt mit dem Weichspüldenker. Lehnt schwere Gedanken aus Prinzip ab; Philosophie muss leicht verdaulich und gesundheitsorientiert sein, am besten auch bio-öko-super-nachhaltig-zertifiziert. Produziert selbst nur leichte Gedanken, am liebsten Aphorismen. Aber recyclebar! Stirbt an einem Zuckerschock nach der Lektüre von Kant.

Der Scherzdenker

Eng verwandt mit dem allgegenwärtigen Spaßdenker. Denkt nach der Devise: Aus einem Gag hat man noch immer mehr gelernt als aus einem Beweis! Kennt alle Anekdoten der Philosophiegeschichte und produziert gern neue. Leider wiederholt er seine Scherze zu oft, vor allem, wenn er älter wird. Stirbt, als er zum hundertsten Mal ausprobiert, wie viele Philosophen man braucht, um eine Glühlampe zu wechseln, an einem Sturz von der Leiter (jemand hatte sich einen Scherz erlaubt und eine Leiterstufe angehängt) und geht damit endlich selbst in die Philosophie-Anekdotengeschichte ein.

Der Gewohnheitsdenker

Hat schon immer gedacht und kann es einfach nicht lassen. Muss über alles nachdenken, ständig, sein Gehirn kennt keinen Leerlauf. Leider neigt er dazu, auch immer genauso zu denken und zu den gleichen Ergebnissen zu kommen, weil er es sich eben so angewöhnt hat und weil es viel bequemer ist. Stirbt aus Schrecken über

eine neue Idee, die sich von hinten angeschlichen und ihn in einem schwachen Moment überfallen hat.

Der Wiederholungsdenker

Verwandt mit dem Gewohnheitsdenker. Wenn er mal einen Gedanken hat, kann er ihn nicht oft genug wiederholen. Man muss ihn notfalls ein bisschen strecken, dann reicht er länger. Von einer anderen Seite betrachtet sieht er wieder ein bisschen anders aus. Ist aber der gleiche. Wiederholung macht wahr, was man lange genug sagt, glauben irgendwann alle. Derweil stirbt der Wiederholungsdenker an einem wiedergekauften Gedanken, der gar nicht von ihm war (allergische Abstoßungsreaktion!).

Der Schnellschussdenker

Liebt die logische Kurzstrecke. Der Gedanke muss sofort sitzen, das Urteil ist hochscharf, wir machen keine Gefangenen! Kann notfalls unbegrenzt nachladen, zielt aber nicht so gut und trifft deshalb nicht immer besonders genau (Vorsicht, Kollateralschäden!). Schießt sich irgendwann aus Versehen beim Nachladen ins Knie und stirbt vor Scham, bevor der Sanitäter kommt.

Der Schwarmdenker

Fühlt sich am sichersten in der Menge. Folgt deshalb immer dem angesagten *Alpha*-Philosophen, jedenfalls so lange, bis dieser vom nächsten gekillt wird. Benutzt gern Verallgemeinerungen und Vereinfachungen. Weiß nicht genau, was er ist und wenn ja, wie viele. Geht so in der Masse unter, dass man seinen Tod nicht bemerkt.

Der Überzeugungsdenker

Die gefährlichsten aller Denker! Bauen gerne Systeme und verteidigen sie gegen jeden unschuldig Vorbeidenkenden mit den aller schwersten Waffen. Wer nicht für sie ist, ist gegen sie. Die Wahrheit ergibt sich sofort, weil sie klüger ist. Überzeugungsdenker sterben gern; ihr System, ihre Wahrheit, ihr letztes Dogma wird sie unsterblich machen!

Der Tiefdenker

Im Gegensatz zu seinem weiter verbreiteten Gegenpol, dem Flachdenker, eher selten. Das mag damit zusammenhängen, dass sein natürliches Habitat die Tiefe ist und man ihn deshalb auch mit dem Licht der Aufklärung schwer findet. Zudem ist er meist ein wenig schwerverständlich, viele würden auch sagen: unverständlich. In Universitäten verstecken sich einige wenige lichtscheue Exemplare, die vom Blut ihrer unschuldigen Studenten leben. Sterben meist an Auszehrung, während sie zu tief über den Tod nachdenken.

Der Schöndenker

Eng verwandt mit dem Weichspüldenker und dem Wunschdenker, aber der Ästhet unter ihnen. Glaubt daran, dass Wahrheit und Schönheit das Gleiche sind und zieht daraus den Schluss: je schöner, desto wahrer! Leider ist sein persönliches Schönheitsgefühl häufig nicht besonders ausgeprägt oder allzu avantgardistisch. Stirbt beim Versuch, den schönen Tod zu finden, an einer Lebkuchenallergie.

Der Schwarz-Weiß-Denker

Eng verwandt mit dem Überzeugungsdenker und dem Schnellschussdenker. Ist der festen Überzeugung, dass alles in der Welt in genau zwei Kategorien fällt, entweder-oder, gut-böse, kariert-geblümt. Was kariert ist, darf nicht geblümt sein. Er steht natürlich immer auf der richtigen Seite, und wer nicht für ihn ist, ist gegen ihn. Stirbt an einem Schlaganfall, als er eine kariert-geblümete Bluse sieht.

Der Beiseitedenker

Sagt nie direkt, was er denkt, sondern etwas verblümt, wenn keiner genauinhört, mit leiser Stimme und einem *basso continuo*: „Mir hört doch keiner zu!“ Scheut das direkte Gespräch, die starke These, das aktuelle Thema. Ist eine Nebenfigur auf Nebenkriegsschauplätzen, wo er den Tod aller Nebenfiguren stirbt: unbeachtet, zufällig, ein Opfer größerer Dinge.

Der Kreuz- und Quer-Denker

Kennt die Philosophiegeschichte wie seine Hosentasche (nein, besser, in eine Hosentasche passt nicht genug), verläuft sich aber gern in ihr (der Philosophiegeschichte, nicht der Hosentasche). Springbockartig bewegt er sich von Epoche zu Epoche, hüpfert über Systeme und Ideologien, nascht hier und dort ein wenig und bringt unfehlbar all das zusammen, was wirklich nicht zusammengehört. Das letzte Mal gesehen wurde er, als er sich in Hegels *Phänomenologie des Geistes* verlaufen hatte; er bewegte sich in einem seltsamen Dreischritt und war einem schwer zu fassenden Begriff auf der Spur.

Der Kampfdenker

Die Elitegruppe der Philosophie, ausgebildet im philosophischen Nahkampf wie im Untergrund-Systemen-Kampf. Ihre beliebtesten Waffen sind die massive Unterstellung und die gemeine Denunziation, der verkleidete Fehlschluss und die unbegründete Behauptung, vor allem aber der *spin*-Generator, der es ermöglicht, jedem unschuldigen Begriff die philosophiepolitisch gerade gewollte Richtung zu geben. Sich mit einem geschulten Kampf-Denker anzulegen, kann lebensgefährlich sein; bei Gefangennahme droht Gehirnwäsche! Kampfdenker sind nur mit ihren eigenen Waffen zu besiegen (Umprogrammierung des *spin*-Generators, nur für Fortgeschrittene!) Sie versterben versehentlich bei der Überquerung eines Flusses, weil ihre Waffen zu schwer waren.

Der Chefdenker

Auch gern Vordenker genannt. Ernennet sich meistens selbst zu selbigem. Im Gegensatz zum Nachdenker versteht er sich selbst als Avantgarde des philosophischen Fortschritts und lehnt es aus Prinzip ab, sich mit seinen Vorgängern zu beschäftigen, die er gern als endgültig überholt bezeichnet. Er denkt immer auf der Überholspur; dabei gelegentlich unterlaufende Reifenpannen nimmt er ebenso wenig wie kleinere Verkehrsunfälle zur Kenntnis. Der Vordenker ist immer als erster da, und wenn eine Schildkröte ihn am Ziel erwartet, überfährt er sie. Irgendwann schießt er über das Ziel hinaus und ward fortan nicht mehr gesehen.

Der Andenker

Der Zögerer und Zauderer unter den Denkern. Er berührt einen neuen Gedanken immer nur mit geistigen Handschuhen und nur, wenn er ihn vorher desinfiziert hat; er könnte ja gefährlich oder schmutzig sein oder gar unerwünschte Folgen haben! Hält sich aber für progressiv, weil er schließlich Denk-Anstöße gibt, auch wenn sie eher kleinen Schubsern ähneln und leider häufig in die falsche Richtung schubsen. Stirbt an Verstopfung durch all die nicht weitergedachten An-Gedanken.

Der Freidenker

Sehr selten, eigentlich so gut wie ausgestorben. Seine Vorfahren wurden von den Kirchen seit jeher gejagt und häufig genug zur Strecke gebracht; sie sind im philosophischen Märtyrermuseum als Wachfiguren zu bewundern. Nachzucht-Versuche waren bisher weitgehend erfolglos; wahre Freidenker paaren sich ungern. Die wenigen Exemplare haben die derzeitige *political correctness*-Welle nicht überlebt, weil sie sich innerhalb kürzester Zeit umgebracht haben.

Der Verschwörungsdenker

Dünkt sich immer verfolgt. Von den Kollegen, von den Medien, von der Welt schlechthin. Dabei ist er der Einzige, absolut der Einzige, der die große philosophische Weltverschwörung aufdecken könnten, die sich von Aristoteles über Thomas von Aquin und Leibniz bis hin zu – nein, das können wir jetzt nicht öffentlich sagen, der Feind hört mit! Verschwörungs-Denker verschwinden aus dunklen Ursachen, natürlich. Aus dem Verkehr gezogen, sogar ihre Werke sind mysteriöserweise verschwunden, gelöscht, verleugnet. *Quod erat demonstrandum!*

Der Feld-, Wald- und Wiesen-Denker

Sprießen in freier Wildbahn, jedenfalls, wo es so etwas noch gibt; also außerhalb der Städte und Autobahnen und Hochlager-Regale, die die Landschaft verpesten. Sind ihrem Habitat verbunden und lieben die frische Luft und die kleinen, bunten, blühenden Gedanken, die jeder finden kann, wenn er einmal den Bildschirm

ausschaltet und an die frische Luft geht und sein Handy zuhause lässt und nicht nur über den nächsten Karriereschachzug nachdenkt. Kommen zwar nicht über mittelgroße philosophische Blumensträuße hinaus, aber die sind echt schön und werden auch gern verschenkt! Sterben fällt ihnen leicht. Man sieht die Blumen dann von unten an.

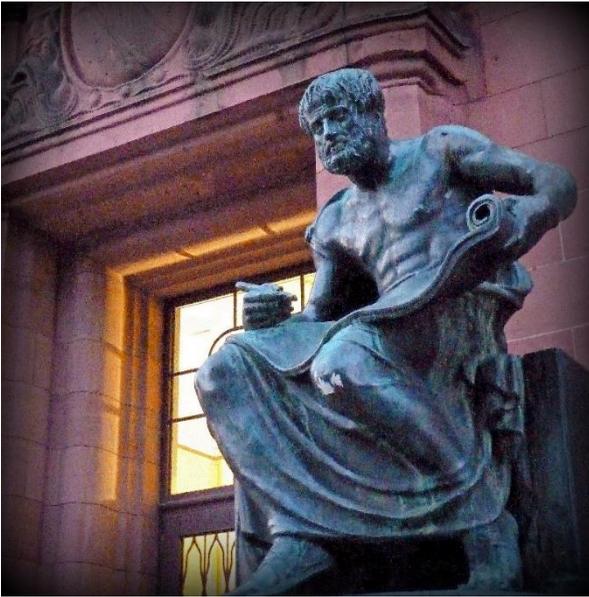
Die Denkerin

Ist weiblich und deshalb der größte Exot unter all den Denkertypen. Wird von ihnen nicht ernst genommen oder in das Reservat ‚Emotionale Intelligenz‘ abgeschoben. Darf gelegentlich an einer kleinen These stricken (niedlich!) oder einen großen Denker unterstützen (heroisch!). *Philo-Sophia* als Frau kann jedoch nur von Männern verstanden werden; mit Frauen bleibt sie angeblich unfruchtbar (Ausnahmen bestätigen die Regel, stoßen sie aber nicht um). Philosophiert trotzdem weiter in Heimarbeit und stirbt unerkannt.

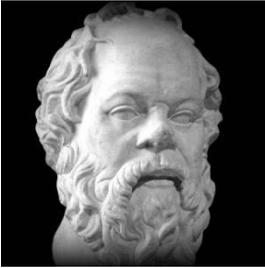
A. HISTORISCHER TEIL



I. LEUCHTTÜRME



SOKRATES UND DER TODESBEWEIS



Ganz am Anfang war Sokrates. Natürlich, es hatte schon vor ihm den einen oder anderen gegeben, der sich Philosoph genannt hatte, Liebhaber der *sophia*, der Weisheit; aber wenig war von diesen Früheren überliefert, seltsame, beinahe unverständliche Bruchstücke. Sokrates aber war die Hebamme der *philosophia* im eigentlichen Sinne, er selbst hat seine

Lehre so bezeichnet: Maieutik, Hebammenkunst, und das war durchaus wörtlich zu nehmen (seine Mutter war Hebamme gewesen, er wusste immer genau und sachkundig, wovon er sprach). Denn lange bevor die Pythia in Delphi es in alle Welt hinausgeschickt hatte, wusste er selbst, dass er der weiseste aller Menschen war: Weil er eines mit Sicherheit wusste, nämlich, dass er nicht wusste, mehr noch: niemals etwas mit Sicherheit würde wissen können – weil er ein Mensch war (nicht im Sinne des alles rechtfertigten modernen *I'm only human!* jedoch). Aber er hörte nie auf zu fragen und weiterzufragen. Er fragte den Leuten Löchern in den Bauch, nahm das, was zum Vorschein kam, wendete es einige Mal und füllte dann ihre Köpfe damit (wo meist ziemlich viel Platz war); und es ist ein Wunder, dass die Athener ihn nicht schon lange vorher zum Schweigen brachten, einfach, damit endlich Ruhe war auf dem Marktplatz! Selbst wenn die Dialoge, die sein etwas übereifriger Schüler Platon überlieferte, nicht ganz der historischen Wahrheit entsprechen, sondern ein in Inhalt und Form sehr freies Referat dessen waren, was tatsächlich Tag für Tag auf dem Athener Marktplatz stattfand, oder neulich beim Symposion der schönen Diotima, so zeigen sie doch den Hebammen-Meister in Hochform: Das Gespräch startet harmlos, bei irgendeiner beliebigen Kleinigkeit, die man so dahinsagt, wenn man sich auf der Straße trifft oder beim Symposion zu viel von den sehr kleinen, aber dafür umso häufiger gefüllten Bechern Weines getrunken hat: *Also, ich meine ja, Sokrates, die Liebe ist – naja, eine Himmelsmacht, oder so ähnlich, wer hat das noch mal gesagt?* Und mit einem Ruck wacht

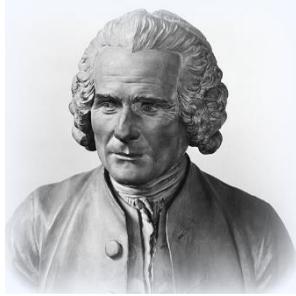
Sokrates auf – er hatte auch schon einige Becher intus –, zieht sich an seinem langen Bart, kraust die Philosophenstirn und sagt verdächtig freundlich: *Ach so, das meinst du, die Liebe sei eine Himmelsmacht, habe ich dich da richtig verstanden? Aber was meinst du eigentlich genau mit ‚Himmel‘, wenn ich fragen darf?* Der jugendliche Sprecher gerät ins Stottern, der Gedanke will nicht recht heraus, es kreist im Bauch und im Kopf, aber die eifrige Hebamme hat schon ausgeholt: *Du meinst vielleicht mit Himmel – die Götter, den großen Zeus und seine Ehefrau, die liebe reizende, wenn auch manchmal meiner Gattin Xanthippe etwas ähnliche Juno? Äh ja, wahrscheinlich,* murmelt der junge Mann, aber Sokrates kommt jetzt erst richtig in Fahrt, und es macht auch gar nichts, dass der überforderte Gesprächspartner von nun an auf Sätze wie „Ja, das hört sich richtig an“ oder „Ich denke, darauf können wir uns einigen“ oder „Keine Ahnung, aber wenn du es sagst, wird es wohl richtig sein, es erscheint mir auf einmal auch ganz einleuchtend“ eingeschränkt wird. Denn hier hat die *philosophia* ihr sehr ernsthaftes Geschäft begonnen, das darin besteht, einen konkreten Einzelnen, hier und jetzt, von der Ebene des unsicheren Meinens zu einem bessern Wissen hinzuführen; indem man sich nämlich über die Wörter verständigt und ihren genauen Sinn, und wie sie zusammenhängen mit der Welt und unserer Erfahrung in ihr, und wie man beides, Wörter und Welt, gemeinsam im schrittweisen Zurückgehen auf den Grund unserer Urteile zu einem temporär gültigen Gebilde namens ‚Wissen‘ zusammenfügen kann – ohne zu vergessen dabei, dass man genau und für immer natürlich nicht wissen kann. Aber man kann zusammen, in gemeinsamer Anstrengung, eine kleine Wahrheit zur Welt bringen; noch etwas erschöpft von der schweren Geburt, ein wenig nach Wein riechend, aber beseelt von der großen Weisheit des Sokrates und der Jugend und vielleicht sogar Schönheit des Schülers blinzelt sie ihre Eltern an: *Liebt mich, pflegt mich! Ich bin ein Keim des Wissens in einer Welt des Meinens! Auf mich könnt ihr bauen!*

Es gehört zur besonderen Ironie der *philosophia*, dass ausgerechnet der Mann, der mehr für die Erziehung der Jugend getan hatte als jemals einer vor ihm oder jemals einer nach ihm in all den kommenden Jahrhunderten, ausgerechnet wegen der Verführung der Jugend zum Atheismus zum Tode verurteilt wurde (aber natürlich

war das nur ein Vorwand; er wurde verurteilt, weil er die Jugend zum Denken verführt hatte, und das kann kein Staat dulden, noch nicht einmal eine Demokratie). Und Sokrates, so überliefern es seine Anhänger jedenfalls, nahm das Urteil an, obwohl er selbst seine lebenslange Speisung durch die Stadt Athen für gerechter gehalten hätte. Und er schickte seine weinende Frau und die Kinder nach Hause, er schlug die Fluchtpläne seiner Schüler in den Wind, und dann trank er wahrscheinlich noch einige kleine Becher Wein, bevor er den Schierlingsbecher leerte. Denn die *philosophia* ist die wahre Himmelsmacht und die einzige Göttin, und wer nur von ihr redet, aber ihr in seinem Handeln nicht folgen kann bis in den Tod, der hat sie nicht verstanden. Sokrates' Tod war kein Opfer, es war sein letzter und stärkster Beweis, und er führte ihn bis zum Grunde durch.

ROUSSEAU, DER PARADOXENMACHER

Sie nannten ihn Paradoxenmacher. Das war natürlich abwertend gemeint, es bedeutete: Dieser wirre Kopf versteht noch nicht mal sich selbst; all seine kranken Theorien, über den edlen Wilden, über die Rückkehr zur Natur, über das Eigentum als Quelle allen Übels im Zusammenleben der Menschen, das ist doch nur in der Einsamkeit – und was ist schon jemals gutes aus der Einsam-



keit gekommen, nur der Böse ist einsam! – zusammengesponnenes Zeug, um sich wichtig zu machen, um sich an seinen ehemaligen Pariser Freunden zu rächen, um die Frauen zu beeindrucken, um die Philosophen zu kränken. Sprang sie einem nicht geradezu in die Augen, diese fatale Paradoxenmacherei, in seinem Leben: Predigt das völlig weltferne Ideal einer sog. ‚natürlichen Erziehung‘ und gibt seine Kinder ins Findelhaus, eines nach dem anderen, und rechtfertigt sich dafür sogar noch! Predigt die vollkommene Liebe, die reine platonische Seelenfreundschaft, unabhängig von gesellschaftlichem Stand und Konvention und Sitte – und unterhält ein Verhältnis mit einer Wäscherin, wenn er sich nicht gerade von einer seiner adligen Gönnerinnen aushalten lässt! Und preist er nicht am Ende, in seinen skandalösen Memoiren, die er sehr zu Recht „*Bekanntnisse*“ nennt, denn sie bekennen alle möglichen Missetaten, Diebstahl, Lüge, abwegige sexuelle Phantasien, Betrug – preist er nicht, ausgerechnet, seine absolute Redlichkeit: Er, Rousseau, werde in diesem Buch etwas vorlegen, was die Welt noch nie gesehen habe; er werde einen Menschen zeigen in seiner ganzen Wahrheit, so wie die Natur ihn geschaffen habe, er werde nichts verschweigen, nichts verschönern, nicht auslassen – und dieser Mensch werde er selbst sein. Und niemand, der seine eigenen Taten und Worte, seine verdeckten und seine öffentlichen, mit der gleichen Wahrhaftigkeit prüfen würde, wie er, Rousseau, werde es dann noch im Angesicht Gottes wagen zu sagen: Ich war besser als dieser Mensch!

Nun, das war alles tatsächlich reichlich paradox; aber vielleicht ist ja die Wahrheit, zumindest die menschliche, wenn man ihr einmal unter den Schleier schaut, genau so: schockierend und erhebbend, beschämend und großartig, mal dies, mal jenes, und noch viel häufiger beides zusammen und durcheinander? Rousseau hätte sich ja auch durchaus verteidigen können, er hätte an unser allzu menschliches Mitleid appellieren und sich selbst als missbrauchte, verlorene Seele darstellen können. Er war krank, von Jugend an; er litt an einer Missbildung der Harndrüse, und die Not und die Peinlichkeit, die damit verbunden waren, waren nicht eingebildet, sondern sehr real. Seine Mutter starb bei seiner Geburt. Sein Vater, ein gebildeter Uhrmacher, kümmerte sich zwar vorbildlich um ihn und machte ihn zu einem begeisterten und unermüdlichen Leser, er musste jedoch eines Ehrenhändels wegen aus Genf fliehen und ließ seinen Sohn bei einem Pfarrer in der Obhut. Der junge Rousseau wurde geschlagen und misshandelt, wahrscheinlich seelisch und körperlich und wiederholt. Er wurde herungereicht, nirgends ging es ihm besser, bis er schließlich das tat, was er sein ganzes Leben lang immer wieder tun wird: Er ergreift die Flucht. Er durchlebt Abenteuer, aus denen man einen eigenen Roman machen könnte, er fällt auf Betrüger herein und wird selbst einer, er konvertiert zum Katholizismus (und später wieder zurück), er wird Bestandteil einer seltsamen *ménage à trois* bei einer Adligen, die er als „*maman*“ verehrt, und die Seltsamkeiten hören und hören nicht auf. Trotz alledem findet er Zeit, an seiner Bildung zu arbeiten: Er ist musikalisch begabt und erfindet ein neues Notensystem; und er bewirbt sich mehr oder weniger zufällig bei einer Preisaufgabe der berühmten Akademie in Dijon und wird mit einem Schlag berühmt, in ganz Europa. „*Hat die Wiederherstellung der Wissenschaft und Künste dazu beigetragen, die Sitten zu verbessern?*“, hatte die ehrwürdige Akademie gefragt – und dabei wahrscheinlich auf Antworten gerechnet, die das enthusiastisch bejahen würden: Schließlich hatte man endlich, endlich die Antike mit ihrer ganzen lästigen Vorbildlichkeit überwunden, man war modern, man hatte ganz neue Wissenschaften und ganz neue Künste entdeckt – und war nicht die Aufklärung auf dem besten Wege, die Moral neu zu begründen, ganz ohne die Rückendeckung der

Kirche, und ihr Licht bis in die letzten Winkel zu verbreiten, auf dass noch der letzte kleine Uhr- oder Schuhmacher von ihr erleuchtet und fortan moralisch und glücklich in gleichem Maße werden würde? Aber das, so antwortete Rousseau, stimmte doch gar nicht, oh wie sehr es nicht stimmte! Nein, frei war der Mensch nur so, wie ihn die Natur geschaffen hatte, als freien Wilden, der allein seiner Selbstliebe folgte – und das war ganz recht so, denn ohne Selbstliebe würde niemand überleben, ob Tier oder Mensch. Das war jenseits von Gut und Böse, es war mehr als Gute und Böse, es war die Wahrheit der Natur. Aber sobald die Menschen damit begannen, sich zu Gemeinschaften zusammenzuschließen – was irgendwann nicht mehr zu vermeiden war, die kulturelle Evolution hatte einfach zu große Vorteile im ewigen Überlebenskampf – , entsprangen die eigentlichen apokalyptischen Reiter der Zivilisation: Vergleich und daraus resultierender Neid; Eigentum und daraus resultierende Ungleichheit. An die Stelle der natürlichen Selbstliebe trat ihre degenerierte Zwillingschwester, die Eigenliebe, und von da an ging es bergab mit den Menschen, so sehr sie auch meinten, sich in einem immerwährenden Aufstieg zu befinden.

Immerhin, der Gedanke war neu und originell, und die Akademie hatte genug Größe, dafür einen Preis zu geben. Vielleicht wäre es aber besser gewesen, wenn Rousseau ihn nicht bekommen hätte, auch wenn das wieder einmal paradox klingt; denn die Berühmtheit bekam ihm nicht. Sofort begann er sich zu streiten, mit den etablierten Philosophen, den großen Pariser Enzyklopädisten, seinen ehemaligen besten Freunden – das Theater sei eine moralische Anstalt? Oh nein, das Gegenteil sei der Fall, unsittlich sei es und gefährlich. Natürlich hatte er selbst kurz zuvor sogar eine Oper geschrieben, sie war ein Erfolg, und es war ein Paradox mehr. Weiterhin gab er seine Kinder, trotz seiner wirtschaftlich deutlich gebesserten Situation, ins Findelhaus; in seinem Erziehungsroman *Emile* aber imaginierte er einen Erzieher, der geradezu symbiotisch mit seinem Zögling verschmilzt und alles tut, um ihn vor den verderblichen Wirkungen der Zivilisation zu beschützen. ‚Negative Erziehung‘ nannte er das, und meinte: Man solle der Natur möglichst wenig im Weg stehen, auch bei der Erziehung nicht. Die

Zeitgenossen spöttelten bereits über seinen vermeintlichen Kampfruf ‚Zurück zur Natur!‘, der bis heute wie ein schlechtsitzendes Etikett an ihm kleben geblieben ist: Nein, Rousseau meinte nicht, der Mensch sollte, wie ihm Voltaire vorwarf, zurück in die Wälder gehen und auf allen Vieren kriechen und sich von Eicheln ernähren, wie die Schweine. Aber er sollte wenigstens versuchen, sich möglichst weitgehend von den schädlichen Einflüssen der Gesellschaft, ihren Künsten der Verstellung und des schönen Scheins, ihrem Prah- und Imponiergehabe fernzuhalten, es korrumpiere nicht nur die Sitten, sondern letztlich auch den Staat. Denn dieser gründe, so beschrieb es Rousseau nun in seinem *contrat social*, der später für die Französische Revolution mit verantwortlich gemacht wurde, auf dem gemeinsamen Willen aller, die sich zu einem Vertrag zusammengeschlossen hätte und freiwillig ihre natürlichen Rechte einschränkten, um sie so zu stärken: Alle Macht solle künftighin vom Volk ausgehen – aber von einem Volk vernünftiger und aufgeklärter Individuen, die selbstbewusst ihren natürlichen Rechten entsagten, ohne sie jemals ganz zu vergessen, und dafür Pflichten auf sich nahmen. Das war ausnahmsweise nicht besonders paradox, aber dafür leider, wie schon bald die historische Erfahrung zeigte, vollständig unrealistisch, von geradezu platonisch inspirierter Naivität; und vielleicht war es das gerade deshalb, weil es einmal nicht paradox war.

Rousseau aber blieb sich treu und ging zurück in die Wälder. Nach einer Odyssee durch die Güter des französischen Hochadels und einer panischen Flucht nach dem Verbot des *Gesellschaftsvertrags* durch die Zensur, die ihn sogar nach England führte, fand er zwischendurch für kurze Zeit seinen Frieden auf einer Insel im Bieler See. Er kleidete sich als Armenier, in einem langen schlafrockartigen Gewand, das durch eine imposante Pelzmütze gekrönt wurde, streifte durch die Wälder, botanisierte und klöppelte; bis sie (das Volk, das unzivilisierte) kamen und Steine nach ihm warfen jedenfalls. Danach war die Ausweisung nur noch eine Frage der Zeit. Rousseau schrieb weiter, und jetzt schrieb er nicht mehr über Philosophie oder Politik oder Musik, er schrieb seine Autobiographie, die lang erwarteten *Bekenntnisse*, in denen es heißt: *Ich bin nicht gemacht wie irgendeiner von denen, die leben.* Ich bin der erste

Mensch, der seine ganze Natur zeigt, der den Schleier hebt und zeigt, wie unter dem von der Gesellschaft und von der Erziehung, von den Eltern und von den Erziehern, von den Autoritäten und den Freunden verformten Maske, der natürliche Mensch aussieht, der kein edler Wilder mehr ist, oh nein! Eines jedoch ist mir geblieben, und ich halte es heilig: Es ist die Wahrheit. *Vitam impondere vero* – ich habe mein Leben der Wahrheit geweiht, es ist meine eigene Wahrheit, und keiner kann sie mir nehmen. Und ist sie nicht das Einzige, was wir bewahren können, in dieser Welt der Täuschung und des Betrugs, in der wir von anderen genauso verraten werden wie von unserer eigenen fatalen Eigenliebe? Kann man also nicht der wahrste Mensch sein, und gleichzeitig der verworfenste – und damit eben nicht mehr der verworfenste, weil der allerverworfenste doch derjenige wäre, der noch nicht einmal seine eigene Verworfenheit anerkennt und offenlegt? Sind meine Paradoxien als schwacher Mensch nicht aufschlussreicher, wichtiger und belehrender als die große Philosophie mit ihrer künstlich erzwungenen Eindeutigkeit und ihrem logischen Hochmut?

Rousseau, der Paradoxenmacher, starb im Frieden mit sich und der Welt, nachdem er seine Bekenntnisse abgelegt hatte. Es ist überliefert, dass er vor seinem Tod noch in den Park hineinsah, in zwar künstlich-gebändigte, aber immerhin doch ein wenig Natur gebliebene Natur, und mehr konnte man nicht erwarten im Zeitalter der Zivilisation, und er war es zufrieden. Dass man seine sterblichen Überreste sechzehn Jahre nach seinem Tod, der *terreur* in Paris stand in der schönsten Blüte, ausgrub und ins Nationalheiligtum, das Panthéon nach Paris, überführte – vielleicht hätte er das Paradox geschätzt, das ihn am Ende zu einem Nachbarn Voltaires werden ließ, der so höhnisch die Nase über seinen Wilden gerümpft hatte. Aber es ist wahrscheinlicher, dass er lieber auf seiner Insel geblieben wäre, wo die Natur das Grab erobern kann und die Schmetterlinge in voller Freiheit über seine unsterbliche Seele flattern.

KANT, ODER: KOPERNIKUS IN KÖNIGSBERG



Natürlich hat die Geschichte eine Witzfigur aus ihm gemacht, wie noch aus jedem wirklich großen Mann. Man sieht ihn förmlich vor sich, den sorgfältig frisierten und etwas geckenhaft gekleideten, auf den Porträts langsam vor sich hin alternden Mann, wie ihn morgens sein Diener weckt, Lampe heißt er, pünktlich um 4.45 Uhr; wie er seinen Tagesplan pünktlich absolviert, jeden Tag genauso, wie er seine Spaziergänge unternimmt, nach denen die Königsberger angeblich ihre Uhr gestellt haben sollen. Zwischendurch aber, wenn er nicht an seinen monumentalen Werken arbeitet, darf er ein wenig Mensch sein: darf Gäste empfangen zu einem ausgiebigen Mittagstisch, plaudern und sie mit Anekdoten unterhalten. Allerdings soll er nie selbst gelacht haben über seine Anekdoten, und das kennzeichnet ihn vielleicht besser als all die anderen Legenden und Mythen, die sich längst verselbständigt haben: Er hatte Pflichten als Gastgeber, die Gäste mussten unterhalten werden, und war das nicht ein Fall für den Kategorischen Imperativ? Wollte man nicht selbst gut unterhalten sein, wenn man seine Freunde aufsuchte und das Mittagessen sich wieder einmal in die Länge zog? Der Erfolg dieses Unternehmens jedoch lag außerhalb dessen, was noch der Moralischste in seinem Pflichteifer leisten konnte; und niemand konnte einen verpflichten, die eigenen Scherze komisch zu finden! Dann aber kehrte man zurück in sein Studierzimmer, während Lampe vielleicht abräumte, und man revolutionierte die Philosophie, so wie damals Nikolaus Kopernikus, ein anderer Ostpreuße, der die Weltsicht seiner Zeitgenossen auf den Kopf gestellt hatte. So wie sich nämlich die Erde um die Sonne drehte, und nicht etwa umgekehrt, so waren es nicht die Dinge, die unser Verstand erkannte; es war vielmehr ganz

umgekehrt, der Verstand gab den Dingen ihre Erscheinungsweise, und immer nur spiegelte der Verstand selbst sich in der Welt; die Welt aber war unberührbar, rein, ein Ding an sich, von dem der Mensch nichts wissen konnte. Um das jedoch zu zeigen, musste Kant Königsberg nicht verlassen, und er hat es auch nie getan: Rufe ergingen an ihn, ruhmvolle, an große Universitäten, er lehnte sie ab und blieb mit Lampe in Königsberg. Er wurde zum Mitglied der berühmtesten Akademien ernannt und blieb in Königsberg. Er wurde von der Zensur verfolgt und blieb in Königsberg. Seine Lehre verbreitete sich nach gewissen Anlaufschwierigkeiten geradezu rasend, man war Kantianer oder man war nichts mehr in der Philosophie; er hatte Jünger und Gegner, mit beiden korrespondierte er – und blieb in Königsberg.

Dort jedoch, in Königsberg, baute er immer weiter an seinem Werk, und das ist ein Bild, das er selbst immer wieder benutzt hat: Er errichtete einen architektonisch wohlgegliederten philosophischen Palast, mit endlich gesicherten und soliden Fundamenten, seinen drei *Kritiken* nämlich. Denn wäre er nicht selbst beinahe, als junger Mensch, den Verführungen eines haltlosen Skeptizismus anheimgefallen, nachdem er David Hume gelesen und verstanden hatte? Hatte der Schotte nicht demonstriert, dass all unsere Erkenntnis auf Wahrnehmung und Beobachtung beruht, und dass man niemals, kategorisch: niemals, auf dieser Basis eine strenge Beziehung zwischen Ursache und Wirkung, genannt Kausalität, herstellen könne? Denn woher sollte man wissen, ob ein oft beobachteter Wirkungszusammenhang nicht doch nur eine Häufung von Zufällen, eine zeitliche Gleichzeitigkeit war, oder ob die Beobachtung mangelhaft war? Kausalität jedoch war nicht irgendetwas; Kausalität, die eindeutige Beziehung von Ursache und Wirkung, war die Basis der Philosophie seit der Antike, und ohne sie würde der ganze Bau der Metaphysik in sich zusammenbrechen, das Denken hätte keine Gesetze, mehr und Anarchie wäre die Folge.

Das konnte und das durfte nicht sein, fand Kant. Und er machte sich an die Arbeit, indem er ein neues Fundament suchte, es sollte die Zeit überstehen und ein- für allemal zeigen, dass Philosophie als ernsthafte Wissenschaft möglich sei! Und so entwarf Kant seine

Kritiken (in denen nicht gemäkelt, sondern Aufbauleistung erbracht wird!). Er arbeitete eine Architektonik aus, indem er einen Stein auf den anderen setzte und jeden auf seine Tragfähigkeit prüfte, und dann noch einmal prüfte, und wenn er nicht tragfähig war, weil er in Antinomien, Paralogien und andere Sackgassen führte, verwarf er ihn und suchte einen neuen. Er erfand dabei eine neue Sprache, es war notwendig, weil er sonst all die alten Missverständnisse mit eingebaut hätte, und sie hätten das Fundament unnötig geschwächt. Der Bau wuchs und wuchs, er war nicht schön, aber wohlgegliedert; er hatte viele Verstreбungen zwischen den einzelnen Teilen, die sich gegenseitig stützten, er war unglaublich kompliziert konstruiert, ganze Generationen von Nachfolgern sollten sich in ihm verlaufen; aber er war, im Großen und Ganzen, folgerichtig, und schließlich hatte keiner behauptet, Philosophie sei etwas, was das Denken leicht machte, im Gegenteil: Aber er machte es durchsichtig.

Aber noch nicht einmal darum ging es ihm in erster Linie, wenn auch ganz bestimmt in zweiter. Denn Kant war nicht nur ein guter Aufklärer, der mit dem *sapere aude!* – wage zu denken, und zwar selbst und ohne Autoritäten und ohne Risiko-Lebensversicherung – der Aufklärung ihr Motto gegeben hatte. Er war zudem ein religiöser Mensch, wenn auch nicht im kirchlichen Sinne; er glaubte an die Vernünftigkeit der Welt, an ihre zweckmäßige Konstruktion, an einen großen übergeordneten *logos*, ob er nun Gott oder wie auch immer hieße; und nichts wäre schlimmer für ihn gewesen, als mit dem Beweis, dass wir die Welt niemals an sich selbst erkennen würden, auch Gott abzuschaffen. Aber leider wurden, als er sich der Spitze seines Palastes näherte, einige Tricks nötig, kleine kopernikanische Wenden sozusagen. So führte die *Kritik der reinen Vernunft* notwendig, über viele Stufen und verschlungene Wege, leider zu der Schlussfolgerung, dass eine spekulative Erkenntnis allein mit Mitteln der reinen Vernunft unmöglich, mithin kategorisch: unmöglich sei. Mit ihr konnte man nicht Gott beweisen, nicht die Unsterblichkeit der Seele, ohne die doch alles Leben in dieser Welt des Scheins und der Täuschung sinnlos war; nicht die Freiheit des menschlichen Willens, das, was den Menschen aus der Masse der Schöpfung hervorhob, ihn einzigartig, der Erlösung

würdig machte, weil er ein Bürger zweier Reiche war, nicht nur der unfreien Natur, sondern auch des freien Geistes. Aber leider, leider würde man das alles niemals mittels spekulativer Philosophie beweisen können, und das wenigstens war nun völlig gesichert.

Aber könnte man nicht vielleicht – und jetzt kommt der kleine Salto – könnte, nein, müsste man nicht die Ideen der Vernunft als ‚regulative Prinzipien‘ benützen? Man musste dafür nur ein kleines, unschuldiges ‚als ob‘ einsetzen. Es würde also niemals erweisbar sein, dass Gott die Welt vernünftig erschaffen hatte und den freien Menschen mit seiner unsterblichen Seele in ihr; aber unser Denken tut zwingend so, als ob dies alles der Fall wäre. Denn ohne diese Annahme würde alles Denken keinen Sinn machen. Alle drei Prinzipien waren, wie er es dann in der *Kritik der praktischen Vernunft* nennen würde, ‚Postulate‘: unbedingte Forderungen, die sich absolut zwingend daraus ergeben, dass es eine intelligible Welt, eine Welt des Geistes, eine Welt der Vernunft, eine Welt der Zwecke gab, die kategorisch und denk-notwendig unterschieden war von der Welt der Natur, der Empirie, der Sinnlichkeit und Täuschung. Denn wenn es sie nicht gab – dann war sowieso alles vergebens, dann würde es keine Philosophie mehr geben und keine Hoffnung. Der Bau der kritischen Vernunft würde zerfallen, wie noch alle Systeme vor ihm. Und als der Palast der Kritiken fertig war, als die Konstruktion stand, war Kant nicht etwa zufrieden, nein, er schrieb vielmehr unermüdlich weiter: Denn nun konnte er daran gehen, die Räume zu beziehen, sie auszustatten mit Inhalten, mit Rechts- und Religionsphilosophie, mit Anthropologie und Geschichtsphilosophie, mit dem, was er in einer eigentlich in ihrer Paradoxie originellen Formel die *Metaphysik der Sitten* nannte. All das aber hat die Philosophiegeschichte, die ihn schon zu Lebzeiten in ihr Pantheon erhob, nicht so sehr interessiert: Berühmt wird man als Baumeister, nicht als Innenausstatter.

Mit 84 Jahren, gut zwanzig Jahre nach seiner ersten *Kritik*, starb Kant in Königsberg, wo sonst, wahrscheinlich an Altersschwäche; er war schon seit längerem kränklich gewesen und hatte seine tägliche Routine aufgegeben, auch seine geistigen Fähigkeiten verließen ihn nach und nach. Seine letzten Worte sollen gewesen sein: *Es*

ist gut so (ein letztes Postulat angesichts der letzten Notwendigkeit: dem Tod). Die Gedenktafel, die die Stadt Königsberg wenig später für ihren berühmtesten Sohn anbrachte, zitiert diejenigen Worte, die auch all die verstehen konnten, die sich in Kants philosophischen Palästen verlaufen hatten oder gleich an der Pforte wieder verschreckt umdrehten: *Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir*. Sie gehen ein wenig ans Herz, zumindest was den Blick in die Sterne betrifft, während die Berufung auf das moralische Gesetz wohl heute in den meisten allenfalls ein Gefühl der Leere hervorruft; Kant halt. Man versteht Kant aber nur wirklich, wenn man diese beiden Gefühle versteht. Denn beide bezeugen sich bei Kant gegenseitig, das unendliche Universum und das ewige moralische Gesetz, und mit dem einen fällt das andere. Und natürlich kann man Moralität auch ohne Vernunft denken, ohne einen Weltenschöpfer, ohne einen bis heute immer noch nicht recht nachweisbaren freien Willen und ohne die Aussicht auf Unsterblichkeit; aber es ist gefährlicher (und man bleibt damit nicht in Königsberg).

FRIEDRICH NIETZSCHE UND DER EWIGE MITTAG

Unsterblich sollte er werden mit dem Satz, das Gott tot sei. Dabei war das nun wirklich nicht sonderlich neu; längst hatte sich der Glaube an die Welt sehr vieler Menschen verabschiedet, und die neuen Götter hießen ‚Wissenschaft‘ oder ‚Technik‘ oder ‚Krieg‘ oder, der größte von ihnen allen, ‚Geld‘. Aber das war wahrscheinlich auch der Grund dafür, dass ausgerechnet dieser Satz an ihm hängen blieb: Die meisten seiner anderen Sätze, die wirklich neu und revolutionär waren, waren viel zu schlimm zu denken, und sie hätten noch viel weitreichendere Konsequenzen gehabt, wenn man sie ernst genommen hätte. Denn hatte Nietzsche nicht auch die Moral für tot erklärt, die religiös unverdächtige Schwester der in Verruf geratenen Religionen? „*Jenseits von Gute und Böse*“ erst finde das eigentliche Leben statt, so hatte er geschrieben; Moral sei für Schwächlinge, sie sei, wie auch das Christentum, Ressentiment – ein schwieriges Wort, so sperrig wie der Gedanke, den es transportiert: Es drückt das unangenehm-peinlich Gefühl von Zu-Kurz-Gekommenheit aus, dass nun in Rache an den Besserverdienenden, Besserdenkenden, Besserhabenden, Besserkönnenden umschlägt, indem es die eigene Schwäche verherrlicht, die ererbte Unfähigkeit übertüncht, die menschlichen Mängel zu Vorzügen erklärt; und der Heiland der christlichen Religion, der Sohn eines soeben für tot erklärten Vaters, ist nur derjenige, der diese neue Sklavenmoral am erfolgreichsten propagierte. In Zeiten politischer Korrektheit hätte Nietzsche nicht fünf Minuten überlebt, obwohl er wahrscheinlich ein begabter Twitterer gewesen wäre: Die kurze Form war seine Stärke, er schrieb keine gelehrten Abhandlungen oder dicken Bücher, noch nicht mal in seiner Frühzeit als hochbegabter Wunderkind-Altphilologe. Schon damals, als er noch Förderer und Freunde hatte, war er entschieden eigensinnig und unversöhnlich; er verehrte seine großen Vorbilder wie Helden –



Schopenhauer gehörte dazu und Richard Wagner – und dann verachtete er sie, zutiefst. Der Ausgleich war seine Sache nicht, sondern das Extrem, die Zuspitzung des Gedankens in der auf tödlichen Hochglanz polierten Form seiner Sätze und Absätze, die keinerlei Rücksicht nahmen, auf niemand, sondern in ihrem erbarungslosen Glanz ebenso erschreckten wie faszinierten. Nahm er dann Rücksicht auf sich selbst? Nein, er hat seine Freundschaften dem Werk und den riesenhaften Fortschritten seiner Erkenntnis geopfert, wenn sie nicht mehr mithalten konnten oder wollen. Er hat nur einmal um eine starke Frau gefreit, sie hat ihn abgelehnt, und fortan verachtete er die Frauen; schwache Wesen, auch sie. Seine Familie, die ihn später, als er endgültig verrückt geworden war, pflegte und unterstützte – sie war ein Quell des Zornes und der Peinlichkeit. Sogar die Wissenschaft hatte er geopfert, weil sie sich vom Leben verabschiedet hatte; er macht Sokrates dafür verantwortlich und seine fatale Fixierung auf das Wissenwollen, wo es doch nun wirklich Wichtigeres gab: Lebenwollen zum Beispiel; später wird er es ‚*Wille zur Macht*‘ nennen. Aber bevor er seinen Abschied aus der Wissenschaft nahm, malte er ein ganz neues Bild der griechischen Antike, die er so intensiv studiert hatte wie kaum jemand zuvor: Es war ein zwiespältiges Bild, eine Maske mit zwei Seiten, eine lachenden und einer weinenden; denn zwischen Apollo, dem jugendlichen Gott der Schönheit und des Lichts und des wachen Traumes, und seinem Widersacher Dionysos, dem bocksbeinigen Gott der Ekstase und des Rausches, fand ein ewiger Kampf statt. Und der Mensch war dabei nicht etwa ein unbeteiligter Zuschauer, sondern in ihm selbst tobte dieser Konflikt, mit Apollo wollte er erkennen, wollte er unterscheiden, wollte Individuum sein, unverwechselbar und einzigartig, und ewig leben; und mit Dionysos wollte er alle Unterschiede und sich selbst vergessen, wollte Eins werden in einem großen Rausch und vergehen, immer wieder lustvoll vergehen.

Heute würden all die Hobby-Psychologen wohl sagen, dass Nietzsche an diesem Konflikt zugrunde ging; aber Nietzsche war kein Freund der Psychologen, dieser Alles-Erklärer und -Versteher, obwohl er selbst einer der größten und erbarmungslosesten war. Zwei Dinge hingegen liebte er wirklich und grenzenlos, sie

allein schienen seiner immer noch weiter wachsenden Zerstörungskraft gewachsen, mit der er weiter einschlug auf die unterschiedlichen Scheinwelten, in denen sich die Menschheit wohnlich eingerichtet hatte, um dem dionysischen Grauen des Lebens nicht mehr ungeschützt ins Auge sehen zu müssen: Das Hochgebirge, wo er auf endlosen Spaziergängen sein Werk heraufbeschwor; im Gehen, nur so konnte man denken, was bildeten sich all diese Stubenphilosophen eigentlich ein auf ihre künstlichen Konstrukte aus Stubenluft? Und das zweite war das Meer, das endlose, mal spiegelglatte, mal aufgewühlte Meer, der einzige Ort, wo er sich der Unendlichkeit Aug in Auge gegenüber sah. Es war der endlose Mittag der Erkenntnis, wo eine glühende Sonne schonungslos alles erhellte, und wo der Philosoph auf die härteste Probe gestellt wurde: Was bleibt im Angesicht der Unendlichkeit des Meers, des Weltraums, der Sterne, was in der unendlichen Wiederholung der Weltzeit, der immerwährenden Wiederkehr des Gleichen? Und Nietzsche kam, nachdem er alles zerstört hatte, woran er sich selbst hätte halten können, auf die verwegenste Lösung von allen: Nur dasjenige Leben sei es wert gelebt zu werden, dass auch noch zu dieser ewigen Wiederholung des Immergleichen in jedem Moment ja, ja, ja! sagen konnte. Es war nun nicht etwa so, dass Nietzsche ein Hedonist war, im Gegenteil: Er hatte lebenslang schwere Krankheiten, physische und psychische, erlitten; er war nicht etwa reich, er lebte nicht im Luxus, der einzige Luxus, den er sich gönnte, waren eben das Hochgebirge und das Meer. An ihnen konnte man wachsen, nicht an dem, was Stubenphilosophen auf akademisch gepolsterten Lehrstühlen absonderten. Und so rang Nietzsche mit dem Leben, so erfand er den Übermenschen: nicht die simple blonde Bestie, die die Nazis aus ihm machten, sondern ein freier Mensch, der tanzen konnte, oh, wie Zarathustra tanzen konnte! Und er machte Gedichte und sang, er lebte mit den freien Tieren in der freien Natur, abseits der Gesellschaft, und er hatte nur ein einziges Ziel: Das Leben zu steigern, immerfort zu steigern, es schöner zu machen und stärker und am Ende so groß, dass er der Wiederholung in der Unendlichkeit ins Auge blicken konnte mit der Gewissheit: Du machst mich nicht klein! *Ecce homo*, hier

siehst du einen Menschen! – so nannte er eines seiner letzten Werke, mit dem er sich endgültig an die Stelle von Christus setzte.

Aber es ist nicht leicht, ein freier Philosoph und Weltzertrümmerer zu sein, wenn man in dieser Welt der Kleingeister und Moralisten lebt. Man erntet zwar erste Zustimmung hier und da, in Kopenhagen soll sogar einer eine Vorlesung über das Werk halten! Man hat zwar keine Freunde, aber Kontakte, neue, vielversprechende. Es könnte alles noch gut werden, vielleicht ist die Zeit ja doch inzwischen reif für das, was man ihr vor die Füße geworfen hat und was sie mit Füßen getreten hat, anstelle es aufzuheben, mit freiem Geist zu betrachten und nicht nur seine Zerstörungskraft zu sehen, sondern seine befreiende Kraft, seinen Aufruf, das Leben zu steigern, seine ganze neue *fröhliche Wissenschaft*! Aber vielleicht hatte er doch das Universum beleidigt, vielleicht sah irgendwo ein düsterer Schicksalsgott auf ihn hernieder und beschloss, dass es genug sei. Und so begab es sich, dass einer der freiesten und mutigsten Lebensphilosophen aller Zeiten, nachdem er Gott für tot erklärt hatte und den Menschen im Allgemeinen für ein unbedeutendes Insekt in einem abgelegenen Winkel des Universums und allein dasjenige Leben für lebenswert, dass sich selbst feiern und steigern und ewig wiederholen will – es begab sich also, dass dieser Friedrich Nietzsche am 3. Januar 1889 in Turin einem von seinem Herrn geschundenen Kutschpferd weinend um den Hals fiel. Man sagt, dass er danach endgültig wahnsinnig wurde, aber zu vermuten ist, dass er in diesem einen Moment hellsichtig wurde und sein eigenes Leiden als das erkannte, was es war: ein Opfer für eine bis in alle Ewigkeit uneinsichtige und undankbare Menschheit, die lieber auf vermeintlich gefühllose Kreaturen eindrischt, als sich einmal nur am Riemen zu reißen und den Karren selbst aus dem Dreck zu ziehen, in den sie ihn aus Gedankenlosigkeit und Selbstsucht und Schwäche versenkt hat. Vielleicht ist er dionysisch geworden, und sein Wahnsinn war nur die zweite, rauschhafte Hälfte eines Lebens, das sich bis zu diesem Zeitpunkt in außerordentlicher apollinischer Hellsichtigkeit vollzog. Es wäre schön zu denken – aber wahrscheinlich dann doch zu versöhnlich. Lassen wir ihm seine Tragik.

II. GEISTER-GESPRÄCHE



MARX, HEIDEGGER UND RILKE TREFFEN SICH MIT HARTMUT ROSA IM WELTINNENRAUM UND SCHWINGEN SICH EIN WENIG EIN, ODER: EIN RESONANZBERICHT

Anlässlich einer Lesung von Hartmut Rosa in Freiburg

Der Schwarzwaldhuber trägt eine etwas abgetragene Strickjacke, besser: eine geradezu akademisch wohl ausgewogene Mischung aus Strickjacke und Sakko, und dazu einen nur leicht aufgetragenen jungenhaften Charme. Keine Lesebrille, wenig graues Haar, erste sympathische Falten. Einer von uns, hier, in der akademisch-ökologisch-friedensbewegten Hauptstadt der Republik, der heimlichen Hauptstadt aller ein wenig südlich schlagenden deutschen Herzen sowieso. Von draußen könnte leise Sambamusik hereindringen, wie jeden Montag, wenn sich vor der Mensa Pärchen in allen denkbaren und undenkbbaren Geschlechterkompositionen über eine improvisierte Tanzfläche schieben. Wenig Autos, sowieso. Zwischen den jungen Studentinnen und Studenten (mehr männlich, heute, Soziologie ist ein männliches Fach) und den dazwischen gesprenkelten alten weißhaarigen Männern, denen man wirklich, man kann es nicht anders sagen, den lebenslang angesammelten Tiefsinn von der Stirn ablesen kann, verstreuen sich die selbstverständlich grünwählenden und –denkenden Bildungsbürgerinnen. Heidegger würde nicht einmal besonders auffallen hier, höchstens an dem angewiderten Blick, mit dem er das ‚Gestell‘ bedenken würde, das sehr zierliche *apple*-Laptop auf dem Rednerpult und die dahinter prangende Eingangsfolie: Fotos, vom „*gefährlichsten Mann der Welt*“ (Rosa über Marx), mit Rauschbart natürlich, dessen Geburtstags wir hier feiern, und Fotos von seinen Anhängern, wie sie Plakate hochhalten, was genau draufsteht, ist nicht zu sehen, aber dort, sieht der junge Mann mit dem etwas schmaleren Bart nicht aus wie – Hartmut Rosa, vielleicht ja der gefährlichste zeitgenössische Soziologe? Ach, wie die Bilder täuschen können.

Das Publikum im wohlgefüllten Saal jedoch ist wohlgestimmt, und das ist wohl die beste Ausgangssituation für einen Vortrag, der lange um den zentralen Begriff herumgeistern wird (er steht aber schon oben über jeder Folie, dort, wo keiner hinschaut, im Rahmen halt) und andere Kulissen in den Vordergrund schiebt, dann aber, mit erheblicher Beschleunigung, sozusagen beschleunigt beklagter und noch beschleunigter reflektierter Beschleunigung, in den letzten zehn Minuten in den Vordergrund galoppieren wird, und nicht eine Minute kommt er zu spät! (Wer in Freiburger Vorträgen nicht pünktlich zum Ende kommt, den bestraft der Hausmeister, der wahrscheinlich fragen würde: Heidegger? Für wen spielt der? Rosa? Nie gehört, aber egal, alle jetzt raus hier! Na gut, Marx darf noch ein wenig bleiben, ist ein guter Kumpel von mir, mit dem ich gelegentlich Skat spiele, natürlich mit dem *Links-ist-Trumpf*-Blatt, Ehrensache!) Nein, die Resonanz kommt akademisch pünktlich; das wahrhaft Erstaunliche aber ist, mit welcher Macht sie kommt. Denn das Publikum wurde durchaus systematisch durch ein kompliziertes Modell mit drei horizontalen und zwei vertikalen Ebenen geführt, es hat sehr viele, sehr lange neue Wörter gehört (Weltreichweitenvergrößerung, man ist versucht nachzuzählen, siehe da: ein Wort mit sechs E's bei insgesamt neun Silben, aber wahrscheinlich hat das nichts zu tun mit der unheilvollen Sucht nach Steigerung und ewigem Wachstum, von der der Referent gerade so jugendlich engagiert und so aktuell inspiriert spricht, die Flüchtlinge rudern verzweifelt vorbei, immer schneller und keiner will sie haben, der Plastikmüllteppich vergrößert sich beim Sprechen schon wieder, wahrscheinlich auch um sechsfache) – aber das alles war gut verträglich und nett verpackt: Brav spuckte *powerpoint* jede einzelne relevante Zeile aus, unterstrich freundlich das Wichtigste für den eiligen Leser und überblendete mit der ihm eigenen Magie die Übergänge (was eine noch zu schreibende Geschichte ist: der Ersatz der logischen Konsequenz, der gedanklichen Überführung, der sprachlich-konjunktivischen Verbindung durch die magische Formel: „*nächste Folie!*“) Und während wir uns noch alle freuen, weil wir etwas Neues sehen, und weil wir uns darauf stürzen, als hätte der Geist die letzten sechs Monate keine geistige Nahrung erhalten – er ist aber gegen

Ende des Semesterendes leicht übersättigt und rülpsst gelegentlich ungehörige Seitenbemerkungen vor sich hin –, haben wir schon, ruckzuck, vergessen, was auf der vorigen Folie eigentlich draufstand. Wird schon passen, ist ja eine Tabelle, und die hat Spalten und Zeilen, und man kann sich orientieren. Immer besser sogar, wenn man einmal genau hinschaut: Schon hat man sich auch auf dieses ‚Gestell‘ eingeschungen, will wissen, was noch genau in der zweiten Spalte vierte Zelle von oben fehlt und schreit sozusagen innerlich nach dem Kreuzworträtselwörterbuch (nur sieben Silben, aber eine sehr schöne Vokalenmischung!)

Aber konzentrieren wir uns auf den Inhalt, *content* sagt man ja heute, und was man meint, ist: *content* ist beliebig, lästiges Beiwerk des alles umfassenden Designs und beliebige Befüllung des Rahmens, nehmt es nicht so genau, wir können auch die Spaltenbreite ändern, die Schriftart, die ganze *design philosophy*. Es soll also um Kritische Theorie gehen, das hat der sympathische nicht mehr ganz junge, aber so jugendlich unverstellt plaudernde Schwarzwald-bub, der so komische lange Wörter erfinden kann, gesagt. Und damit wir uns etwas darüber vorstellen können, hat er ein wenig Adorno herbeizitiert (die Älteren gruseln wohl die Schultern und erinnern sich dunkel an ziemlich unverständliche, aber mit der Allgewalt erbarmungsloser Kritik auf eine ziemlich wehrlose, weil leider: falsche Realität eindreschende Texte und Seminare; ein wenig Erinnerungsresonanz schwappt hier und dort auf, die jüngeren spüren sie immerhin an den Rändern und haben ja auch die ein oder andere Geschichte von den Elchen gehört). Wir erwarten also, immer wohlgestimmter, eine Art Kritische Theorie 2.0 (oder sind wir schon bei 4.0 angekommen, die Kritische Theorie aller Dinge im großen weltweiten Netz?), die sich, so Rosa unvermindert lausbubenhaft und engagiert, in der Pflicht sehe, nicht nur alles Mögliche zu analysieren, zu diagnostizieren (er sagt zum Glück gar nicht kritisieren in an dieser Stelle, wie klug, wie klug, wie außerordentlich klug!), sondern man müsse einen Therapie-Vorschlag machen. Für das richtige Leben, ob im falschen oder in einer Art Oase innerhalb des falschen oder einem fernen Exil weit weg vom falschen, das bleibt gnädig unklar; es ist ja auch eigentlich kein richtiges Leben, sondern, das haben wir von der Philosophie

gelernt, die so klug, so klug, so außerordentlich klug ist, ein – nee, immer noch falsch, auch kein gutes, sondern ein „gelingendes“ (man könnte kurz erwägen, ob das nicht ein Wort ist, das im Unterschied zu richtig/falsch und gut/schlecht vielleicht Grade kennen könnte, Komparative, Stufen – aber dann wäre es ja möglicherweise steigerungsfähig, immer gelingenderer, sozusagen, und das wäre doch – nein, hören wir weiter zu). Soziologie ist also die neue Pathologie sozialer und kultureller Zustände, und der Soziologe der neue Therapeut; ob die Krankenkasse die Kosten übernimmt, gesamtgesellschaftlich selbstverständlich, wird noch geklärt. Alle freuen sich ein wenig auf diese schöne, neue gelingendere Welt, und nur ganz weit im Hinterkopf, vielleicht von Heidegger, nagt der Verdacht: Und was passiert, wenn die Gesellschaft dann geheilt ist? Was machen all die krankenkassenfinanzierten Soziologen dann? Fischen gehen, natürlich, hätte Karl Marx gesagt, Hartmut Rosa spricht auch gern vom Tennisverein und vom Bolzplatz in seinem schwarzwälderischen Heimatdorf, wo es sicher auch fischreiche, springende Bächlein gibt, von geringer Weltreichweite, versteht sich. (Lessing, der gern ein Spielchen spielte und immer zu wenig Geld hatte, hingegen hätte gesagt: *„Ach Gott, wenn du in der rechten Hand das immerwährende gelingende Leben verschlossen hältst und in der linken die immerwährende Suche danach, obschon mit dem Zusatz, mich immer und ewig im Mislingen zu verstricken“* – und an dieser Stelle darf jede selbst den Satz vollenden).

Aber nun gut, wir greifen voraus in unserer blinden Beschleunigungswut (wir wissen den Hausmeister im Rücken, wir kennen ihn nur allzu gut), denn später werden wir lernen, dass Resonanz unverfügbar ist, und das ist auch gut so. Erst einmal bleiben wir bei Marx, und wir bekommen die schönsten aller Marx-Zitate auf dem virtuellen Silberteller mit dem Apfel serviert, sie klingen gar nicht so böse, wie man sich den real existierenden Sozialismus immer vorgestellt hat, sondern so klug, so klug, so außerordentlich klug, dass sich geradezu Marx an die Stelle von Gott schiebt, ein wenig schief aus dem Bart grinst und sagt: *„Und wenn ich in meiner rechten Hand das Kapital hätte, das sich immerfort mehrende, vervielfältigende, allein zu unbegrenztem Riesenzwachstum fähige Kapital, und in*

meiner Linken das – äh, nun ja, das mühsame Streben danach, die tägliche, stündliche Arbeit, die Maschine, das ‚Gestell‘ und die stupide Wiederholung; Entschuldigung, ich muss noch einmal nachschauen, die Alternative ist ja wirklich zu blöd, achso, ja, hier hab‘ ich’s: das freie und selbstentfremdete Leben, die Zeiteinteilung nach Lust und Laune, gemeinsamer Besitz und gemeinsame Freuden (ja, wenn es sein muss, auch Frauen) und die ewige Seligkeit jenseits der Versklavung durch das Kapital und seine endlose Fressgier!“ – und an dieser Stelle darf jeder selbst den Satz vollenden. Wir nehmen jedoch mit, in weiter hoher Stimmung und Mitschwingung, die sich sogar angesichts der Marx-Lektüre und ihrer Gefahren als stabilisierend bewährt hat: Das Geld ist schuld. Das Geld ist, seiner Natur nach, maßlos; es will sich nur vermehren, vermehren, vermehren, ohne jeden Zweck, ohne jedes Ziel, es tut es um – des Mehrwerts willen. Was ein wenig erleichternd ist, wenn man anfängt darüber nachzudenken: Es sind gar nicht die armen Kapitalisten, versuchte, verführte, dem heiligen Mehrwert hörige Menschen. Es sind auch nicht wir selbst, wenn wir mal wieder allzu viel sinnlos akkumuliert haben und dann in ebenfalls maßlosen Konsum verfallen sind. Es ist einfach der personifizierte Mehrwert, der so wenig beherrschbar ist wie Goethes magischer Besen, der ja auch nur einen ganz besonderen Mehrwert erzeugt hatte, unstillbare Wasserströme nämlich, und während wir noch schreien: „Gelder, Gelder, seids gewesen!“, hat sich der Zaubermeister längst verdrückt und ist mit Marx und Rosa fischen gegangen. Oder?

Währenddessen sind wir bei der, Zauberwort ohnegleichen: ‚Weltreichweitenvergrößerung‘ angekommen, sechs ganze E’s, man versucht die ganze Zeit, wenig hilfreiche und stimmungsschädliche Assoziationen an die *Deutsche Welle* (gute Sache, eigentlich, oder?) oder die allfälligen Penis- oder Brustvergrößerungen zu verdrängen, das gelingt auch, schließlich ist das hier ein wirklich, wirklich guter Vortrag, systematisch, gedankenreich, originell, engagiert, gelegentlich mit Anekdotchen aus dem Leben gespickt und mit den niedrigsten selbstbezüglichen Pirouetten für die Kenner. Also, Weltreichweite – das könnte ja eigentlich etwas ganz Gutes sein, sagt über die Assoziationswidersprüche hinweg meine innere Stimme, die sich gern etwas darauf zugutetut,

möglichst viel ‚Welt‘ – naja, vielleicht nicht direkt zu besuchen oder zu erobern, aber zu betrachten, zu erleben, zu bedenken, zu befragen, zu besinnen, und dann, ja, auch das, zu bedenken, zu ordnen, zu gestalten, zu verwandeln. Bisher dachten wir das jedenfalls, meine innere Stimme und ich (wir sind uns nicht immer einig). Eine literarisch gebildete Unterstimme schrie außerdem ständig ‚Weltinnenraum‘ dazwischen, kompliziertes Konzept von Rainer Maria Rilke, trotz großer Wortlänge nur vier Silben und zwei E’s, und wie immer wurden die anderen Stimmen dann etwas still und etwas unsicher, weil wir es alle noch nicht so ganz verstanden hatten, und einige von uns fürchteten sich auch ein wenig vor einem ins Unendliche ausgedehnten Weltinnenraum, in dem man sich ja den ganzen Tag verlaufen müsste, und niemals, niemals, stieße man an eine freundlich abweisende Grenze! Aber nun gut, Weltreichweitenvergrößerung. Natürlich verstanden wir alle ungefähr, was das Problem damit war, schließlich waren wir alle schon auf internationalen Flughäfen gestanden und hatten uns geschämt, und wir hatten uns auch geschämt, wenn wir exotische Südfrüchte oder Erdbeeren im tiefen Winter gekauft hatten, oder wenn unsere blöden Plastik-Q-Tips die Mägen von so herzerreißend und weitreichend singenden Wälen verstopften. Aber irgendwie wollte meine innere Stimme keine Ruhe geben und meckerte vor sich hin: Ja klar, jetzt schimpfen wieder alle auf Quantität, auf das Mehr-Mehr-Immer-noch-Mehr; aber ganz ohne ‚Mehr‘ wäre wohl auch nicht viel ‚Besser‘ zu erwarten, wir würden den ganzen Tag auf einem Fleck sitzen und fischen, dann die Fische wieder reinschmeißen, voll traumatisiert natürlich, und nichts hätten wir gelernt, nichts über Fische, nichts über den Fluss, nicht über das Meer, in das er mündet, nichts über die Weltmeere und Klimakreisläufe, nichts über das Wasser und seine unendliche Seltenheit in einem feindlichen Universum – aber nein, keine Weltreichweitenvergrößerung. Dialektik ist auch nicht eure Stärke, oder? Marx nickte, Heidegger schmunzelte (na gut, fast). Außerdem stimmt es nicht, Rosa kann auch Dialektik, Marx sowieso, das kommt nur erst später. Ich dämpfe die Stimmen also, folgsam, man kommt sonst aus der Stimmung, das merkt man deutlich; es entwickeln sich kleine Gegenströmungen und Wirbel, sehr eigensinnig, man

hat sogar Angst, die Nachbarn könnten es irgendwie merken daran, wie man den Stift jetzt hält oder doch ein wenig die Stirn gerunzelt hat im Gegenstrom zum allgemeinen Kopfnicken in Mehrfachresonanz.

Inzwischen waren wir weiter fortgeschritten, nein, eigentlich tiefer eingedrungen: Denn die Wurzel des Übels ist, und da hat Marx nun denn auch wirklich und vollkommen recht, Entfremdung. Die Entfremdung hat drei liebliche Schwestern (vielleicht sind es aber auch Macbeth'sche Hexen, alles eine Frage der Perspektive), sie heißen ‚Warencharakter‘, ‚Instrumentalisierung‘ und ‚Fetisch‘, und sie fassen sich gern an den Händen und singen: *„Du sollst das Ding heiligen, das du kaufen kannst, die Ware, du sollst sie verbrauchen, wegwerfen und dadurch heiligen, dass du ein neues Ding kaufst“* (im Subtext flüstern sie dazu: *„das gilt natürlich auch für deinen Ehepartner, war ein ziemlich mieser Kauf, und auch wenn die Garantie schon abgelaufen ist, vielleicht gibt es sogar eine Rücknahmeprämie?“*)! Und: *„Du sollst alles und jedes deinen egoistischen, materialistischen Interessen unterwerfen, nicht nur willfähige Objekte, sondern natürlich auch Menschen!“* (und dazu können sie einen ironischen Subtext, er lautet: *„Du machst sie sogar glücklich dadurch! Nichts macht Menschen glücklicher, als wenn sie sich selbst aufopfern für eine gute Sache! Altruismus ist der neue Egoismus!“*). Und: *„Du sollst die Dinge anbeten, die du gemacht hast, in bedeutungsloser, aufgeteilter, unterbezahlter Arbeit hergestellt hast, vor allem aber: du sollst das Geld anbeten, den größten Fetisch von allem!“* (nein, kein Subtext. Das versteht jeder. Gott muss sein). Und dann, nur dann, wenn du dich von deiner Arbeit entfremdet hast und ihrem Produkt, deinen Mitarbeitern und den Produktionsmitteln, der Natur um dich herum und der Natur in dir selbst – erst dann wirst du den größten Gipfel der Entfremdung erreichen, er heißt: Selbstentfremdung! Ich bin nicht Ich. Ich bin nur ein demütiger Arbeiter im Weingarten des Herrn – nein, falsches Zitat, Marx kraust schon wieder die Denkerstirn, Rosa ist noch bei den Beispielen, und der Weingarten des Herrn; nun ja, er war wohl ein ausbeuterischer Kapitalist, der Herr. Wahrscheinlich haben die einfachen Arbeiter auch keinen Wein trinken können, geschweige denn kaufen von ihren ausbeuterischen Hungerlöhnen. Na gut, war ja auch ein Weingarten, wer

arbeitet da nicht gern? Naturnah, sonnengereift, vollmundig. Zwischendurch wäre es aber schön, wenn auch jemand das Baguette backt, das knusprige, ofengereifte, das so vollmundig zum Wein mundet. Und das Auto baut, dass uns in die Weinberge fährt, da wir ja in naturfernen Städten resonanzlos vor uns hin entfremden. Und, da wir gerade dabei sind, Flaschen produziert, ja, auch gern aus ökologisch korrektem Recyclingglas, aber doch besser wohl industriell und nicht in individueller Glasbläserarbeit. Ach, der Wein; so ein schöner Fetisch, aber so viel Entfremdung, bevor er im Glas vor uns funkelt und uns offenbart, wer wir wirklich, wirklich, tief innen sind. Und siehe da, so manches Mal: Findet man da ganz jemand anders! Ach, die Wonnen der Entfremdung! Wie viel geben Menschen nicht dafür, einmal nur nicht sie selbst zu sein! Muss wohl eine andere Entfremdung sein, logisch; es gibt halt gute und schlechte Entfremdung, wie es guten und schlechten Wein gibt. Besseren oder schlechteren jedenfalls. Gelingenderes oder weniger gelingendes Leben. Schnöder Mammon und liebevolle Spendengelder. Tote, leblose Dinge und geliebte, geherzte, zum Leben erwachende Dinge. Ein wenig Entfremdung, hier und da, natürlich am besten selbstgewählt – wäre ein vollständig unentfremdetes Leben nicht, na gut, starkes Wort, aber wir haben nicht mit den starken Worten angefangen: die Hölle? Ewig im Authentizitätstaumel? Berauscht von zweckfreien Zwecken, sinnloser Sinnfülle, ständiger und völliger Erleuchtung, Schwingungen und Gegenschwingung, sich frei antwortend und niemals aufschaukelnd zur – Resonanzkatastrophe?

Derweil schwingt der Saal weiter, sanft weiter, und Rosa hat sich nun endlich dem geheimen Schwingungszentrum angenähert, dem Resonanzbegriff selbst, und man kann auch hier nicht sagen, dass er es schlecht macht; oder dass er ihn verkauft; oder dass er ihn alternativlos stellt. Nein, viel schwingt sehr frei hin und her und fordert zu Diskussion auf und Fragen und kritisch verstärkender oder abschwächender Resonanzmodulation; schon das allein führt natürlich zu einer gelingenden Selbstverstärkung. Aber er macht auch klar, dass der heilige Gral der gelingenden Weltbeziehung leider, natürlich, selbstverständlich, vielleicht auch: sicherheitshalber nicht verfügbar ist. Kann man nicht kaufen. Auch nicht

bei *amazon*. Noch nicht mal mit Bitcoins auf dem schwärzesten aller schwarzen Märkte des großen weiten Internet. Nein, Resonanz muss entstehen und wachsen, wie noch jeder organische Vorgang; und sie wächst durch Berührung (wörtlich und metaphorisch), Emotion (ja, auch) und sie erfährt dabei eine Verwandlung; ein Drittes ist in der Luft, eine neue Welle aus zwei sich sanft überlagernden Wellen, und sie hält sich und sie verändert sich ein wenig und dann steigert sie sich ein wenig, aber dann fängt sie sich wieder, wird gedämpft, denn: Wenn es zu arg wird mit den Schwingungen und Gegenschwingungen, dann bricht das Glas, dann zerspringt die Brücke. Es ist ein heikler Vorgang, offensichtlich; ein Vorgang mit einem idealen Ergebnis, dem sozusagen größten anzunehmenden Glücksfall (GAG) einer stabilisierenden harmonischen Schwingung, aber auch mit der Gefahr der zunehmenden Destabilisierung: unerwünschte Resonanz, Überspringen, schließlich der größte anzunehmende Unfall: Resonanzkatastrophe!

Wir im Saal sind jedoch an diesem Punkt: Ende des Vortrags, Erweiterung des Podiums für Fragen – und damit ganz sicher an einem sehr schönen Punkt adaptiver Stabilisierung angekommen: Wir schwingen harmonisch verstärkt im kühlen Hörsaal an einem heißen Sommerabend, sogar Heidegger hat das Gestell inzwischen verziehen, zudem er gelegentlich in einer der Wortmeldungen vorbeihuscht, als guter *genius loci* mit einer etwas schwachen, aber zweifellos vorhandenen Wortschwingung, und die Fragen drängen sich hervor, kritisieren ein wenig, danken viel, bestätigen beinahe alles. Viele sind berührt, das ist sichtbar, einige gehen aus sich heraus, für einige kurze Momente (bis der Hausmeister kommt) erscheinen wir uns alle verwandelt („*Du musst dein Leben ändern*“, hätte Rilke jetzt in den Saal rufen können, wir hätten ihn in unserer Umarmung erstickt). Draußen treffe ich meine Yoga-Lehrerin, sie hatte tatsächlich die allererste Frage gestellt, und sie resoniert immer noch mächtig vor sich hin in ihrem sehr schmalen, sehr disziplinierten Körper, den sie heute in ein kleines Schwarzes gepackt hat, mit einem Perlenkettlein um den schmalen biegsamen Hals. Wir stimmen uns gegenseitig ein wenig herab, lassen die anderen Besucher an uns vorbei in die Nacht perlen und die Sambatöne

einen sanften Teppich bilden, tauschen den einen oder anderen Eindruck, verabreden uns zum Yoga und gehen dann beschwingt nach Hause. Die Bächlein plätschern durch die klare Nacht, wie sie das nur in Freiburg tun, der heimlichen Hauptstadt der grün bewegten akademischen Herzen, und ich würde gern eine Katze treffen, aber das gelingt leider nur selten, selbst hier; etwas in mir fände es aber gut und richtig, jetzt eine Katze zu treffen und mit ihr ein wenig resonant zu schweigen und dann, jede für sich, ihre Wege zu gehen.

Und es ist erst aus der undankbaren Distanz, der Rückkehr zur instrumentellen Niederschrift, dem Klima des sommerlich überhitzten Büros mit Kindergeschrei und Autolärm von außen her, dass sich ein kleiner Verdacht vordrängt, schwingungsfremd, ja geradezu resonanzfeindlich: Waren wir denn nicht alle an diesem Abend – nun ja, ein wenig berauscht von dem charmanten Schwarzwaldbub, der sich für uns so ereifert hat, all die weiten Ausflüge seines vielbeschäftigten Geistes für uns auf einfache *Powerpoint*-Folien reduziert hat, zur Aufnahme und Wandlung, der zwei ganze abgezählte Stunden seiner kostbaren, beschleunigungsgefährdeten Zeit geopfert hat, der ja auch Drittmittel hätte einwerben können noch und nöcher (er hat schon weit genug) und seine dritte, schlagende, endgültige Monographie zur – Unverfügbarkeit weiter treiben könnte (und schon wieder sagt dieses Stimme im Ohr: Wie schreibt man eigentlich ein Buch über Unverfügbarkeit? Im Permanentmodus des performativen Selbstwiderspruchs? Im Konditional des Paradoxes? Im Rausch, im Traum, im Wahnsinn? „*Bin dann mal weg*“?)! War es nicht so ein wohlig-warmes, behütetes Gefühl, zumal bei gerade erlittenen vorzeitigen Ausscheiden des alten Weltmeisters in der neuen Weltmeisterschaft (unverfügbar, solche Pokale) und einem kollektiven Trauma aus versprochener, aber nicht-eingelöster Massen-Verschmelzungs-Hysterie? Was aber, so wurde die Stimme nun energischer, unterscheidet dann einen kollektiven Massenwahn von einer gelingenden Resonanz-Beziehung? Denn wenn es nur formale Kriterien gibt – Antwortcharakter, Berührungintensität, Unverfügbarkeit, adaptative Stabilisierung: Nun, es wäre vorstellbar, dass das jeder nur mittelmäßig begabte Charismatiker tatsächlich

hinbekommt, von den großen Sektenführern der Menschheit ganz zu schweigen. Denn wollen sie nicht wirklich das Beste? Sind sie selbst nicht überzeugt von dem, was sie predigen? Haben sie nicht verstanden, dass es im Menschen eine Sehnsucht danach gibt, nach Gehörtwerden, Verstandenwerden, Einswerden? Ach, wenn es doch so einfach wäre, gute von schlechten Schwingungen zu unterscheiden. Wenn man doch ein Maß hätte, das man nur aus der Tasche ziehen müsste, so eine Art kleinen Emo-Geigerzähler, und wenn er dann rot und hysterisch blinkt, weiß man, dass der Überschwang bevorsteht, die Maßlosigkeit, die Resonanzkatastrophe! Die Güte der Schwingung selbst jedoch könnte er immer noch nicht messen.

An dieser Stelle betritt auf einmal ein neuer Akteur die Szene des eigentlich schon vergangenen Geistergespräches, etwas unerwartet, hier in Freiburg und überhaupt. Es ist der Geist von Nietzsche, der zugibt, gelegentlich in den Freiburger Gassen Heidegger aufzulauern, um ihn in ein durchaus resonantes Gespräch über den ‚Willen zur Macht‘ zu verwickeln, der nun zweifellos ein Beispiel eklatanter Steigerungslogik und ungerührter Resonanzignoranzen (welch Wort!) darstellt. Im Gefolge hat Nietzsche drei junge Damen, liebliche Schwestern aus der einen Perspektive und verrückte Hexen aus der anderen, sie tanzen um ihn herum, zausen ihn am Philosophenbart und singen dabei von den drei großen Fetischen der modernen Geisteswissenschaft und Philosophie, die da heißen: Nicht-Essentialismus, Nicht-Substantialismus und Nicht-Reduktionismus! Und die erste flötet: *„Nichts hat ein festes Wesen oder feste Eigenschaften; alles sind nur Zuschreibungen, historisch, vergänglich, beliebig, individuell, und vor allem: frei, frei, frei!“* Und die zweite stimmt ein, es klingt eigentlich sehr ähnlich: *„Nichts hat eine Substanz, etwas, was mit Händen greifbar wäre, alles sind nur Ideen, Theorien, Konzepte, Modelle, Vorstellungen von Vorstellungen, Konstrukte, Konstrukte, Konstrukte!“* Die dritte aber singt eine Art Generalbass dazu, er lautet: *„Du sollst den Menschen nicht vereinfachen, nicht seine Handlungen, nicht seine Gedanken, nicht seine unendliche, grenzenlose, völlig unfassbare Vielfalt, das ist komplex, komplex, komplex!“* (sie hat noch eine Halbschwester, sie heißt Nicht-Populismus, sie ist aber zum Glück gerade so vielbeschäftigt, dass sie noch

nicht einmal Zeit für ein Geistergespräch im liebebreizenden Freiburg hat). Nietzsche aber schüttelt sie ab, nicht ganz unwillig, schließlich sind es aus einer gewissen Perspektive sehr reizvolle junge Damen, auch wenn sie auf korrekte Bekleidung leider unerfreulich viel Wert gelegt haben; kurz schaut er sich um, ob nicht doch irgendwo ein Pferd auftaucht, dem er sich ersatzweise um den Hals werfen könnte, aber noch nicht einmal lässt sich, wieder einmal, eine Katze sehen. Ganz im Hintergrund aber sehen wir einen Herrn mit einem sehr wohlerzogenen Hund, der gerade seinen Hut vor Herrn Rosa gezogen hat, das Gespräch scheint jedoch nicht recht in Gang zu kommen; Rosa schaut allerdings sehr interessiert zu den jungen Damen hinüber, die ihm kokett zuwinken, man scheint sich gut zu kennen. Resonanzen, brummt Nietzsche derweil, als ob Zarathustra sich für Resonanzen interessieren würde! Irgendwas schwingt immer irgendwo mit, zufällig treffen auch einmal zwei blinde Hühner auf ein ähnliches Korn, sogar die Krähen kreischen gelegentlich im harmonisch-dissonanten Chor, während die eine der anderen ein Auge aushackt, aber es bleiben doch wohl Hühner und Krähen! Ach, wer mit Adlern und Tigern schwingen könnte! Der Hund bellte von ferne, zustimmend, seiner guten Erziehung zu Trotz oder zufolge; er kennt sich aus mit Machtfragen und mit Hühnern.

Lustigerweise ist im Übrigen der technische Gag an der Resonanz, das hat mir noch später mein kluger physikalischer Sohn erklärt, dass durch das wechselseitige Aufeinander-Einschwingen von resonantem Anreger und Empfänger die Schwingung sich steigert, und zwar sogar überproportional und über das Maß hinaus, das durch eine nicht-resonante Anregung sogar mit höherem Energieeinsatz gewonnen würde! Resonanz ist, durchaus, ein Steigerungs- und Effizienzprinzip, ein ziemlich cleveres sogar; und jede Funkstation nutzt es zur, nun ja, Weltreichweitenvergrößerung. So können einem Metaphern in den Rücken fallen, diese undankbaren Bastarde zwischen Sache und Bild! Um aber noch einmal einen großen Sprung zu machen, der von keiner Resonanz abgedeckt wird, sondern allein ein bizarrer Einfall meines sich selbst gelegentlich wohligher entfremdeten Geistes ist: Heinrich von Kleist also, ein Resonanzvirtuose ersten Grades, hat es in seinem nicht

sehr langen Leben so weit gebracht, dass er in einem Brief an seine Schwester, kurz vor seinem sehr selbst gewählten Tod, schrieb, seine Seele sei so wund, dass, wenn er nur die Nase aus dem Fenster streckte, ihm die Sonne weh tue, wenn sie darauf falle. Offensichtlich ist die Resonanzvirtuosität hier in aktive Resonanzverweigerung umgeschlagen, und nicht nur in Entfremdung: Denn wie kam man mehr die Resonanz verweigern als durch eine Pistolenkugel, die man sich, zumal ungedämpft, in die eigene Brust schießt? Vorher allerdings hatte Kleist Henriette Vogel, einer unheilbar an Krebs erkrankten Freundin und Mutter einer Tochter, eine Pistolenkugel in die Brust geschossen (mit ihrer Einwilligung natürlich, es war ein Selbstmordpakt). Es ist nicht auszuschließen, dass erst das Resonanzerlebnis ihm ermöglicht hat, das Urteil auch an sich selbst zu vollstrecken.

PHILOSOPHIEFLÜSTEREIEN, ODER: SANFTE DISRUPTIONEN

Anlässlich einer Lesung von Wolfram Eilenberger in Freiburg

Schon wieder ein Freiburger. Die philosophische Welt besteht aus geborenen Freiburgern, denen man die gute Schwarzwaldluft auch Jahrzehnte später noch ansehen kann und das Springende der Bächlein; es ist immer ein wenig die Rückkehr des verlorenen Sohnes, und man schlachtet ein kleines akademisches – nun, wohl nicht Lämmchen, sondern Pfännchen (im Anschluss an die Veranstaltung jedenfalls), wohlgefüllt mit Spätzle, und trinkt einen badischen Wein dazu, von der Sonne verwöhnt. Diesmal ist es sogar ein doppelter Freiburger, denn der Referent spricht auch noch, unter anderem, von dem trotz allem berühmtesten Freiburger Philosophen. Man sieht es ihm an, dass er selbst ordentlich mitgenommen ist von der Vorstellung, ziemlich genau hundert Jahre später als Heidegger-Wiedergänger aufzutreten, auch wenn das Schwarzwäldlerisch-Wettergegerbte nicht ganz bergbubenmäßig geraten ist und von einer wohligen Rundlichkeit überzeichnet. Aber zweifellos ist Wolfram Eilenberger, wie seine vier „Zauberer“, die er uns heute präsentiert, ein gestandener Philosophieflüsterer. Sein sanftes Timbre trägt auch über die ein oder andere Respektlosigkeit, und die Einführung als – nicht nur soeben preisgekrönter Autor eines philosophischen Sachbuchs und Hansdampf auf allen philosophischen Kanälen –; nein: als stolzer Besitzer einer DFB-Trainerlizenz hat ihm sowieso den Rest des Publikums (das männliche, also) gewonnen. Die Versuchung, lieber doch über Fußball zu sprechen, wird den ganzen Abend über dem Saal schweben, zumal unser Referent sogar in dem preisgekrönten Buch die Frech- oder Freiheit (von Flapsigkeit spricht ein anwesender Lektor etwas streng) besessen hat, ein Redematch zwischen Cassirer und Wittgenstein in der luftigen Höhe von Davos im Stil eines Sportreporters darzubieten – was, wenn man der Flapsigkeit mal nicht unter den verführerisch erhobenen Rock, sondern ins Gesicht schaut, der Sache und dem Stil nach angemessen war; wahrscheinlich war es

ein klassischer philosophischer Hahnenkampf, und die Kämme werden sehr geschwollen gewesen sein.

Zeit der Zauberer also –im Hintergrund taucht Thomas Mann auf, der Wortzauberer und Zeitflüsterer schlechthin, wie er sich in Davos sorgfältig neben seiner kurenden Gattin in die Decke wickelt und ein paar gestochen scharfe und gleichzeitig hinreißend flapsige Sätze über Naphta und Settembrini aufs Papier zaubert. Beide verwandeln sich unter der Hand in Heidegger und Benjamin, den Seins- und den Passagenflüsterer, und gäbe es eine Art Bedeutungsgeigerzähler bei diesem Gespräch, er würde jetzt in die Höhe treiben wie das Fieberthermometer der lungenkrank dahinsiechenden Liegenden. „Zeit der Zauberer“, das gibt unser Philosophieflüsterer jedoch im Verlauf des Abends zu, war eigentlich eine Erfindung des Verlags. Sein eigener Arbeitstitel sei gewesen „Explosion des Denkens“; das aber, so der Lektor, sei ein eindeutig männlicher Titel, nun sei es aber leider so, dass Bücher von Frauen gekauft würden. Dem Argument kann man sich bei aller politischen Unbotmäßigkeit schlecht entziehen, weil es die zahlenbewehrte Realität auf seiner Seite hat (und wünschte man sich das nicht gelegentlich auch in luftigen philosophischen Diskussionen, einen Realitäts- statt eines Bedeutungsmessers mit einer weiten Skala von ‚wirklich wahr‘ über ‚relativ wahrscheinlich‘ und ‚interessante Möglichkeit‘ bis hin zu ‚vollständig und noch dazu schlecht ausgedacht‘? Ach, man wird doch träumen dürfen, wenn man schon nicht zaubern kann!). „Zeit der Zauberer“ war also die Damenwahl, vielleicht gemeinsam mit dem sanft cremefarben daherkommenden Cover; und man kann einmal mehr studieren, dass die Hülle eben nicht doch nur eine beliebige Verpackung ist um den eigentlichen Kern, sondern dass sie den Kern ausformt: Denn würden wir das gleiche Buch jetzt noch einmal lesen, unter dem Leitgedanken „Explosion des Denkens“ und mit einer martialischen Kriegskulisse im Hintergrund – wäre es nicht sofort ein viel männlicheres, ein viel energischeres, ein viel revolutionäres Buch geworden?

Wir jedoch nähern uns dem Werk zunächst aus dem Blick des Zaubererdompteurs, der beharrlich flüsternd immer neue Bilder anbietet: Vom „Zelt des Denkens“ spricht er, das die vier Zauberer

in den 20er Jahren errichtet hätten und das noch heute einer eher in heruntergekommenen Altbauten dahinvegetierenden akademischen Philosophie einen Zufluchtsort biete, näher an den Sternen und an den Elementen. Von den Denksprüngen spricht er, den, ja, sagen wir es ruhig: ‚Disruptionen‘ (und schon nähert man sich wieder dem Explosionsfeld!), die die vier Zauberer der kantischen Philosophie und ihren doch vermeintlich so unerschütterlichen Fundamenten zugefügt hätten – jeder auf seine eigene, ziemlich unvergleichliche Art und Weise, doch in Einigem, Wenigem, aber vielleicht Entscheidendem übereinstimmend: Der Mensch sei, und hier springe Kant samt seinen Nachfolgern einfach zu kurz, vor allem ein sprechendes Wesen. Wenn eines schönen Tages irgendein Außerirdischer aufgrund eines intergalaktisch unwahrscheinlichen Zufalls auf unsere schöne Erde kommen würde und am zweiten Tag Bericht erstatten müsset an seine fernen Oberen, dann würde er höchstwahrscheinlich sagen: „*Sie reden, den ganzen Tag lang*“ (wenn es ein besonders kluger Außerirdischer wäre, würde er außerdem wahrscheinlich im zweiten Satz sagen: „Und dabei verstehen sie sich nicht einmal!“).

Denn das ist es, was unsere vier Philosophenzauberer, Heidegger, Wittgenstein, Cassirer und Benjamin also, vereint bei allen Differenzen in *outfit* und Lebensweg: Sie reden dicke Bücher lang vom Wesen des Menschen und vom Wesen der Sprache, und kein Mensch versteht sie. Daraus ziehen sie, und das sagt uns unser Zaubererdompteur ein wenig verschmitzt, eine ziemlich philosophische Konsequenz: Sprache sei nämlich gar nicht für Mitteilung gemacht (eine Erfahrung, bei der der Realitätsmesser übrigens ziemlich weit ausschlägt in Richtung ‚wirklich wahr!‘)! Sie sei vielmehr Offenbarung, spreche für sich selbst und allenfalls ein wenig von der Existenz, zeige bestenfalls etwas, im Modus der Darstellung des Vorweisens. Verständigung? Ach, wer doch daran glauben könnte. Die vier Zauberer tun es nicht. Sie sind Einsame, sind es im Schwarzwald wie in Cambridge, als Volksschullehrer wie als Hochschulprofessor, als Jude wie als übergelaufener Katholik. Man kann vielleicht sagen mit einer gewissen Aussicht auf Übereinstimmung: Es gibt Frauen (meist zu viele und gelegentlich die falschen), es gibt Kollegen (immer die falschen), es gibt

Konkurrenten (mit denen könnte man reden, fast immerhin); aber es gibt keine eindeutigen, verständlichen, handzahmen Antworten auf philosophische Fragen. Als ob es auf eine Offenbarung eine Antwort geben könnte! Nein, die philosophische Sprache taugt höchstens als Leiter; Kant hat ein paar Stufen gezimmert, Hegel den ganzen Mittelteil, und schon Nietzsche war eher damit beschäftigt an ihr zu sägen. Die eigentliche philosophische Reifepfung aber, so Wittgenstein, ist: die Leiter wegzuschubsen, wenn man oben ist. Das ist der Sprung ins wahre Denken und Sprechen. Es gibt dann aber keine Rückkehr mehr.

Die aufs Podium geladenen akademischen Kollegen, die eigentlich unter der Macht der Explosion etwas erschüttert hätten aussehen sollen, finden zustimmende, gelegentlich preisende Worte. Man sieht sie nicht direkt dabei, wie sie die Leiter wegschubsen; aber sie lassen sich auch nicht dabei erwischen, wie sie sich an den Sprossen festklammern. Während die Diskussion nur schwach in Gang kommt, ertappt man sich selbst dabei, wie man darüber nachgrübelt, ob das Versagen der Sprache als Medium der Mitteilung und Verständigung nicht besonders für Philosophen gilt, diese in besonderem Maße sprachbehafteten Wesen: Ständig verlangt man von ihnen, sie mögen sich mitteilen, reicht es denn nicht, dass sie mit ihren Schülern sprechen, mit sich selbst und gelegentlich mit einer ganzen Herde ziemlich schwerverständlicher historischer Autoren? Weiß man doch nicht einmal, ob andere Menschen als Vernunftwesen überhaupt existieren, man könnte ja umgeben sein von einer Herde tückisch programmierter Roboter, die ständig so tun, als würden sie philosophische Begriffe verstehen, philosophische Texte lesen und überhaupt irgendwie interessiert sein an philosophischen Fragestellungen? Ist es nicht wichtiger, dass man selbst die schönsten Sprünge für sich machen kann, „immer radikal, niemals konsequent“ (Eilenberger über Benjamin)? Denn der Meister ist, das macht uns unser Philosophieflüsterer nun klar, vom Wesen her ein Kannibale: Er zehrt von seiner Umwelt, sie ist ihm das Material, der Stoff, die Materie, die Empirie, die lästig-überlästige, aber doch so notwendige, das Sprungbrett für den freien Geist. Meister sind nicht sympathisch, Artisten scheren sich nicht um die durchschnittliche Sprungkraft einer demokratischen

Masse. Die Disruption wächst da, wo die *comfort zone* aufhört; und wer sich brav an die Schilder hält (Vorsicht! Freie Gedanken! Hier endet der *mainstream!*), wird niemals Sprengkraft entfalten können.

Und nun, sanft gestupst und gepiekt auch aus dem Publikum, schimpft man auf dem Podium doch ein wenig auf die akademische Philosophie, in der der deutsche Professor – das freieste Wesen von allen, sofern er einmal seinen Lehrstuhl erobert hat und natürlich nicht daran denkt, ihn wegzustoßen – Dienst nach Vorschrift tut und nicht daran interessiert ist, gelegentlich einen befreienden Sprung zu tun (er ist damit aber auch nur eine Variante des modernen Menschen, der, nachdem er sich von allen äußeren Ketten von Religion und Herrschaft befreit hatte, nichts Besseres zu tun hatte, als sich möglichst schnell schicke neue zu kaufen). „Zu sinnlos, um falsch zu sein“ – das war das Wittgensteinsche Verdikt über einen Großteil der konventionellen Philosophie, und während man noch über die pointierte Zuspitzung lacht, sticht einem das Messer schon von hinten in den Rücken: *Et tu, Brutus?* Heute schon gesprungen? Derweil schweben weitere Zuspitzungen durch den Raum, Helene Fischer kämpft sich „*atemlos durch die Nacht*“, und der Referent erklärt uns, genau das sei der eigentliche philosophische Impetus gewesen, von Anfang an, am Ursprung: Die Menschen laufen durch das Leben wie durch eine fremde, verwinkelte Stadt, es ist Nacht, sie sind außer Atem, aber sie suchen nach Orientierung, oh wie verzweifelt versuchen sie zu verstehen! Was sie aber finden, sind Berge von Kartoffelbrei. Zermanschter Sprachbrei, formlos, gelegentlich ein Klümpchen, immer zu wenig Salz und zu sparsam mit der Butter. Atemlos durch die Nacht – profanisieren müsse man die Philosophie heutzutage wieder, sie befreien aus der Verbreitung des akademischen Denkens, seiner Verarmung, Verengung, Versumpfung durch die teuflische Dreiheit von Veröffentlichungsdruck, Drittmittelhysterie und akademisch domestizierten Gedenke im Gestell! Vielleicht könnte man dann wenigstens wieder sinnvoll genug werden, um – falsch zu sein (das sagt er aber nicht, der Philosophenflüsterer, dazu ist er zu klug).

Und so sehen wir, der Abend ist inzwischen zu einer zweiten Veranstaltung fortgeschritten und dem Referenten werden nun wahrhaft sportliche Leistungen abverlangt, Heidegger und Wittgenstein am Fenster. Es ist 1919, die Welt ist in der Krise, die Nation ist in der Krise, die Familien sind in der Krise, und die Philosophie – gedeiht in der Krise, so Eilenberger. Natürlich sagt er damit auch, dass die derzeitige Philosophie Grund zum Gedeihen habe, aber vielleicht ist die Krise dann doch noch nicht ganz krisenhaft genug, um den Wohlstandsbauch und das akademisch rund gefütterte Denken zum Grimmen zu bringen, und die Fenster sind gerade schalldicht erneuert und frisch gestrichen worden (zu öffnen gehen die meisten seit langem nicht mehr, zu gefährlich, jemand könnte springen). Heidegger und Wittgenstein jedenfalls sind wohl an ganz anderen Fenstern gestanden, damals, im September 1919, auf dem Höhepunkt einer sehr realen weltweiten Krise. Wittgenstein war aus dem Krieg zurückgekommen und begab sich energisch daran, alle Leitern wegzustoßen: Er verteilte sein sehr erhebliches Vermögen an die Familienmitglieder und begab sich als Volksschullehrer in die Berge. In der Familie sprach man, so berichtete die Schwester, gern in Bildern und Vergleichen; und sie verglich diese Idee ihres Bruders mit der Vorstellung, ein Präzisionsinstrument zum Öffnen einer Kiste zu verwenden. Wittgenstein hingegen beschrieb seine eigene Situation mit der eines Menschen, der aus einem Fenster schaue; er sehe nicht, dass draußen ein Sturm wüte, und wundere sich deshalb über die seltsamen Bewegungen der Menschen auf den Straßen. Heidegger schließlich braucht noch nicht einmal einen Sturm, um sich grundlegend entfremdet von den Menschen zu fühlen; in einem Brief schreibt er, ziemlich zur gleichen Zeit: *„Ich bin dann schon beim Problem des Verkehrs überhaupt, das mich dieser Tage besonders beschäftigte, wo ich neue Menschen kennengelernt habe. Und ich merke: Sie sind mir im Grunde alle gleichgültig – gehen außen vorbei wie am Fenster – man sieht ihnen nach und erinnert sich vielleicht mal wieder“*. Vielleicht aber auch nicht. Man kann die Fenster auch ganz schließen, blickdicht, Verdunkelung ist angesagt. Zurück in die *blackbox*. In die Höhle. Lasst sie weiterplappern, draußen, im Verkehr, lasst sie zappeln in unsichtbaren und unerheblichen Stürmen. Immerhin läuft Helene

Fischer dort atemlos durch die Nacht. Es wird gelegentlich Fußball gespielt, wenn auch nicht mehr montags, hier und dort ist sogar jemand disruptiv und erfindet ein neues sensationelles Unterhaltungsgestell für die Massen. Und wenn man ihnen sagte, dass sie nicht verstünden, würden sie nicht verstehen. Dabei ist es gar keine Zauberei.



ATHENE YAWNED.
PHILOSOPHEN-QUARTETT, WEIBLICH

Natürlich musste das Buch anders geschrieben werden, Frauen denken ja schließlich auch anders. Aber musste man es wirklich so sensationsheischend *Feuer der Freiheit* nennen (wahrscheinlich ist der Verlag schuld, genauso wie an *Zeit der Zauberer*“, das ursprünglich und nach der Intention des Autors „*Explosion des Denkens*“ hätte heißen sollen; aber wären nicht „*Zelte der Zauberinnen*“, oder besser noch „*Denkende Hexen*“ auch schöne Titel gewesen?)? Und natürlich, die Zeiten waren maximal dunkel zwischen 1933 und 1943; wir sind nicht mehr im großbürgerlich-intellektuellem Milieu der vier Zauberer, die zudem alle gesegnet waren mit einem ziemlich großen Ego. Die beiden Simones jedoch, die Russin Alissa, die sich ‚Ayn‘ nannte, und die immer etwas sanft schauende Hannah – ach, sie hatten Egos, aber wie mühsam ist es ein weibliches Ego zur vollen Blüte zu entfalten? Immer sind da doch die Männer, mal sind sie am Rande, mal sind sie im Bett, mal sind sie im Weg (meistens). Na gut, die eine Simone (Weil) macht sich so energisch von der Jüdin wider Willen zur Heiligen, dass sie am Ende ihr Ego im wörtlichen Sinne aushungerte. Ayn Rand, die große Außenseiterin, die vielfach Beschimpfte, Verleumdete – und doch so viel Gelesene: Ihre Männer waren nicht nur in ihren Romanen amerikanische Superhelden, warum machte sie nicht eine Frau zur Superheldin; neben *Atlas shrugged* stünde *Athene yawned*? Die andere Simone (Beauvoir), sie war von Anfang an nicht denkbar ohne den „Anderen“, ihren Lebenspakt-Partner, dem doch ziemlich dominanten, wenn auch körperlich eher kleinem Sartre, und hat er es ihr gedankt? *Athene yawned*. Hannah schließlich, die geheime Affäre mit Heidegger, jahrelang, wann wird sie endlich ihre eigene Stimme finden?

Immerhin schreibt Wolfram Eilenberger seiner vierköpfigen *girl group* (man könnte vier Pilzköpfe aus ihnen machen, aus den Jugendfotos, mit sehr ernsthaft blickenden jungen Frauen) wenigstens die „*Rettung der Philosophie in finsternen Zeiten*“ zwischen 1933 und 1943 zu, dessen Vorspiel sozusagen die „*Zeit der Zauberer*“

war, 1919 bis 1929, das „große Jahrzehnt der Philosophie“; man könnte aber auch aus der Abfolge herauslesen, dass die „großen Männer“ die Philosophie in solche Schwierigkeiten gebracht hatten, dass sie mal wieder nur die Frauen retten konnten. Danach übernahmen wieder die Männer. Was bleibt, sind *Schneisen*, so der Titel des letzten Kapitels. Bald würden sie wieder zuwachsen, überwuchert von den nachfolgenden Meister-Denkern, und nur hier und da können sich einzelne Begriffe retten, die sich untrennbar mit einem Frauennamen verknüpft haben (was, ähnlich wie bei der Benennung chemischer Elemente oder mathematischer Formeln, die einzige Chance auf beinahe-ewigen Ruhm ist: den Namen an ein Phänomen zu hängen; eines reicht schon, und es bekommt ein ewiges *Copyright*): Wer Hannah Arendt sagt, muss ‚*die Banalität des Bösen*‘ sagen (für Fortgeschrittene: ‚*Natalität*‘, beide Konzepte werden übrigens interessanterweise nicht erwähnt in Eilenbergers Buch). Wer Simone de Beauvoir sagt, muss ‚*Zur Frau wird man gemacht sagen*‘ oder ‚*das andere Geschlecht*‘ (das Buch führt sie jedoch kaum ein als Vordenkerin des Feminismus bis heute). Wer Ayn Rand sagt, muss entweder *Atlas shrugged* sagen oder ‚*böse*‘, ‚*kapitalistisch*‘, ‚*fascistisch*‘, sie hätte aber eher mit den Schultern gezuckt. Simone Weil hingegen, die ultimative Außenseiterin in dieser *girl combo* von Außenseiterinnen, hat es nicht zu einer Formel gebracht; zu religiös, zu mystisch, zu radikal. Ihre Waffe war nicht so sehr ihr Wort, sondern das eigene Leben, das sie am Ende auch konsequent aufgab.

Nun ist die Idee einer vervielfachten Parallelbiographie zweifellos charmant, sie war es schon bei den Zauberern Benjamin, Casirer, Heidegger und Wittgenstein. Und allein die Überschriften der Kapitel samt ihren lakonischen Untertiteln und dem komischen Subtext im rhetorischen Zeugma geben eine ganz eigene Zusammenfassung der unterschiedlichen Entwicklungen: „*Beauvoir ist in Stimmung, Weil in Trance, Rand außer sich und Arendt im Alptraum*“ (Kap. 1: *Funken*); „*Rand zieht es zum Broadway, Beauvoir zu Olga, Weil in die Fabrik und Arendt nach Palästina*“ (Kap. III: *Experimente*); „*Weil findet Gott, Rand die Lösung, Arendt ihren Stamm und Beauvoir ihre Stimme*“ (Kap. V: *Ereignisse*). Ein Zeugma, das ist eine rhetorische Figur der Knappheit, der eingesparten Worte:

Eingespant wird nämlich das Verb, das gewöhnlich ja in jedem Satz die Hauptrolle spielt; es bekommt auf einmal viele Substantive, denen es dienen muss; denn „finden“ kann man eben genauso gut Gott wie eine Lösung, eine Fabrik oder ein Land. Es ist das Finden, auf das es ankommt; Substantive sind austauschbar. Und so werden die vier Frauen in ihrer Herkunft von verschiedenen geist-sprühenden „Funken“ berührt; sie erleben unterschiedliche „Exile“; sie machen ihre eigenen „Experimente“; sie suchen und finden (oder finden keine) „Nächste“; sie alle werden wieder eingeholt von „Ereignissen“ und Opfer von „Gewalt“; schließlich jedoch erobern sie sich ihre „Freiheit“ und entzünden am Ende dasjenige „Feuer“, dass der Titel und der anfängliche Funke versprochen haben – bevor ihre „Schneisen“ dann, epilogartig, verwuchern. Sind es exemplarische Lebenslinien, ist daraus eine Art philosophische Lebensform abstrahierbar, ein großes Zeugma aller Denkenden? Oder nur der weiblichen unter ihnen, die besonders leicht entzündbar sind, während Prometheus an ihnen vorbei das Feuer erfindet, sehr aus sich selbst, ein Muster-Ego des Männlichen?

Parallelen und Unterschiede, das ist es, was eine gute Parallelbiographie ausmacht, schon bei Vater Plutarch. So ist die große parallele Linie in *Feuer der Freiheit* gut erkennbar, und es sprühen so viele einzelne Gedankenfunken durch die Kapitel (manche gehören den denkenden Frauen, einige dem Autor), dass für Unterhaltung eigentlich durchgängig gesorgt ist. Die Unterschiede hingegen. Müsste man da nicht doch gelegentlich etwas tiefer ins philosophische Fleisch schneiden, bei aller Rechtfertigung der Nähe von Philosophie und Leben, zumal in dunklen Zeiten, und wenn sie von den Autorinnen selbst (in unterschiedlichem Maße) programmatisch vertreten wird? Natürlich lesen sich Lebensgeschichten besser und leichter, aber zwischendurch beschleicht die Leserin doch der Verdacht, dass gerade die leiblichen Beziehungsgeschichten eine Tendenz haben, das eigentliche Denken in den Hintergrund zu drängen; Texte werden nur gelegentlich erwähnt, aber eher im Überflug. Beauvoirs umfangreiches autobiographisches Werk beispielsweise wird ebenso wenig eingehender erwähnt (es ist nicht primär philosophisch, zugegeben, aber wenn man Leben und Philosophie doch eigentlich nicht trennen will oder kann?)

wie ihr knappes literarisches; *Das andere Geschlecht*, das nicht weniger ist als eine umfangreiche, gehaltreiche Enzyklopädie der Weiblichkeit und ein zentraler Text für den gesamten Feminismus, erhält kaum ein paar Absätze. Der Eindruck drängt sich auf, dass der Autor – zu wenig verliebt in seine Hauptfiguren ist; vielleicht flaniert er doch lieber mit Walter Benjamin durch Paris oder ergeht sich mit Wittgenstein und Heidegger im Gebirg, als mit Simone Weil in die Fabriken zu gehen oder mit Ayn Rand an den *Broadway*. Aber immerhin, Ayn Rand, das ist auf jeden Fall lobend hervorzuheben: Eilenberger hält Ayn Rand nicht nur aus, nein, er hat sie erwähnt und schafft es sogar, ihre nicht direkt unumstrittene Philosophie halbwegs objektiv wiederzugeben und nicht dem politisch korrekten Bannfluch zu unterziehen, unter dem sie seit Jahren und Jahrzehnten steht (*Athene yawned*, aber es fiel ihr nicht leicht). Rand ist bei Eilenberger nicht das Faschistisch-Böse, sondern eben eine Antipodin des *mainstream*-Denkens, und wer meint, dass man nicht gelegentlich eine ordentlichen *advocata diaboli* braucht, hat sich einfach zu kuschelig eingerichtet in seiner Echokammer und ist immun geworden gegen jegliche Provokation. Derweil gilt Ayn Rands *Atlas shrugged* neben der Bibel als das seit den sechziger Jahren meistverkaufte Buch in den USA – eine Parallele, die einen allerdings ein wenig misstrauisch machen könnte; denn wohl kaum werden alle diejenigen, die eine Bibel erstellen, diese auch lesen, von Buchstabe zu Buchstabe, oder gar den Geist erfassen.

Und lesen muss man die Werke sowieso selbst, egal ob männliche Zauberer oder weibliche *fire fighter*. *Feuer der Freiheit* ist mehr ein Rahmen, ein Kontext, eine Zeit-Geschichte; gelegentlich: eine Geschichte des Weiblichen (und man wünschte dann doch, heimlich und gelegentlich, eine Frau hätte das Werk geschrieben; mehr sym-pathetisch). Aber Wolfram Eilenberger hat seinen Namen an das Muster „*Philosophen-Quartett*“ geheftet, und es sei ihm gegönnt, zumal er sich wirklich auskennt und amüsant schreibt und erfrischend unvoreingenommen denkt. Fortsetzungen sind zu erwarten: Vielleicht Theodor W. Adorno, John Rawls, Michel Foucault, Jürgen Habermas, „*Im Dickicht der Diskurse?*“; oder: Martha Nussbaum, Judith Butler, Peter Sloterdijk, Giorgio

Agamben, ein gemischtes Doppel unter dem Titel „*Im Angesicht des Anderen*“? Es ließen sich auch globalisiertere Varianten denken, wenn man den doch ziemlich alteuropäischen Kanon verlässt; aber nicht jeder Rahmen hält es aus, so weit aufgespannt zu werden. Wir warten jedenfalls mit Spannung auf die Fortsetzung.



WIE MAN LIEST, ODER: EIN GEISTERGESPRÄCH IN GRAUEN GEFILDEN

Seit 1983 hat Peter Sloterdijk ungefähr jedes Jahr eine neue Monographie publiziert, dazu unzählige Essays, Interviews und Übersetzungen. Wenn er nun, in seinem 75ten Lebensjahr, wiederum ein dreihundertseitiges neues Buch vorlegt, ist es wohl angemessen, von einem Alterswerk zu sprechen. Weit davon entfernt, sich selbst ins Aschgraue zu wiederholen, liest es sich jedoch so frisch und neu und bunt, und mit jugendlicher Frechheit stellt es eine steile These in den Denkraum: „Solange man noch kein Grau gedacht hat, ist man kein Philosoph“! Gleichzeitig promoviert sich sein Autor damit, *Praemissis praemittendis*, zum ehrenhaft ergrauten Gegenwartsphilosoph schlechthin, der sich gedanklich in der Graulehre auf der Höhe seiner Vorreiter Platon, Hegel und Heidegger bewegt. Die „Ressourcen deutscher Satzbildungskunst“ werden dabei ebenso ausgeschöpft wie der gedankliche und phänomenale Reichtum der Philosophie-, Medien-, Politik- und Kulturgeschichte – noch jedes Alterswerk tendiert zum gesteigerten Geistergespräch, und umgeben von Geistesverwandten, die wie alte Bekannte wirken, reduziert sich die Kommunikation oft auf geballte Kurz- und Kernformeln, die von Gipfel zu Gipfel gerufen werden (das fehlende Register würde aber genauso Autoren und andere Ikonen wie Baudrillard, Dante, Darwin, Dewey, Marx, Wagner oder Warhol verzeichnen; na gut: gönnen wir wenigstens einer Frau eine Nennung: Hannah Arendt!; Register sind übrigens ein unterschätztes Genre, sie enthalten ganze intellektuelle Biographien!). Was Sloterdijk jedoch über den Panoramablick hinaus auch zum sprachlichen Großmeister unserer eher zur Sprachverelendung neigenden Gegenwart macht, sind die pointierte Prägnanz, die blendende Brillanz, die sprachschöpferische Buntheit, das schiere Virtuositentum der Darstellung des Denkens (man könnte auch sagen: des Denkens der Darstellung): Das Grau zu denken, bedeutet hier nämlich gerade nicht, in einer grauen Sprache graue Gedanken aneinanderzureihen. Es ist geradezu eine

Lust, der hochtrainierten Gymnastik von Sloterdijks grauer Substanz bei der Arbeit zuschauen!

Damit ist nicht gesagt, dass dieses Buch einfach zu lesen ist, eher im Gegenteil (aber billige Vergnügungen haben gemeinhin auch wenig Substanz, und Brutstätten für gefälliges Denken findet man anderswo genug). Man muss dazu selbst ein wenig rhetorisch beflügelt sein, sprachmusikalisch nicht ganz unbegabt und fähig wie willig, über den ein oder anderen Begriffsgraben sprachspielerisch hinwegzuspringen. Das jedoch vorausgesetzt, wird man erkennen können: Es sind sehr ernste Sprachspiele, die hier betrieben werden, und was sich in der Erscheinung als Assoziation verkleidet, verbirgt eine messerscharfe Analyse in seinem Grund. Falls jedoch die Aufgabe gestellt wäre, sich selbst als gelenkige Leserin zu erweisen, die eine nuancenreiche und jeden einzelnen Denkmuskel beanspruchende Lektüre schätzt, ohne sich vor dem gelegentlich resultierenden mentalen Muskelkater zu fürchten – dann sollte man dieses Buch mit Genuss lesen. Wort für Wort lesen, Satz für Satz lesen, ganz lesen, nochmal lesen. Noch im grauesten Detail stecken die ganze Buntheit eines langen Philosophenlebens und das souveräne Trickstertum des lebenslänglichen Autors (das meiste davon kommt aus der sehr alten Zauberkiste der Rhetorik, die heute jedoch mehr oder weniger durch die Anspruchslosigkeiten des Twittertums ersetzt worden ist). Und natürlich sollte man Zaubertricks nicht verraten; aber vielleicht ist es nicht ganz unnötig, ein wenig Hilfestellung beim Lesen zu leisten?

1. *Aparte Aufzählungen*

Worum es im Buch inhaltlich im Großen und Ganzen und Grauen geht – lassen wir am besten Sloterdijk selbst sagen, er sagt es so unvergleichlich besser selbst, dass jede Nachrede nur scheingraues Referat sein könnte. Man kann zudem gleich die Gelegenheit nutzen und ihn dabei beobachten, wie er aparte Aufzählungen (*enumeratio* auf rhetorisch) zur Anreicherung akademisch strohtrockener Zwecke wie einer erwarteten Exposition oder einer zielgerichteten Zusammenfassung einsetzt: „Im chromatischen Bereich kommt Grau dem nahe, was aus modaler Sicht ein Möglich wäre. Topologisch ist es für das Zwischenräumliche zuständig; bei

Gebäuden sind seine Bereiche eher die Korridore, die Treppenhäuser und Hinterhöfe als die Balkone oder die Zimmer mit Aussicht. In politischer Sicht färbt es die Randgebiete, wo die Adressen unscharf werden und die Ordnungskräfte zögern; moralisch meint es Grenzfallgebiete, wo man chronisch neben der Vorschrift handelt, um Vorgeschriebenes zu erfüllen; juristisch wuchert es in den Gesetzeslücken und den Bereichen des nicht ausdrücklich Verbotenen.“ *Shades of Grey* – das ist im Übrigen das einzige Wortspiel des Grauen, das sich Sloterdijk konsequent nicht erlaubt – sind das Grundprinzip solcher Reihungen: Sprachlich kommen ebenso Entfernt-Verwandte zusammen wie gedanklich; nicht markierte ebenso wie ausgestellte Zitate streifen vagabundierend durch den Text („*Zimmer mit Aussicht*“!); kleinere rhetorische Wortfiguren machen ihre Kunststückchen innerhalb der *enumeratio* (die Spannung zwischen „Vorschrift“ und „Vorgeschriebenem“ ist die der *figura etymologica*). Metaphern machen sich auf Begriffsgrund breit (das Juristische „wuchert“). Merke: Aufzählungen sind nicht langweilig, und man sollte sie niemals überlesen! Aufzählungen sind vielmehr das Wesen der Welt jenseits des immer reduktionistischen Begriffs!

2. Kuriose Komposita und bunte Bettgenossen

Sloterdijk gebiert dabei ständig neue Worte. Das *Goethe-Wörterbuch*, das den bisher umfangreichsten Wortschatz der (geschriebenen) deutschen Sprache überhaupt dokumentiert (Goethe ist natürlich ein alter Bekannter im Geistergespräch, er versteht sich besser mit einer gewissen Art Philosophen, als man meint), verzeichnet 90.000 Einträge; darunter eine bemerkenswert hohe Zahl an Einmalbildungen sowie Komposita, für die sich die paarungsfreudige deutsche Sprache bekanntlich besonders eignet. Man darf behaupten, dass das Sloterdijk-Wörterbuch in ähnliche Höhen aufsteigen könnte. Wer vor ihm hat schon von „solarmythologischen“, „lichtmetaphysischen“ und „farbtheologischen Motiven“ in der philosophischen Farbenlehre gesprochen? Wer hat, neben Kafka natürlich (ein alter Bekannter, er bekommt weiter unten eine eigene Digression), die „Korridorisierung der Existenz“ beschrieben oder die „Melanokratie“ der Bürokraten? Wo finden wir

„Zornsammelstellen“ und „Wutbanken“ (außer im Internet natürlich, das bemerkenswert wenig gewürdigt wird, aber das nur *a parte* gesprochen) sowie den „Illusionenparkplatz“, außer bei Sloterdijk, dem Wortzauberer? Unnötig zu bemerken, dass das Grau zu einem Haupt-Ideenspender wird: Der „Grauzonenglobus“ wird in seinen „Vergrauungsleistungen“ erschlossen, der „Grautod“ folgt der „Grauzonenverschiebung“ und so weiter ins Aschgrau. Fremde Worte werden auf jeder einzelnen Textseite eingebürgert, auf einer (beinahe) beliebig gewählten Seite wandern ein: „sic et non“, „intentio recta“, „intentio obliqua“ und – man empfinde die Spanne vom Bildungslatein zum zynisch angehauchten Anglizismus der *Baby Boomer*!: „not even wrong“; Wittgenstein lässt grüßen!). In der „mesokosmischen Weltauffassung“ (aus der allein man ein ganzes philosophisches Programm entwickeln könnte!) interagieren, jenseits der großtuenden Pathosformeln wie der kleingeistigen Fachsprache, in natürlicher Selbstverständlichkeit die Worthorte der Spezialisten mit denen Abstellkammern der Alltagsdenker, flirtet Anschauliches mit Höchst-Abstraktem, wiederbelebt Neugedachtes Althergebrachtes. Ja, sogar das „Unge-dachte“ (ein sehr dunkler Bereich der traditionellen Philosophie) kommt zu seinem Recht, neben die „Unfarbe“ Grau treten die „Unlesbarkeit“ wie die „Unlebarkeit“, die „Desymbolisierung“ und die „Dekonzentration“, und am Ende gar die „Entewigung“.

3. Angenehme Allusionen

Eine Digression zu diesem Trick (Digressionen übrigens sind ebenfalls ein sehr zu Unrecht in Verruf geratenes Werkzeug der rhetorischen Trickkiste; wahrscheinlich sind im digressionsverliebten Zeitalter der Aufklärung letztmals wichtige Manuskriptblätter vom Winde verweht worden, so wie dem Autor hier in der abgrundhaften Digression zum Thema „Grau und Frau“!): Es mag kein Zufall sein, dass Sloterdijk Alliterationen nicht nur ihrer akustischen Anmut, sondern durchaus ihres assoziativ-analytischen Potentials wegen schätzt. Wer bereit ist, „Marken, Methoden und Modelle“ nicht nur als Klangspiel und Allusion an verbreitete Floskeln des Marketing-*bullshits* zu lesen, sondern als mesokosmische *enumeratio* von Phänomenen, die in der Sache verbunden sind,

wird auch die „flüchtigen Kulte in den Seitenkapellen der weltumspannenden Konsumkathedrale“ als „eminentestes Exempel“ schätzen; und es mag kein Zufall sein, dass gerade ein sanft summenendes M „in milden Kollisionen einer Mehrzahl von Meinungen“ dominiert. Experimentalpsychologen – ein Wissenschafts-Genre, dessen Fehlen so auffällig ist, dass es als Absicht gedeutet werden könnte – haben für derartige (An-)Bahnungen im Gehirn den Begriff „Priming“ geprägt: Ein Reiz aktiviert im Gehirn bestimmte Gedächtnisinhalte, die damit assoziativ – oder, in diesem Fall: akustisch – verbunden sind; wer vorher „milde“ gesagt hat, wird freundlicher auf „Meinungen“ schauen, als wenn vorher von, sagen wir: schwachen Kollisionen gesprochen worden wäre.

4. *Prägnante Pointe und perlende Polemik*

Noch ein M-Exempel, für den Sprach-Gourmet: „Ohne Massenfucht in die Mediokrität keine modernen Zeiten“! Das ist richtig und lustig und illustriert nebenbei einen weiteren rhetorischen Trick, nämlich: die prägnante Pointe, die auch in Gestalt des bedeutungsballenden Aphorismus auftritt oder gepaart mit perlender Polemik (es scheint nicht unpassend, bei der Lektüre gelegentlich zu lachen). „Die Reinheit des Dagegenseins bewahrt am besten, wer sich der Stimme enthält, wenn Mehrheiten für kleinere oder mittelgroße Übel in Gesetzesform gesucht werden“. Oder: „Kein Auswärtiges Amt weiß wirklich, was da draußen geschieht, wo die Irregularitäten unter sich sind“ (das nicht genug zu empfindende farbpolitische Kapitel des Buchs liefert *en passant* eine Geschichte des 20. Jahrhunderts in seinen arg grauen Ecken, für das man nervlich stark aufgestellt sein muss). Zitate werden angespielt und dabei zur Kenntlichkeit entstellt: „Am Anfang war das Bit, und das Bit war bei Gott, und Gott war das Bit“. Zu platt? Na gut, „Bildungsroman verpflichtet“, trotz alledem. Wer jedoch würde der „Gewalt eines Inexistenzbeweises aus der Erfahrung“ widersprechen wollen? Ist die „prästabilierten Harmonie zwischen Neugier und Erkenntnis“ nicht wirklich eine gelungene Wiederbelebung einer schon bei ihrer Geburt außerhalb ihres Milieus nicht besonders lebensfähigen und von den Philosophieverwaltern dann zu Tode getrampelten Formel? Oder, eine winzige Spur von

Corona nur in einem Text, der sich – wiederum: auffällig unauffällig – diesem Minenfeld der Immunologie verweigert, obwohl sein Autor seit jeher zu den Heroen der philosophischen Immunisierungserkundung zählte: „Stark augenfällig ist überdies der kamerarelativ Exhibitionismus, der inzwischen pandemisch wurde, ohne daß die Durchseuchung der Population zu höherer kollektiver Immunität geführt hätte“. *Ein Selfie für Sloti!*

5. Arsenal der Ansinnungen

Im Übrigen ist Sloterdijk – darf man sagen: offensichtlich, von jeher, *in extremis?* – der Großmeister der Ansinnung. Das ist Gedankenmanipulation für Fortgeschrittene und funktioniert so: Ein Satz sagt nicht nur eine beliebige Tatsache, eine Hypothese, einen Befund, eine Bemerkung aus, nach dem Muster: „X ist Y“, „aus X folgt Y“, oder auch nur: „X hat Y gesagt“. Nein, die allermeisten und vor allem die konzentriertesten Sätze transportieren in Vorder- und Nachsätzen (*praemissis praemittendis*, was im Übrigen nicht nur ebenfalls eine lateinische *figura etymologica* ist, sondern als Akronym *P.P.* in der formelverliebten und gleichzeitig um höchste Präzision bemühten Kanzleisprache als feste Grußformel benutzt wurde) einen ganzen Rattenschwanz von begleitenden Voraussetzungen und damit verbundenen Geltungsansprüchen. Eine kleine Auswahl aus dem Arsenal der Ansinnungen: „Es versteht sich nahezu von selbst“; Indessen scheint die Überlegung statthaft“; „Gesteht man zu, daß“; „Es liegt in der Natur der Dinge“; „Im übrigen besteht Grund zu notieren“ (weitere Beispiele liefert dieser Text in ausgiebigen Anwendungen). Die Sloterdijk'sche Ansinnung wird häufig verbunden mit dem generalisierenden Sprecher-*Man* (ein *Ich* gibt es praktisch nicht im Text, was kein Zufall sein mag; gelegentlich taucht ein *Du* auf) oder dem extensiven Gebrauch von Modalverben (*dürfen, mögen, können*, gern auch im Konjunktiv). Ebenso gern paart sie sich mit rhetorisch feinen *understatement*: „Das bedeutet nicht wenig, wenn man bereit ist, mit William James zu bemerken, daß Menschen, wenn es um ihre lebensleitenden Grundannahmen geht, fast nie ohne Unfehlbarkeitsansprüche auskommen“ (und selten war ein Satz wo wahr wie dieser heute, wo das Unfehlbarkeitsdogma der katholischen

Kirche manchem als halbherziger Vorläufer der *woke*-Bewegung erscheinen mag).

6. Eine didaktische Digression

Natürlich ist das massive Manipulation, keine Zweifel; aber überall, wo gesprochen wird, wird manipuliert. Was tut der reife Leser an dieser Stelle? „Es versteht sich nahezu von selbst“ (man beachte das „nahezu“!): Sie widerspricht dem Autor. Das ist, und damit endlich zur versprochenen Kafka-Digression, ein Trick, der das Geheimnis des Erfolgs von Kafka bei leichtgläubigen Lesern und deutungsfreudigen Literaturwissenschaftlern ist: *„Jemand musste Josef K. verleumdet haben, denn ohne dass er etwas Böses getan hätte, wurde er eines Morgens verhaftet“*; so beginnt die Odyssee des Josef K. im Prozess, und am Ende liegt seine Leiche da. Niemals aber stellt jemand die Prämisse in Frage: Ist es denn wirklich zwingend so, dass Josef K. tatsächlich verraten wurde? Es könnte doch ein einfacher Behördenirrtum gewesen, eine melanokratische Panne im Bürokratenuniversum? Nimmt man die Prämisse weg, *praemissis non praemittendis!*, flugs zerbröselte der Roman (Kafka übrigens soll beim Vorlesen gelegentlich über seine eigenen Texte gelacht haben; und notfalls hätte man sie ja auch, seiner testamentarischen Anordnung folgend, verbrennen können). Denn man könnte die grauen Korridore des Schlosses auch einfach verlassen., sich der „Verkorridierung“ widersetzen, auch wenn einem vom Erzähler ständig die Notwendigkeit angesonnen wird, dort zu bleiben!

Genauso sollte der erste Impuls der mündigen Leserin ein vehementes Veto sein, sobald Sätze mit Formulierungen eingeleitet werden wie: „Es versteht sich von selbst“, „es liegt in der Natur der Sache“, „man darf behaupten“ – *nein, es versteht sich nicht von selbst für mich! Nein, es drängt sich mir nicht auf!* Das entscheidet ja nicht über deren Geltungsanspruch. Aber es eröffnet eine Debatte, und sei sie ein Geistergespräch. Man muss aber sein persönliches Unfehlbarkeitsdogma vorher ablegen. Gegen ein permanentes *overstatement* von angesonnenen Geltungsansprüchen hilft jedoch nur skeptische Immunität (schwierig zu erwerben, sogar im Zeitalter von RNA-Impfstoffen, hält dafür aber lesenslang und

immunisiert zusätzlich gegen jegliche Schwarz-Weiß-Malerei, besonders in Kriegszeiten).

Am Ende ist Gleich-Gültigkeit

Und damit zurück zum (inhaltlich) Grauen und einem Schlusszitat, dass die weiteste gedankliche Erstreckung des leitenden Gedankens in Nietzsche'scher Ansinnungsrhetorik und gewagter Wortkombinationskunst („onto-allergisch“!) ausbuchstabiert: „Wie, wenn Empfindung, Nervlichkeit, Störbarkeit, Subjektivität und alles, was daraus folgt, nur ein ‚Versehen des Seins‘ wäre? Wenn das, was wir das Innere nennen, nur ein Epiphänomen wäre, das auf dem Mineralischen aufsitzt, ein Spiel von Botenstoffen in organischen Hypothesen namens Körper? Indes das sachlich Wahre das Tote würde, das sich den Luxus des irrenden, überempfindlichen, onto-allergischen Lebens leistet? Bis das begriffen wird, leben wir im geborgten Licht einer bisher lebensnotwendigen falschen Unterscheidung“. Es gibt kein richtiges Leben in den falschen Begriffen (wahrscheinlich gibt es nicht einmal im richtigen Leben ein richtiges). Wer das Grau zu Ende gedacht hat, dem wird vieles gleich-gültig. Aber nicht egal! Und so überrascht der Text schließlich mit einer reservierten Rehabilitierung des Grau-Lauen, Mittleren, Mittelmäßigen: „Das gewöhnliche laue Selbst strebt eine mittlere Selbstverlorenheit an, mit der sich leben läßt. ... Vor romantischem Hochmut gegen das Laue sei gewarnt: Lau ist die Betriebstemperatur des Lebens bei den endothermischen Kreaturen“. Aber diese zerstören sich derzeit wieder einmal lieber selbst in den extremistischen Hochtemperaturzonen des unbedingt Schwarz-Weißen.

WALTER BENJAMINS ‚KRITIK DER GEWALT‘, ODER: WIE WESENTLICHES ÜBER GEWALT NICHT GESAGT WIRD

Anlässlich eines Vortrages in Freiburg

Natürlich war die Gewalt allgegenwärtig damals. Der erste Weltkrieg war gerade zu Ende gegangen, die politische Situation höchst instabil; es war noch nicht eigentlich Frieden (an sich schon ein instabiler Zustand), sondern eher ein Machtvakuum, das von Männern gefüllt würde – Männern mit Gewehren vor allem, den Freicorps, man sollte meinen, sie hätten genug davon gehabt, aber ein Tagebuch aus dem Ruhrkampf verzeichnet: Pardon werde nicht gegeben. Mit den Franzosen, im Krieg, sei man nicht so brutal gewesen, wie jetzt mit dem Klassenfeind. Man erschieße sogar Verwundete, gerade gestern noch habe man zwölf Krankenschwestern erschossen; sie seien bewaffnet gewesen, man stelle sich das vor, und hätten um ihr Leben gefleht. Umsonst, und der Unterton des Eintrags ist deutlich: Froh sollen sie sein, dass wir sie nicht auch noch vergewaltigt haben (oder wie immer Männer das formulieren, wenn sie prahlen mit dem Unsagbaren; denn lebt nicht in ‚ver-gewalt-igen‘ die schiere, rohe Gewalt allzu offensichtlich?). Auf den Straßen wurde gekämpft, aber ebenso, immer noch, in den Köpfen. Und so ist es nicht erstaunlich, dass sich ein junger Autor mit überschüssiger Energie und einem gewissen Geltungsbedürfnis (kann man Testosteron in Sprache verwandeln? Oh ja, man kann!) hinsetzt und über Gewalt schreibt. Vielleicht kann man sich sogar vorstellen, dass er den Essay, den er in drei Wochen zu Papier bringt, ‚Kritik der Gewalt‘ nennt; zwar sei er keineswegs vollendet, so der Autor in einem Brief, aber er meine doch, „Wesentliches zur Gewalt“ gesagt zu haben. Man sieht Kant den Kopf schütteln, diese jungen Leute, drei Wochen, Wesentliches gesagt! Wie viele Jahre ist er an seinem kritischen Projekt gesessen, wie fundamental ist er es angegangen, wie sorgfältig hat er daran gebaut, wie hat er versucht zu retten, was an der Vernunft zu retten war! Aber so sind sie, die jungen Leute, da kommen sie daher und reden von

‚Kritik‘ und meinen den Kategorischen Imperativ mit einem Nebensatz erledigen zu können, die uralte goldene Regel, die man doch nur kritisch verfeinert, geschärft hatte, und die bei nur mäßig begabter Anwendung noch jeden Krieg dieser Welt verhindert hätte und ziemlich viel der sinnlosen Gewalt! Das aber ist, immerhin, Benjamins Ausgangspunkt und vielleicht sogar eine sinnvolle Frage: Gibt es ihn überhaupt, diesen Unterschied zwischen sinnloser und sinnvoller, weil im Interesse des guten Endzweckes gerechtfertigter Gewalt? Oder ist das nicht nur ein billiger Trick der Geschichte unter dem Diktat der herrschenden Klassen, Gewalt als Mittel zu rechtfertigen, solange der Zweck, der achso heilige Zweck, es denn: ent-schuldigt?

Zur Beantwortung dieser Frage macht unser Autor einen kurzen Streifzug durch – nein, nicht durch die Realgeschichte, die sich gerade auf den europäischen Schlachtfeldern ausgetobt hatte, wo kämen wir da denn hin! Ja, wo wohl: vielleicht in die Realität, das bloße Leben von Individuen in Schützengräben beim Giftgasangriff; oder zu zwölf Krankenschwestern, um ihr Leben flehend vor den Herren der Freicorps? Nein, wir streifen vielmehr, ziemlich verwegen und mit der einen oder anderen begrifflichen Mine ungeschärft im Gepäck, durch die Rechtsgeschichte: Gewalt sei nämlich, und das behaupten wir einfach mal im Modus des kategorischen Apriori, jederzeit untrennbar mit dem Recht verknüpft; und sie sei dabei entweder ‚rechtsetzend‘ oder ‚rechtserhaltend‘ (immer noch stehen die zwölf Krankenschwestern da und flehen um ihr Leben, war das nun rechtssetzende oder rechtserhaltende Gewalt?) Aber Benjamin spricht ja nicht von Krieg oder der allgegenwärtigen sexualisierten Gewalt, oh nein, er spricht von der Gewalt als einer Art Monster des Gesetzes, einer selbst erzeugten Kreatur, die das Recht nun nicht mehr abschütteln kann. Nun gut, etwas mag an diesem Gedanken dran sein, auch wenn er seltsam abgehoben daherkommt und eine Drohkulisse aufbaut, wo man bisher naiv einen friedlichen Konsens vermutet hätte, sind denn die Gesetze nicht eine Vereinbarung zum Schutze aller, die vor ihnen bekanntlich, theoretisch zumindest, gleich sind? Und der junge Mann versucht ja auch historisch zu argumentieren; vom Naturrecht ist kurz die Rede, einer Rechtstradition, die man auch einmal

naiv geneigt war für revolutionär und emanzipatorisch zu halten; man erwartet jederzeit das Wort vom *bellum iustum*, dem historischen Musterbeispiel einer Rechtfertigung von Gewalt durch einen guten Zweck, aber man wartet vergeblich, es fällt nicht. Spinoza wird stattdessen ein wenig an den Schläfenlocken herbeizitiert, im Hintergrund taucht vage drohend ein gewaltiger Gott auf, was einen schon misstrauisch stimmen könnten, was hat denn das nun mit Naturrecht zu tun? Aber nie, niemals, das fällt einem an dieser Stelle auf einmal geradezu schlagartig auf, taucht der Mensch auf, der konkrete Mensch, der den Mit-Menschen bekanntlich ein Wolf ist, der Aggressionen und Triebe hat und gelegentlich auch gern Krankenschwestern erschießt, was die Naturrechtler natürlich wussten, so aufgeklärt waren sie schon! Die Faszination durch Gewalt, durch den Großen Verbrecher, scheint immerhin kurz auf, um sofort wieder im Dickicht der Begriffe zu verschwinden. Derweil wird aber der angeblich kritisch fundierte Gewaltbegriff immer schwammiger; Streik ist Gewalt (Gandhi hätte vielleicht, sehr sanft, protestiert), Polizei ist Gewalt (naja, vielleicht, aber man möchte sie deshalb doch nicht unbedingt missen), Vertrag ist Gewalt – Moment, horcht man auf, Vertrag ist Gewalt? Der *contrat social*, angetreten um die rohen Kräfte des Menschen durch Übereinkunft zu bändigen, ein Gewaltakt? Ja Himmel, was bleibt denn da noch?

Aber Benjamin ist, wenn schon für wenig wahrhaft kritisches oder historisches Denken, immer für eine Überraschung gut. Die Sprache sei es beispielsweise, die reine Sprache, die irgendwie der Ursünde der Vergewaltigung der Gewalt durch das Recht (sei es nun natürlich oder positiv begründet, was macht das schon für einen Unterschied!) entkommen sein muss, wie genau, bleibt schleierhaft. Denn wenn dieser Text nicht geradezu ein Paradebeispiel für die Vergewaltigung von historischem Sinn und kritisch geschärfter Bedeutung durch die Sprache ist, eine testosterongeladene Propaganda-Schrift unter dem Mäntelchen der ‚Kritik‘, dann müssen wir uns doch im Paradies und nicht in der gewalt-durchtränkten Nachkriegsgesellschaft der frühen 20er Jahre befinden. Aber diesen – Gedanken? – lässt Benjamin sowieso links liegen, oder auch rechts (unschuldige Wörter natürlich) und kommt

beschleunigt-beflügelt endlich dorthin, wo die wahre Gewalt wartet, nein: waltet, kleiner Unterschied im Wort, aber welcher gewaltiger Unterschied im Milieu: Von der Welt des Rechts bewegen wir uns nun nämlich, mit dem für metaphysische Unternehmungen dieser Art üblichen *Salto mortale* (*mortale*, war das nicht einmal: tödlich?) in die Welt der Mythologie und der Religion. Die Mythologie, nun, zweifellos, ein Gewaltschauplatz archaisch-titanischen Ausmaßes. Immerhin taucht mit Niobe endlich einmal eine Frau auf, die fassungslos zusehen muss, wie ihre Kinder gemeuchelt werden, sieben Söhne, sieben Töchter, nicht einmal eine lässt man ihr; grundlos, dahingestreckt von der Willkür einer Göttin, die sich beleidigt fühlte und den Mob aussandte (ja, es waren Apollo und Artemis. Ja, es war der Mob). Das ist ultimative Gewalt, jenseits jeden denkbaren Rechts, tödlich und blutig im Extrem. *No argument here*. Oder doch, vielleicht, wenn man darüber nachdenkt? Die Krankenschwestern sind wieder aufgetaucht, zwölf an der Zahl (Gewalt kommt gern in Zahlensymbolik verkleidet, das wertet irgendwie auf), und man könnte darüber nachdenken, ob diese Götter nicht allzu-menschlich sind: Denn ist Niobe nicht eine Frau, eine Mutter, der ihre Fruchtbarkeit, ihr vermehrtes Fortbestehen geneidet wird? Natürlich strecken die antiken Götter auch Männer nieder ohne jeden Grund, mythologische Gewalt ist nicht wählerisch, sondern ein Naturphänomen – aber ist es nicht, in diesem speziellen Fall, eine Form von sexualisierter Gewalt, die zudem in äußerster Perfidie nicht die Mutter selbst tötet, sondern sie den Tod ihrer Kinder mit ansehen ließ, erst sieben und dann noch einmal sieben? Verschwiegen soll nicht werden, dass auch der Vater das nicht überlebte, er richtete sein Schwert gegen sich selbst. Niobe aber erstarrte, sie erstarrte zu Stein; und als sie der Wind auf den Berg Sipylos versetzte, hörte der Stein nicht auf Tränen zu vergießen.

Niobes unermessliches Leid ist ein menschliches Leid; aber war nicht auch die Tat der Titanin Leto, die sich als Mutter gedemütigt fühlte und als Göttin nicht hinreichend verehrt mehr, eine menschliche Tat? Zeugt sie nicht gerade von der Komplexität menschlicher Motive, ihrer Vielgründigkeit? Mythologische Gewalt, verniedlicht man sie nicht zu einer Geschichte, einem Gedankenspiel,

wenn man sie zur reinen, grundlosen Willkür erklärt? Gewalt braucht, das könnte man stattdessen auch sehen, braucht immer Gründe, und meist eben nicht nur einen. Es reicht, wenn sie nachträglich sind. Noch der psychopathische Serienmörder (ein anderes Musterexempel von Gewalt, das innerhalb des eingeebten ‚kritischen‘ Gewaltbegriffs keinen Platz finden kann) konstruiert sich seine Gründe und seine Regeln. Es sind seine eigenen, und sie folgen einer sehr seltsamen, aber nachvollziehbaren Logik. Willkür? Ach, wenn es sie doch gäbe. Willkür ist nur noch nicht hinreichend erkannte (Multi-)Kausalität, mit einer Neigung zur chaotischen Selbstverstärkung.

Aber deshalb ist ja auch für Benjamin mythologische Gewalt nicht reine Gewalt. Reine Gewalt nämlich, und hier nähern wir uns endlich dem versteckten gedanklichen Gravitationszentrum dieses so merkwürdig zwischen Metaphysik und Ideologiekritik schwankenden Denkens, ist natürlich Gott vorbehalten. Nur Gott waltet rein, jenseits der Gewalt in ihren menschlich-mythologisch-gesellschaftlichen Abformen, er ist schaffende Gewalt und zerstörende Gewalt zugleich, Gewaltessenz, genauso tödlich wie die antiken Götter, aber: unblutig. Unblutig? Krankenschwestern bluten, wenn man sie erschießt. Niobes Kinder haben geblutet und bluten weiter, im Stein und allen sinnlosen Kriegen dieser Welt. Gott? Er möge sich verantworten oder nicht, es ist von eher schwachem Interesse, außer: für Metaphysiker, die sich als Kritiker verkaufen wollen. Es gibt keine reine Gewalt, so wenig wie es reine Vernunft gibt. Wenn er doch nur wenigstens Kant gründlich gelesen hätte...

SINGZIKADEN, ODER: MEIN *DAY OF THE LOCUST*

1. Von Singzikaden. Auftakt mit Kortisonbegleitung

Es war am Chemotag, und ich las am Nachmittag diesen Artikel in der *Neuen Zürcher Zeitung*. Doppelseitig war er und vom Thema her etwas abseitig (ich liebe an dieser Zeitung, neben ihren unsterblichen Helvetismen und ihrem Mut zum Unkorrekten, dass sie abseitigen Themen gern Doppelseiten widmet!): Es ging nämlich um die amerikanische Singzikade, *Magicacada septemdecim*, und relativ gleich zu Beginn stolperte ich über den Satz, dass diese erstaunlichen Tiere kein Hirn hätten. Nun war ich gerade im schönsten Kortison-*high*, und die Vorstellung, kein Hirn zu haben, schien mir etwas überproportional belustigend, auf jeden Fall jedoch attraktiv genug, den länglichen Artikel zum abseitigen Thema entschieden in Angriff zu nehmen. Und beim Weiterlesen reihte sich Perle an Perle. Dieses wunderbare Tier nämlich, das es nur in den *US of A* gibt (kein Hirn, so so, nur in USA, schmunzelte es in mir etwas boshaft), hat einen ziemlich einzigartigen Lebenszyklus: Es vegetiert entweder 13 oder 17 Jahre tief unter der Erde dahin und ernährt sich spartanisch von Wurzelsäften, bevor es schließlich – aber nein, überstürzen wir nichts, sondern verweilen ein wenig bei den einzelnen Perlen, bevor sie wie üblich vor die ziemlich quer- und allesfressenden Säue geraten.

Denn das Erstaunliche sind natürlich, vor allem für Mathematiker, die 13 oder 17 Jahre: Primzahlen, die stärkste Symbolsprache der reinen Mathematik. Die Singzikade braucht dafür kein Hirn und auch keinen Supercomputer auf Primzahlensuche, sondern nur einen Instinkt, aber der sagt ihr: Sei bloß nicht so blöd, immer in Jahren aufzutauchen, die durch 2 teilbar sind oder durch eine der niedlichen anderen kleinen Zahlen, die die Menschen und komplexere Organismen so lieben für ihre einfachen Uhren und komplizierten Gehirne! Nein, wenn man sich den Primzahlen anvertraut, gerät man erwünschterweise ziemlich ins Abseits; Primzahlen nämlich sind, sozusagen, die Einzelgänger unter den Zahlen. Nicht teilbar, außer durch 1 und durch sich selbst (und ist das nicht ein wahrhaft schönes Identitätsideal?); teilerfremd mit dem großen Rest der Welt, der es heimlich mit den geraden Zahlen hält

(immer mindestens noch durch 2 teilbar, na gut, das mag ein Beziehungsideal sein, aber Zikaden haben, wir kommen später dazu, ganz eigene Ansichten über Beziehungen). Zum Beispiel begegnet man ziemlich selten der Nachbarpopulation, die gerade ein Jahr versetzt in ihren 13er oder 17er-Rhythmus ist, und der ganze Wald gehört einem allein! Das gleiche gilt für die allermeisten Fressfeinde. Nein, 13 oder 17, niemand außer dir hat einen Rhythmus von 13 oder 17 Jahren, lieblichen Primzahlen, aber ein wenig spröde. Das sichert dein Überleben. Das willst du. Du willst nur das!

Und so schlüpfen nur alle 13 oder 17 Jahre (je nach Region) einige Millionen sehr unscheinbare Larven aus der Erde und krabbeln, so schnell sie können, den nächsten Baum empor; zur Not tut es auch ein Verkehrsschild, so betonte der Artikel, Hauptsache: vertikal! Mein kortisonumsäusertes Gehirn sah Zikadenstraßen, Heere von rotäugig glotzenden Larven Baumstämme und Verkehrsschilder überziehen, derweil sie ihre letzte Haut abwarfen. Dann fällt sie nach unten hin ab, was sie natürlich nicht tun würde, wenn man lieber – wie es Menschen so gern tun – die so bequeme Horizontale sucht: Horizontal werden wir geboren und horizontal sterben wir, und der aufrechte Gang dazwischen ist nur eine ziemlich kurze Phase im Angesicht des um sich selbst kreisenden Universums, und wenn wir uns verpuppen, bilden unsere abgestreiften Larven hässliche Müllberge und müssen verbrannt werden. Währenddessen sind die Zikaden in der Baumkrone angekommen; und dann beginnen sie mit ihrem Gesang. Die Männchen natürlich nur; wie immer dient der Gesang, auch wenn der Mythos anderes sagt (dazu später), nämlich ausschließlich einem einzigen Zweck, und das ist das Anlocken von Weibchen, mit dem geradlinigen Ziel, möglichst schnell und möglichst viel Sex innerhalb kurzer Zeit zu haben, und dann – nein, schön langsam! Was ist die nächste Perle?

Gesang, man ist sich ja nicht ganz sicher, ob das das richtige Wort ist. Was passiert, ist folgendes: Millionen Zikaden beginnen mittels eines Trommelorgans, einer gewölbten Schallmembran über einem Hohlkörper, der durch Muskelkontraktionen in Schwingungen versetzt wird, ihren himmlischen (für den Mythos

und die Dichterfreunde), für die benachbarten Dörfer und Städten in Zikadenregionen jedoch wohl eher höllischen Chor: Nicht entfliehen kann man ihn, Tag und Nacht wird getrommelt, was das Zeug hält, und alle Fressfeinde der Welt schaffen es nicht, dagegen anzukillern. Zu ihnen zählen vor allem Vögel, Eichhörnchen und – Menschen; das Zikadenbarbecue erfreut sich einiger Beliebtheit, ist aber nichts für Zartbesaitete und empfindlich Hörende und wohl eher ein Rache- als ein Genussakt. Aber auch Menschen, die erfolgreichsten Allesfresser des Planeten und gerade in den USA wohltrainiert in der sportlichen Disziplin des *all you can eat*, können gegen Zikaden nicht anfrassen: *predator satiation*, das ist ihr fieser Trick; Überfluss, reine Masse, das ist ihr Erfolgsgeheimnis. Gehirn, ach was! Alles, was Gehirn habt, wird früher oder später vom Menschen ausgerottet. Nicht so Singzikaden!

In meinem Hinterkopf spukte derweil das nächtlich-mechanische Grillenzirpen, das mir in letzter Zeit schon so manche halbschlaflose Nacht instrumentell untermalt hatte; aber das ist natürlich eine völlig hirnlose Verwechslung. Zikaden sind nämlich weder Grillen noch Heuschrecken; sie fressen auch die Landstriche, die sie beschallen, auch keinesfalls ratz-fatz-leer, sondern bleiben nach dem Schlüpfen genügsame Veganer und sind Vollzeit mit Singen und Sex beschäftigt. Hübsch anzuschauen sind sie dabei aber nicht direkt: Insekten halt, mit großen gespenstisch roten Facettenaugen und einem seltsamen W-Muster auf den durchsichtigen Flügeln, das schon zu den lustigsten Verschwörungstheorien beflügelt hat (die Menschen, mit Gehirn, nicht die hirnlosen Zikaden), aber trotz Kortison-*high* verweigerte mein Gehirn eine gefällige Assoziation diesmal. Außerdem riechen sie ziemlich übel, die Zikaden, vor allem wenn sie in Scharen tot von den Bäumen fallen. Das ist nämlich das Ende vom Spiel: Nachdem das Geschrei genug Weibchen angelockt und man in einer Dauerorgie so viel Nachkommen gezeugt hat wie eben möglich (es sollen um die 500 Eier pro Weibchen sein), und sobald die lieben Kleinen geschlüpft sind und schon wacker mit den Trommelorganen flattern (nein, das sind natürlich die Falken, die ich in der Falkenkamera beobachtet habe, bis das Küken starb jedenfalls) – direkt nach Erledigung des Reproduktionsgeschäftes also fallen die Eltern tot vom Baum.

Lebenszweck erfüllt, und Ruhe ist (endlich, stöhnen die erschöpften Anwohner, ihnen ist noch ganz übel vom Zikaden-Barbecue letztes Wochenende)! Die Kleinen sollen gefälligst für sich selbst sorgen. Was sie auch tun, hirnlos geboren, wie sie sind: Sie gehorchen brav ihren Instinkten, vergraben sich eiligst unter die Erde und bleiben schön dort, 13 oder 17 Jahre lang, den Primzahlen getreu! Erziehung kann so einfach sein!

Nun, das waren bisher die üblichen Bizarrerien der Evolution, wundersam geformte kleine Perlen, auch gut für den einen oder anderen metaphorischen Nebensinn. Aber es gibt noch eine Nebengeschichte und Prachtperle, die wie eine Satire der Evolution auf sich selbst klingt. Es gibt also, so lerne ich gegen Ende des Artikels, einen speziellen Parasiten, der Zikaden gern befällt, *Masospora cicadia* wird er passenderweise genannt; und er trifft die Zikaden zielsicher an ihrem heikelsten Punkt überhaupt, nämlich: den Genitalien der Männchen. Sie werden dadurch unfruchtbar, aber nicht etwa weniger geil, oh nein: Der Sexualtrieb wird sogar gesteigert! Geradezu hysterisch versuchen die befallenen Männchen nun sogar die Weibchen und ihr typisches Flügelschlagen zu imitieren, um damit noch mehr Männchen anzulocken, mit denen sie sich dann hurtig – pseudo-paaren und die fehlgeleiteten Sexualpartner dabei anstecken! (nein, die sich aufdrängende moralistische Deutung lassen wir aus, das ist alles Natur und sonst nichts). Die beflügelnde Wirkung wird übrigens erzeugt durch einen Stoff, der psychedelischen Pilzen ähnelt, sowie einem Amphetamin-Cocktail; das Stöfflein drosselt den sowieso schmalen Appetit und verstärkt die Konzentration auf das Einzige, was den Zikaden bleibt, nämlich: Sex und noch viel mehr Sex! Es ist *Viagra on speed*, sozusagen. Natürlich sind gehirnbegabte Menschen deshalb schon lange auf die Idee gekommen, die berauschten Zikaden zu verschlingen, um in einen ähnlich euphorischen Zustand zu gelangen. Klappt aber nicht, *predator satiation*: Man müsste mehr essen, als man kotzen kann! Ende des Artikels, das Kortison kichert noch ein wenig vor sich hin, und im Garten zirpt eine Grille, wenig melodisch und ganz allein.

2. Zikaden von Platon bis Bob Dylan: Durchführung in Philosophie und Literatur

Ach, Zikaden, was für ein Leben! Bekifft von morgens bis abends, und pausenlosen Gruppen-Sex, bis man tot vom Baum fällt! Wozu braucht man da ein Gehirn? Aber das will natürlich überprüft werden, deshalb befrage ich eine halbe schlaflose Nacht später zum Zirpen der einsamen Grille unser aller *Wikipedia*, und die Antwort ist: Zikaden haben selbstverständlich ein Gehirn, wie alle Insekten; aber ein sehr kleines eben, mit ganz wenig Neuronen und Synapsen. Sensorische Umwelteindrücke werden deshalb nicht umständlich zu einer Verarbeitungszentrale geschickt, sondern direkt in Handlungsroutrinen übersetzt; „festgeschaltete Reflexionsmuster“, sagt *Wikipedia*, und ein solches modulares Reaktionssystem, wie es beispielsweise auch Roboter hätten, sei nicht nur sehr viel schneller und effizienter in Gefahrensituationen, sondern offensichtlich ein evolutionäres Erfolgsmodell: Insekten stellen 60 % der Arten und 50 % der Biomasse auf dem Planeten. Das menschliche Gehirn brilliert derweil bei der Artenreduktion und dem Verbrauch der Biomasse (aber mehr Sex wäre wohl auch keine nachhaltige Lösung).

Interessanterweise haben es die Zikaden, speziell: die im Artikel behandelten Singzikaden, zu einigem mythologischem und literarischen Ruhm gebracht, und das wusste ich sogar vorher schon! Was ich aber nicht wusste, ist, dass die Geschichte mit Platon beginnt und mit Bob Dylan endet, aber ich erzähle sie sozusagen baumab, weil es lustiger ist. Also: Bob Dylan sang vom *Day of the Locust*, womit er aber eigentlich, da ist sich die Dylan-Forschung (ja, gibt es, ehrlich!) einig, Zikaden meinte; aber nur Heuschrecken haben dieses wunderbare biblische Image, und da stand der selbst gern ein wenig bekiffte junge Mann irgendwie drauf. Nun war er eingeladen, in Princeton, zu einer Ehrendoktorverleihung (der Nobelpreis schwebte noch in weiter Ferne und er hätte ihn wahrscheinlich für einen befremdlichen *trip* gehalten); und Princeton war eine Zikadenregion, und es war ein primzahliges Zikadenjahr, und der Lärm war folglich kolossal bei der Preisverleihung; die Redner konnten ihr eigenes Wort nicht verstehen. Wer solche Veranstaltungen und akademische Redebräuche kennt,

weiß, dass das kein großer Verlust sein muss und man vielleicht sogar Grund hatte, dem Monsterchor aus den Bäumen dankbar zu sein. Und der junge Bob Dylan schmiss, so erzählt es der Song, den er hinterher schrieb, schnell die Robe von sich, schnappte sich sein derzeitiges *girlfriend* und fuhr schnell in die schwarzen Berge von Dakota davon, wo sie es trieben wie – genau. Und hinterher schrieb er seinen Song, *The Day of the Locust*, in dem es heißt: „*There was little to say there was no conversation / As I stepped to the stage to pick up my degree*“ (ein Gefühl, dass man als selbst real und nicht-ehrenhalber Promovierte durchaus nachvollziehen kann, auch ohne Zikaden). Währenddessen, so imaginiert der Song weiter, sitzen spröde Gelehrte in einer stinkenden dunklen Kammer und beraten über den Preis; die *locusts* jedoch singen für ihn, den Sänger, den neuen Orpheus der Pop-Kultur! Doch je länger sie singen, und je mehr betont wird, dass sie nur für ihn ganz allein sitzen – desto gespenstischer wirkt die Szenerie. Der Gesang, so melodisch er auch beschrieben wird, so verführerisch in seiner Wirkung, ganz allein für ihn bestimmt – taucht hinter ihm nicht ein Schatten auf von etwas, das nur für Einen ganz allein singt, dem man immer näher rückt, angezogen von seiner geheimen Macht, die nur für diesen Einen bestimmt ist, nur ausgerichtet auf – den endgültigen Fall vom Baum, hinab in die letzte Horizontale? Die Nacht ist mondenhell, die Grille zirpt.

Bei Goethe ist es eher umgekehrt wie bei Dylan, aber es wäre auch erstaunlich, wenn dem nicht so wäre. Goethes Zikade nämlich ist, und das ist für die symbolische Verklärung unersetzlich, ein Einzelwesen, keine schreckenerregende Massenerscheinung: „*Selig bist du, liebe Kleine*“, beginnt das Gedicht geradezu kosend. Selig deshalb, weil die Zikade, „*fast den Göttern vergleichbar*“, bedürfnislos ist (im Gegensatz zur gefräßigen Heuschrecke und den auch durchaus ernährungsbedürftigen Dichtern); sie kommt beinahe ganz ohne Nahrung aus, sie wird geboren „*ohne Fleisch und Blut*“, und sie ist deshalb eine „*leidenlose Erdentochter*“, die keinen Schmerz kennt. Mit ihrem spontanen, ungeborenen Erscheinen kündigt sie dem Landvolk die Wiederkehr des Frühlings an, und sie stirbt, noch bevor die Felder auch nur das erste Mal geerntet werden: alterslos. Was sie jedoch aus allem anderen zirpenden,

klappernden, zischenden oder trommelnden Getier besonders hervorhebt, ist ihr Gesang, die „*Silberstimme*“, die ihr die Götter selbst verliehen und die nun ihren einzigen Lebenszweck bildet: Sie braucht keine berauscheden Getränke, keine unzuverlässige Inspiration, nein, ihr ganzes Leben ist ein einziger Gesang in vollendeter Harmonie mit der Natur und in völliger Autarkie. Wer so singen könnte, wäre er nicht wirklich – „*fast den Göttern zu vergleichen*“?

Nun, kommen wir ein wenig auf den Boden der Tatsachen zurück und klettern wir rückwärts den Baum herunter: Wahrscheinlich hat Goethe nicht wirklich einen amerikanischen Singzikaden-Schwarm gehört, sondern lediglich die vereinzelt Grille in Italien, wo er selbst sowieso in einem anhaltenden Zustand von erotischer Verzückerung bei relativer Autarkie und Bedürfnislosigkeit war, und die *Römischen Elegien* tropften ihm nur so aus der Feder. Zudem ist das ganze ja nur eine Variante eines fragmentarisch überlieferten Anakreon-Gedichts, geschrieben als Hofpoet in Weimar, wo er alles andere als autark war. Und wo es am Ende hinführt, wenn man diese Verherrlichung und Vergöttlichung ein wenig weiter denkt, zeigt Ingeborg Bachmanns Hörspiel *Die Zikaden*: „*Denn die Zikaden waren einmal Menschen. Sie hörten auf zu essen, zu trinken und zu lieben, um immerfort singen zu können. Auf der Flucht in den Gesang wurden sie dünner und kleiner, und nun singen sie, an ihre Sehnsucht verloren – verzaubert, aber auch verdammt, weil ihre Stimmen zu menschlich geworden sind*“. War das die Verführung, vor der Bob Dylan in die schwarzen Berge Dakotas geflohen ist? Wollte er lieber menschlich bleiben, bestraft mit einem Gehirn und einem späten Nobelpreis, aber ein imperfekter Sänger? Auch Goethe hörte dann lieber auf mit dem Singen und warf sich auf die Farben, die Steine, sogar Münzen und Medaillen und Autographen, wenn es denn sein musste. Denn allzu leicht werden die Zikaden zu Marotten und Grillen oder gar zu Heuschrecken, die einen armen Dichter bei lebendigem Leib verzehren und ihm das Gehirn aus dem Kopf singen.

Ganz unten am Baum angekommen, erwartet uns jedoch Platon, und er lässt seinen Sokrates dem wie immer recht naiven Gesprächspartner Phaidros eine belehrende Geschichte über die

Zikaden erzählen. Es ist Mittagszeit, die Hitze drückt, Sokrates imaginiert sich, wie die singenden Zikaden auf sie beide hinabsehen, auf die Menschlein, die sich lieber, trotz ihrer hochtrabenden Gehirne, in die schonende Horizontale begeben und ein wenig in das panische Mittagsschweigen einstimmen würden. Das aber wäre eine Drückebergerei, wie sie nur Sklaven oder Schafen am Mittag zukäme, so Sokrates recht freimütig. Vielmehr müsse nun, trotz oder gerade wegen der drückenden Hitze, vernünftig geredet werden, um vielleicht von den Zikaden das zu erhalten, was diese selbst von den Göttern zum Geschenk bekommen hätten! Phaidros geht ihm prompt auf den Leim und bekennt eine „zufällige Unkenntnis“, würde der Meister wohl so gut sein – ? Der Meister ist so gut und erzählt ihm das Geschichtlein von den Zikaden, das jeder Musenkundige wissen sollte, um diesen Namen zu verdienen, Ehrendoktorwürde und Nobelpreis oder nicht. Die Zikaden nämlich waren, bevor die Musen überhaupt geboren wurden, einmal Menschen. Als jedoch die Musen erschienen und die Menschen mit den Verzückungen des Gesangs bekannt machten, hätten einige von den damals Lebenden alle Bedürfnisse des Leibes vergessen, ja noch nicht einmal mehr auf den nahenden Tod geachtet! Nein, sie hätten gesungen und gesungen, ohne weitere Nahrung zu brauchen, bis zu ihrem (man imaginiert: frühen) unerwarteten Tod. Diese besonderen Menschen aber hätten die Musen zum Ausgleich mit einem Geschenk bedacht: Sie benötigten fürderhin keinerlei Nahrung mehr; sie konnten singen und singen bis zu ihrem Tod, und anschließend durften sie den Musen berichten, wer von den Menschen welche von ihnen besonders verehere. *„Der ältesten aber, der Kalliope, und der nach ihr kommenden, der Urania, melden sie die, welche ihr Leben mit Philosophie hinbringen und die diesen eignende Musik ehren, wie sie ja unter den Musen vorzugsweise dem Himmel und göttlichen sowohl als menschlichen Reden obwaltend die schönste Stimme von sich geben“*. So endet die Geschichte, dem Lobpreis der ewigen Petze sozusagen. Woraus Phaidros mit wünschenswerter Klarheit schließt: *„Gesprochen also muss werden!“* Wenn die Philosophie doch nur Musik spräche!

3. Coda: Zikaden und die gender-Frage

Überlebt hat aber nur das nicht-aufhörende-Geschwätz, infiziert von einem Parasiten, der sich auf die Zeugungsorgane der Philosophen geworfen hat und sie zu einem fruchtbaren Dialog völlig unfähig macht. Vielmehr suchen sie nur mehr junge, unschuldige Opfer, die sie mit ihrem Systemenwahn und Begriffsmüll anstecken, auf das geredet und geredet und geredet werde, bis man tot vom Lehrstuhl fällt. Wenn sie sich doch wenigstens zwischen- durch für 13 oder 17 – oder vielleicht gar, man kann ja nicht sicher genug gehen, 47, 69 oder gleich 83 – Jahre sich unter der Erde verkriechen würden, genährt von nahrhaften Wurzelsäften? Auch bei einigen Sängern wäre man eher froh, wenn die Verpuppung etwas länger dauerte, bis aus einer *boy group* – ja, was wohl würde? Ein nobelpreisverdächtiger Bob Dylan *reborn*? Zudem, eine kleine Kurve noch im letzten Moment, bevor die letzte Zikade aus dem Baum fällt und die letzte Larve sich vergraben hat: Können Frauen offensichtlich nicht singen nach diesem Modell, nie und niemals und kategorisch überhaupt nicht. Sie haben kein Trommelorgan. Sie antworten höchstens mit seltsamen Schnalzgeräuschen. Denkbar wäre aber auch, dass bisher der millionenfache Zikadenlärm sie nur übertönt hat; und dass sie in der Mittagsstille, anti-zyklisch und vereinzelt, einen eigenen Gesang erzeugt haben, den jedoch keiner gehört hat, weil er nicht direkt an die Geschlechtsorgane ging. Orpheus war halt auch nur ein Mann.

PORTRÄT EINES JUNGEN MANNES MIT HINGEWORFENEM HANDSCHUH.

Vier Meditationen und ein Aufruf zur Emanzipation der Männer

I. Neulich im Städel: Unter Bildungsbürgern



Neulich Freitag nachmittags im Städel, immerhin darf man noch ins Museum: Wohlmaskiert schlendert das kulturell interessierte Publikum in gehobener Atmosphäre durch die versammelten Rembrandts samt Zeitgenossen. *Nennt mich Rembrandt!*, das ist der Aufmacher der Ausstellung; die etwas sparsamen Text der Kuratoren versuchen darzulegen, dass Rembrandt schon einiges von der neueren Marketing-Kunstform *Branding* verstand, aber das ist gar nicht so interessant. Eher mäßig interessant sind auch auf den ersten Blick die ziemlich stereotypen Porträts, mit denen der Rundgang eröffnet: wohlbeleibte Niederländer

und Niederländerinnen, mit einer Neigung zur rötlichen Knollen-nase in beiden Geschlechter (eine Dame fragt im Flüsterton bei der gerade vorbeischwappenden Führung: „Durften denn die Leute damals alle betrunken gemalt werden?“, Loriot schwebt kurz durch den Raum und nickt heftig), und nur wenn man genau hinsieht, merkt man, dass die so demütig wirkenden schwarzen Gewänder aus den kostbarsten Stoffen der Amsterdamer Börse

gefertigt sind. Den optischen Rest erledigen die Spitzen: „Spitzenprodukte“, wagt der Ausstellungstext einen kleinen Scherz, er ist aber leider unübersetzbar, trotzdem bewundern wir alle die Spitzen mehr als die Knollennasen. Nun ja, andere Zeiten, andere Moden, andere Nasen. Dort zum Beispiel stehen zwei junge Männer vor einem Vollporträt eines stehenden jungen Mannes. Sie tragen Jeans, er trägt seidig schwarz glänzende Kniebundhosen, die in hinreißenden Knierüschen enden. Sie tragen Sneaker, er trägt schwarze Lederschuhe mit einem kleinen Absatz und Spitzenschleifen. Und anstelle eines Pullovers stellt der Porträtierte ein strahlend weißes Hemd mit weitem Kragen zur Schau: geschlossen wird es mit einer sehr dekorativen Silberschnalle, darüber kommen eine kostbar tressierte Jacke und der elegante geschwungene schwarzen Samtumhang. Vorwitzig blitzt direkt über dem hochsitzenden Hosenbund noch eine Art Schleife mit einer weißen Spitze hervor, ähnlich wie ein Schuhbändel, sie sitzt exakt in der Bildmitte sitzt und weist nach unten, zwischen die – aber was ist das? Jetzt weisen die beiden jungen Männer auf etwas hin, das im Porträt am Boden liegt, erst hat man es gar nicht bemerkt: Es ist ein Handschuh, er ist offensichtlich zu Boden gefallen, und jetzt liegt er da, leicht gekrümmt wie ein kleines ängstliches Tier, das sich zusammenkauert. Aber er kann ihm doch nicht von der rechten Hand gefallen sein, dann läge er doch auf der anderen Seite, und warum überhaupt? – da hat der eine junge Mann schon sein Handy gezückt, offenbar liest er etwas nach, und dann diskutieren die beiden weiter, weisen auf den Handschuh, weisen wieder auf das Gesicht, auf die kleine weiße Spitze in der Bildmitte. Derweil fragt der liegende Handschuh, kokett und herausfordernd gleichzeitig die neue Betrachterin: *Et tu?* Der Text zum Bild hilft nicht viel weiter: Eigentlich weiß man noch nicht einmal genau, wer der Dargestellte ist, aber man hat immerhin ein Entstehungsdatum: 1639, da war Rembrandt selbst 33 Jahre, hatte ein eigenes Atelier in Amsterdam, war verheiratet und Vater zweier Kinder. Aber was machen wir nun mit dem Handschuh? Folgen wir den beiden jungen Männern ohne Handschuh und mit Smartphone und fragen die Quelle aller modernen Weisheit, *Wikipedia!*

II. What's in a glove?

Handschuhe, also, Kurzfassung samt *Fun Facts*: Gab es schon immer. Schon in der Frühzeit, sie waren damals nur unförmig, aber handlich für die anfallenden groben frühneuezeitlichen Arbeiten. Doch kaum erhob die Zivilisation ihre schweren Flügel, wurden die Handschuhe schon zum Luxusobjekt: Tutanchamun, bekannt eher ein minderer Pharaon, hatte 27 Paar feine Lederhandschuh in seiner Grabkammer. Bei den Römern hießen Fingerhandschuhe *digitales*, und die eher kulturkritisch gesinnten unter den römischen Philosophen hielten sie für ein handgreifliches Symbol der beginnenden spätrömischen Dekadenz (auch Oliven sollte man lieber mit baren Händen pflücken, so ein entsprechender Ratgeber). Großer Sprung ins Mittelalter, einer geradezu symbolhörigen Zeit, wo der Handschuh die volle Entfaltung seiner Bedeutungsbreite erreicht. *Erster Finger*: Machtsymbol! Könige und Kaiser haben kostbare Handschuhe, und wenn sie jemand unter ihre Fittiche nahmen, bekam er ebensolche als Symbol geschickt, zur öffentlichen Ausstellung. *Zweiter Finger*: Kampf! Wenn ein Ritter einem anderen den Handschuh vor die Füße knallte oder ins Gesicht wischte, hieß das: schwere Beleidigung und Herausforderung zum ritterlichen Zweikampf (mit Schutzhandschuhen, natürlich). *Dritter Finger*: Sauberkeit und Hygiene! Und zwar sowohl im wörtlichen Sinn – vor der Erfindung des Bestecks trugen Damen beim Mahl gern Handschuhe – also auch im übertragenen Sinne: Der *Sachsenspiegel*, einer der ersten mittelalterlichen Rechtsbücher, gebot Richtern, mit unbedeckten Händen ihres Amtes zu walten und dadurch ihre Ehrlichkeit und Unbestechlichkeit zu demonstrieren (zur gleichen Zeit wurden Bittgesuche gern mit Handschuhen verschickt, die prall mit Geld gefüllt waren). *Vierter Finger*: Ästhetik! Imagesymbol! Kulturelles Kapital! Im Verlauf der Zeit und mit der Entwicklung des Kunsthandwerks wurden die Handschuhe immer mehr zu einem Kunstobjekt; erst nur für die Herrscherkassen (Pharaon! Kaiser! Bischof!), aber im nivellierenden Fortgang der Zivilisation auch für die etwas begüterten Massen (Arbeitshandschuhe sind ein anderes Thema. Gab es immer, wurden nur technisch besser). Die Dame von Welt trägt Handschuhe, am Hof sowieso, aber bald unter dem allmächtigen Diktat der Mode überall. Der Dandy von

Welt auch. Und damit kommen wir elegant zum *fünften Finger* (es muss aber nicht der kleine sein) und zur geschlechtergeschichtlichen Symbolik: Wenn die Dame dem Ritter ihren Handschuh überreicht, versichert sie ihm ihrer Gunst (weitere Glieder sollte sie sich aber nicht entblößen, jedenfalls nicht in der reinen Minne). In den Niederlanden zu Rembrandts Zeiten hat man die höfische Galanterie aber weitgehend hinter sich gelassen; wenn der Gatte hier der Dame bei der Hochzeit den Handschuh überreicht, ist er ein Symbol für ihre künftige Unterwerfung unter seine Herrschaft (wir sind also wieder bei 1, sozusagen). Verwerflich und unaufgeklärt, natürlich, aber was sagt der eine junge Mann da gerade? Zitiert er nicht – ja, er zitiert tatsächlich Schillers Ballade *Der Handschuh*, die er in der Schule habe lernen müssen und von der er noch die letzte Zeile erinnere: „*Den Dank, Dame begehrt ich nicht!*“ Nun gut, es ist der vorletzte Satz, aber wir Bildungsbürgerinnen sind nicht kleinlich, zumal es der entscheidende Satz und die Pointe ist. Schillers Ballade ist nämlich sozusagen ein umgekehrtes Lehrstück in Sachen Emanzipation. Der Ritter emanzipiert sich von der überholtstereotyphaften Verteilung der Geschlechterrollen, indem er den von der Dame für ihn in den Ring geworfenen Handschuh – wo sich gerade Löwen und Tiger gegenseitig zerfetzten – zwar den Untieren entriss, anschließend aber auf die Gunst einer solchen „Dame“ dankend verzichtete und erhobenen Hauptes den Ring verließ. Das hätte man auch gern von Rembrandt gemalt gesehen, nicht immer nur alttestamentarische Männermörderinnen, die alle verdächtig Saskia ähnelten und eine Knollennase hatten! Chapeau für Schiller!

III. Zwei Rätsel, weiter ungelöst

Belehrt kehren wir zurück zu Rembrandts jungem Mann mit dem hingeworfenen Handschuh, der uns immer noch anstarrt (der Handschuh). Nachgetragene kunstgeschichtliche Forschungen im Museums-Café nebenan ergeben: Die kunsthistorische Forschung weiß es auch nicht besser. Zum einen weiß sie nicht genau, wer dargestellt ist: Es gibt zwei Kandidaten aus dem städtischen Umfeld Rembrandts, beide sehr gehobenes Amsterdamer Bürgertum, und von dem einen weiß man, dass er mal bei Rembrandt ein

Porträt in Auftrag gegeben hatte; es sind aber andere Abbildungen von ihm überliefert, und die Ähnlichkeit, Knollennase hin oder her, kann kaum auch nur als entlegen bezeichnet werden. Der andere wäre ein wenig ähnlicher, aber man hat keinen Papierkram dazu. Einig ist man sich deshalb nur, dass der Dargestellte ziemlich jung gewesen sein muss; dass er Geld gehabt haben muss (Indizien: Kleidung und Ganzkörperformat); und dass er ziemlich *cool* überkommt mit seiner etwas geckenhaften Haltung. Zum zweiten weiß man nicht, was der Handschuh soll; und die Deuter kommen auch nicht viel weiter als *wikipedia*. Es gibt zwar Vorbilder für ähnliche Darstellungen bei anderen berühmten Malern; und wenn wir in der humanistisch-rätselverliebten Hochrenaissance gewesen wären mit ihrer Vorliebe für Mystizismus und allegorische Verkleidungen, hätte sich sicherlich auch eine breitere Deutungsdiskussion entsponnen. Nicht aber beim knollennasigen Amsterdamer Bürger Rembrandt, dem das Verschmitzte nur gelegentlich in eine kleine Zeichnung entwischt, da haben die Kunstkritiker Eselsohren. Aber wir haben inzwischen Glühwein mit den jungen Männern getrunken und können deshalb auch selbst ein wenig spekulieren.

IV. Übergestülpte Deutungen

Da wir vorher schön systematisch waren und uns anhand von *Wikipedias* Weisheit die fünf symbolischen Deutungsmöglichkeiten von Handschuhen fingerweise erarbeitet haben, müssen wir sie nun nur noch durchgehen.

Also, 1: *Macht*. Man kann sich tatsächlich des Eindrucks nicht erwehren, der junge Mann wolle noch etwas werden, schimmert da nicht etwas Kevin-Kühnert-Mäßiges durch den Blick? Darauf sind die Kunsthistoriker auch schon gekommen, sie schlagen beispielsweise vor, er könnte seinen Handschuh sozusagen als Bewerbung für eines der vielen ehrenhaften und/oder gutbezahlten öffentlichen Ämter – Bürgermeister, Vorsteher des Leprösen-Hauses, Richter mit sauberen Händen – in den Ring geworfen haben. Wäre denkbar, aber vielleicht wirkt er dafür doch etwas gar zu locker? Aber immerhin, er konnte sich ein Rembrandt-Ganzkörper-Porträt

leisten, und alle diese wunderbaren Spitzenprodukte noch dazu!
Also: ein entschiedenes Vielleicht!

2: *Kampf, Fehde, Herausforderung*: Definitiv nicht. Weniger kämpferisch kann man sich kaum hinstellen. Zu einem Menuettschritt könnte er vielleicht ausholen, oder zu einer angedeuteten Verbeugung, um der Dame einen Handschuh aufzuheben. Nicht aber zu einem Ausfallschritt mit dem Schwert. Die Spitzen würden auch schmutzig werden. *Definitely not.*

3: *Sauberkeit, äußerliche oder innerliche*: Schmutz scheint hier eher nicht das Problem zu sein. Die Umgebung wirkt zwar etwas düster, aber für Rembrandt ist sie eher außergewöhnlich gut beleuchtet. Man kann sogar eine Art antikisierenden Hintergrund erkennen, mit einem Steintor mit Muscheldekor über der mit Nieten besetzten Tür; mit Kacheln auf den Weg davor, einem kleinen geometrischen Element; und einer etwas rätselhaft unscharfen Büste, die skeptisch von oben auf den jungen Geck herabzublicken scheint (ein Selbstporträt Rembrandts, der eine kleine Obsession mit Selbstporträts hatte? nein, nicht genug Knollennase). Aber nichts, was man nicht auch mit bloßen Händen anfassen könnte. Bleiben die Ehrlichkeit, die Offenheit, die Demonstration von Ungeschützttheit: Ich zeige euch meine nackte Hand, hier liegt sie, ziemlich in der Bildmitte, ganz in der Nähe von dem kleinen weißen Zipfel am Hosenbund, sie ist so weich und wohlgepflegt, sie könnte beinahe eine Frauenhand sein, und sie trägt keinen Ring! Das bringt uns zu

4. *Ästhetik*: Nein, keine Sprünge, wir gehen schön die Finger entlang. Ästhetisch macht der Handschuh so total Sinn, wie jedes Detail bei einem großen Meister Sinn macht. Man denke ihn sich weg, und das Bild hätte eine Lücke. Es wäre langweiliger. Es würde etwas fehlen, in der Bilddiagonale, die vom skeptischen Blick der Büste über die weiche Hand in der Mitte und die Spitze am Hosensatz genau in die gegenüberliegende Ecke unten führt, wo der kleine verkrümmte Handschuh liegt. Mit seiner irgendwie organisch anmutenden Krümmung nimmt er auch ein wenig Kontakt

auf zur Muschel über der Tür und bildet farblich und formal ein Gegengewicht zum Schwarz-Weiß- der Figur und der Fliesen. Im Gegensatz zur leuchtend hellen Hand in der Bildmitte ist er ein dunkles Gegengewicht am Rande. Macht er damit den Dargestellten nicht auch irgendwie – menschlicher? Ach, man mag sich vorstellen, dass das Modell irgendwann, aus Erschöpfung oder Unlust beim Modellstehen im Atelier, einen Handschuh hatte fallen lassen. Gerade wollte er sich danach bücken, aber Rembrandt wäre aufgefahren von seiner Staffelei und hätte gerufen: „*Nee, lass liegen! Das ist genau das, was mir noch gefehlt hat! Könntest du ihn vielleicht nur ein kleines Stückchen weiter nach links – noch ein klein wenig weiter, genauso, nein, mach ihn nicht gerade! Wunderbar!*“ Warum nicht? Ästhetik geht immer, deshalb ist es ja ein Kunstwerk. Aber Rembrandt kannte kein *art pour l'art*.

5. *Gender*. Zudem trägt der Schöne keinen Ring, und damit wären wir bei 5., der geschlechtergeschichtlichen, nennen wir sie hier aber lieber: der erotischen Bedeutung. Die Forschung geht davon aus – das mögen wir ihr glauben –, dass das Bild nicht der Teil eines jener Doppelporträts war, die für Ehe- oder Brautleute verbreitet waren, Knollennase links, Knollennase recht, und viel Spitzen auf beiden Seiten. Nein, der junge Mann steht für sich selbst. Könnte es nicht sein, dass er, als früher Vorläufer der Schiller'schen Emanzipation der Männer vom Handschuh-Aufheb-Zwang, einfach seinen Handschuh hat fallen lassen, damit eine vorübergehende Schöne ihn ihrerseits aufnimmt? Ist es vielleicht ein Bewerbungsporträt, aber nicht für das Bürgermeisteramt, all seiner Reize zum Trotz, sondern für die wohlbeleibten und rotbackigen Amsterdamer Bürgerdamen, und es sagt, im Handschuh nur mäßig verschlüsselt: Wo ist sie, die Dame meines Herzens, die es wagt, den Handschuh aufzunehmen? Die das Prachtstück zu schätzen weiß, das ich hier darstelle, seht doch nur, die Rüschen und Spitzen und Locken? Wo ist sie, die andere Hälfte meines künftigen Doppelporträts, ich könnte sie sogar von dem berühmten Rembrandt malen lassen? *Why not?*

Die beiden jungen Männer schauen skeptisch. Sollen sie doch. Sie haben andere Handschuhe zu werfen und aufzuheben, heutzutage. *Nennt mich – ?*

III. *MISSION MINUTIAE*, ODER: DENKANSTÖSSE



Her original power was nothing more than was due to earnestness and intellectual clearness within a certain range. With small imaginative and suggestive powers, and therefore nothing approaching to genius, she could see clearly what she did see, and give a clear expression to what she had to say. In short, she could popularize while she could neither discover nor invent.

Harriet Martineau, *An Autobiographic Memoir*

Let us record the atoms as they fall upon the mind in the order in which they fall, let us trace the pattern, however disconnected and incoherent in appearance, which each sight or incident scores upon the consciousness. Let us not take it for granted that life exists more fully in what is commonly thought big than in what is commonly thought small.

Virginia Woolf, *Modern Fiction*

Whether it's a symphony or a coal mine, all work is an act of creating and comes from the same source: from an inviolate capacity to see through one's own eyes – which means: the capacity to perform a rational identification – which means: the capacity to see, to connect and to make what had not been seen, connected and made before.

Ayn Rand, *Atlas Shrugged*

If you write, write from the heart, yet carefully, objectively. Never pose. Write little things which you think are true. Then you may sometimes find that they are beautiful as well.

Iris Murdoch, *The Black Prince*

Folgende Blätter streu ich ins Publikum mit der Hoffnung, dass sie die Menschen finden werden, denen sie Freude machen können. Sie enthalten Bemerkungen und Grillen des Augenblicks ... Sei's also nur denen, die einen Sprung über die Gräben, wodurch Kunst von Kunst gesondert wird, als Salto mortale nicht fürchten, und solchen, die mit freundlichem Herzen aufnehmen, was man ihnen in harmloser Zutraulichkeit hinreicht.

Goethe, *An den Leser*

Wir haben das unabweisliche, täglich zu erneuernde, grundernstliche Bestreben, das Wort mit dem Empfundnen, Geschauten, Gedachten, Erfahrenen, Imaginierten, Vernünftigen möglichst unmittelbar zusammentreffend zu erfassen.

Johann Wolfgang Goethe, *Maximen und Reflexionen*

Ich glaube es würde angenehm und nicht unnütz sein, wenn man Geschichten von der Art, wie sie bisher erzählt worden und deren uns manche im Leben vorkommen, aufsetzte und sammelte. Leise Züge, die den Menschen bezeichnen, ohne dass gerade merkwürdige Begebenheiten daraus entspringen, sind recht gut des Aufbehaltens wert. Der Romanschreiber kann sie nicht brauchen, denn sie haben zu wenig Bedeutendes, der Anekdotensammler auch nicht, denn sie haben nichts Witziges und regen den Geist nicht auf; nur derjenige, der, im ruhigen Anschauen, die Menschheit gerne fasst, wird dergleichen Züge willkommen aufnehmen.

Goethe, *Die guten Weiber*

„Meine Herrin“, fuhr sie fort, „ist von der Wichtigkeit des augenblicklichen Gesprächs höchlich überzeugt; dabei gehe vorüber, sagt sie, was kein Buch enthält, und doch wieder das Beste, was Bücher jemals enthalten haben. Deshalb machte sie mir’s zur Pflicht, einzelne gute Gedanken aufzubewahren, die aus einem geistreichen Gespräch, wie Samenkörner aus einer vielästigen Pflanze, hervorspringen“.

Goethe, *Wilhelm Meisters Wanderjahre*

Die Sachen anzusehen so gut wir können, sie in unser Gedächtnis schreiben, aufmerksam zu sein und keinen Tag, ohne etwas zu sammeln, vorbeigehen lassen. Dann, jenen Wissenschaften obliegen, die dem Geist eine gewisse Richte geben, Dinge zu vergleichen, jedes an seinen Platz zu stellen, jeder Wert zu bestimmen.

Goethe, *Brief vom 24.8.1770*

Außerdem will ich euch sagen, dass die Vorsehung mich, der ich ganz in die Natur eingebunden bin, im Voraus dazu bestimmt hat, diese Betrachtungen zu schreiben, so wie sie fünf oder sechs Leser

vorausbestimmt hat, Nutzen daraus zu ziehen, fünf, sechs andere, sie zu verschmähen und sie im Übrigen der ungeheuren Masse unnützer Schriften zu überlassen.

Voltaire, *Der unwissende Philosoph*

Ich wollte die Philosophie in einer Weise behandeln, die ganz und gar nicht philosophisch sein sollte; ich habe mich bemüht, sie in einen Zustand zu bringen, in dem sie für die Leute von Welt nicht zu trocken und für die Gelehrten nicht zu unernst ist. [...] Es kann durchaus geschehen, dass ich auf der Suche nach einem Mittelweg, bei dem die Philosophie allein angemessen wäre, einen solchen gefunden habe, bei dem sie niemandem angemessen ist: Die Mittelwege lassen sich zu schwer einhalten.

Bernard le Bouvier de Fontenelle, *Philosophische Neuigkeiten für Leute von Welt und für Gelehrte*

Das kann aber einem denkenden Menschen nie begegnen, so lange es noch Dinge überhaupt für ihn auf der Welt gibt; denn an jeden Gegenstand, sei er auch noch so scheinbar geringfügig, lassen sich interessante Gedanken anknüpfen, und das ist eben das Talent der Dichter, welche ebenso wenig wie wir in Arkadien leben, aber das Arkadische oder überhaupt interessante an dem Gemeinsten, das uns umgibt, herausfinden können. Wenn wir weiter nichts zu tun wissen, so treten wir ans Fenster, und machen Glossen über die Vorbeigehenden, aber gutmütige, denn wir vergessen nicht, dass wenn wir auf der Straße gehen, die Rollen getauscht sind.

Heinrich Kleist, *Briefe*

Mir scheint es eine Menschenpflicht, hingeworfene Gedanken aufzunehmen, fortzusetzen, zu prüfen. Die Fragen eines Gestorbenen müssen nicht mit ihm gestorben sein; dazu ist Schrift und Buchdruckerei, dazu sind wir da.

Johann Gottfried Herder, *Zerstreute Blätter*

Weil Schriften, deren Wert nur in den Resultaten liegt, die sie für den Verstand enthalten, auch wenn sie hierin noch so vorzüglich wären, in demselben Maße entbehrlich werden, als der Verstand

entweder gegen diese Resultate gleichgültiger wird, oder auf einem leichtern Weg dazu gelangen kann: da hingegen Schriften, die einen, von ihrem logischen Gehalt unabhängigen Effekt machen, und in denen sich ein Individuum lebend ausdrückt, nie entbehrlich werden, und ein unvertilgbares Lebensprinzip in sich enthalten, eben weil jedes Individuum einzig und mithin auch unersetzlich ist.

Schiller, *Brief an Fichte*, 4. August 1795

Dass man wertvolle eigene Meditationen möglichst bald niederschreiben soll, versteht sich von selbst: vergessen wir doch bisweilen, was wir erlebt, wie viel mehr, was wir gedacht haben. Gedanken aber kommen nicht, wann wir, sondern wann sie wollen. Hingegen, was wir von Außen fertig empfangen, das bloß Erlernte, was sich auch jedenfalls in Büchern wiederauffinden lässt, ist es besser nicht aufzuschreiben.

Arthur Schopenhauer, *Parerga und Paralipomena*

Aber Selbsterforschung ist meist schon der erste Schritt zur Wandlung, und ich erfuhr, dass niemand ganz der bleibt, der er war, indem er sich erkennt.

Thomas Mann, *On Myself*

Aber der Mensch ist nur geschaffen, um täglich ein wenig an Nahrung, Farben, Tönen, Empfindungen, Ideen zu kosten. Was über das Maß hinausgeht, ermüdet oder berauscht ihn; es ist der Stumpfsinn des Trunkenbolds, es ist die Narrheit des Ekstatikers.

Gustave Flaubert, *Über Feld und Strand*

Sich genügen lassen. - Die erlangte Reife des Verstandes bekundet sich darin, dass man dorthin, wo seltene Blumen unter den spitzigsten Dornenhecken der Erkenntnis stehen, nicht mehr geht und sich an Garten, Wald, Wiese und Ackerfeld genügen lässt, in Betracht, wie das Leben für das Seltene und Außergewöhnliche zu kurz ist.

Friedrich Nietzsche, *Menschliches, Allzumenschliches*

Man hat *sehen* zu lernen, man hat *denken* zu lernen, man hat sprechen und *schreiben* zu lernen.

Friedrich Nietzsche, *Götzen-Dämmerung*

First Thoughts are the everyday thoughts. Everyone has those. Second Thoughts are *the thoughts you think about the way you think*. People who enjoy thinking are having those. *Third Thoughts are thoughts that watch the world and think all by themselves*. They're rare and often troublesome.

Terry Pratchett, *A Hat Full of Skies*

He thought that good literature was common enough, that there is scarce a dialogue in the street which does not achieve it. He also thought that the aesthetic art cannot be carried out without some element of astonishment, and that to be astonished by rote is difficult.

Jorge Luis Borge, *An Examination of the Work of Herbert Quaint*

Perhaps in future generations a law would be passed allowing consenting adults to practice art openly; an Intellect Relations Board might be set up to encourage tolerance towards people who, through no fault of their own, were interested in ideas. Meanwhile, it was just as well to keep quiet and play the fool.

Edward St. Aubyn, *Lost for Words*

Selbst wenn wir wissen, dass ein nie zustande kommendes Werk schlecht sein wird, ein nie begonnenes ist noch schlechter! Ein zustande gekommenes Werk ist zumindest entstanden. Kein Meisterwerk vielleicht, aber es existiert, wenn auch kümmerlich wie die Pflanze im einzigen Blumentopf meiner gebrechlichen Nachbarin. Diese Pflanze ist ihre Freude, und hin und wieder auch die meinige. Was ich schreibe und als schlecht erkenne, kann dennoch die eine oder andere verwundete, traurige Seele für Augenblicke noch Schlechteres vergessen lassen. Ob es mir nun genügt oder nicht, es nützt auf irgendeine Art, und so ist das ganze Leben.

Fernando Pessoa, *Das Buch der Unruhe des Hilfsbuchhalters Bernardo Soares*

My ideal is the cocktail-party chat: getting across a profound idea in a brisk and amusing way to an interested friend by stripping it down to its essence (perhaps with a few swift pencil strokes on a napkin). The goal is to enlighten the newcomer while providing a novel twist that will please the expert. And never to bore.

Jim Holt, *When Einstein walked with Gödel*

Life isn't a support-system for art. It's the other way round.

Stephen King, *On Writing*

B. POETISCHER TEIL:
DENKBILDER



INS UNREINE GESPROCHEN

Das hab' ich doch noch nicht so gemeint!

*Meinungen sind Dutzendware.
Sie wechseln schneller als das Wetter.*

Musst du mich denn immer beim Wort nehmen?

*Ein Wort gibt das andere.
Sprechen ist Geben und Nehmen.*

Das habe ich doch nur ins Unreine gesprochen!

*Seit der Vertreibung aus dem Paradies
schmutzen alle Wörter an den Rändern.*

Das ist doch Wortklauberei!

*Die Wörter sind vom Baum der Erkenntnis gefallen.
Sie haben Druckstellen vom Fall.*

Musst du denn jedes Wort auf die Goldwaage legen?

Wenn es wie Schweigen wiegen soll: So muss ich.

SPRECHKLAUSEL

Reden wir mal drüber.
Klar doch. Ganz ehrlich,
Von Mann zu Mann.
Von Frau zu Frau.

Wir müssen wirklich reden.
Dann wird alles gut,
wenn wir uns nur aussprechen.
Man fühlt sich auch gleich freier.

Sag einfach, was du denkst.
Wenn wir drüber reden,
klärt sich das alles auf,
wir verstehen uns dann schon.

Wir haben einfach viel zu wenig geredet.
Aber jetzt sagen wir uns alles.
Du sagst jetzt deine Meinung,
und ich sag meine. Ganz offen.

Gut, dass wir drüber geredet haben!
(Von Zuhörklauseln hat auch niemand gesprochen)

REDE-WENDUNGEN

Ich schwimme mit dem Strom.
Ich lasse mich in eine Schublade stecken.
Ich muss nicht B sagen, wenn ich A sage.

Irren ist bedauerlich.
Wissen ist Ohnmacht.
Das Genie beherrscht die Ordnung.

Über Geschmack muss man streiten.
Jeder ist seines Unglücks Schmied.
Jeder wird unglücklich nach seiner Fassung.

Die Liebe ist eine Wirtschaftsmacht.
Sie macht vergesslich.
Im Krieg und in der Liebe sollte man das meiste verbieten.

Es gibt sehr viele dumme Fragen.
Der Klügere setzt nach.
Wer zuletzt weint, weint am längsten.

Der Tod ist teuer.

MIT ANDEREN WORTEN

Mit anderen Worten –
sagt man niemals
das Gleiche
wie zuvor,
sondern
verdreh das Gesagte
(*verfloskelt in einen Tarnmantel,*
wo alle Katzen mausgrau sind)
in einen anderen Gedanken.

Mit anderen Worten –
soll es meist einfacher werden.
Verständlicher. Kürzer sowieso.
Nicht akademisch verklausuliert.
Als wenn alles so einfach wäre.
Der eine sagt ein Wort,
der andere denkt
ein anderes.
(*die Stille Post*
ist die Hauptstraße
der Kommunikation)

ALLES ODER NICHTS?

Kunst darf *alles*!
Satire darf *alles*!

Die Regierung darf *alles*.
Das Volk darf *alles*.

Eltern dürfen *alles*.
Kinder dürfen *alles*.

Gott darf *alles*.
Der Papst darf *alles*.

Wer *alles* darf, lernt nie dazu.
Wer keine Grenzen setzt, bleibt formlos.

Zwischen *Alles* und *Nichts*
liegt das weite Feld der Urteilskraft.

GENDER-WORDSTREAMING

Der Welt geht unter.
Der Liebe bleibt.
Der Natur muss geschützt werden.
Der Frau emanzipiert sich.
Der Blume wird gepflückt.

Die Mond geht unter.
Die Hass bleibt.
Die Gott ist allmächtig.
Die Mann bleibt eine Mann.
Die Baum wird gefällt.

Das Wasser, das Leben,
das All, das Nichts,
das Herz, das Geld.

Haben Haupt-Sachen kein Geschlecht?



IRONIE-SIGNALE

Man sagt das Eine, und man meint
das Andere.

Der Tonfall sagt's. Ein Blick, vielleicht
ein Runzeln nur der Stirn.

Alles nicht so gemeint!

Ironisch nur. Leicht schwankend
die Bedeutung, gar nicht festgelegt,
für den, der drüber steht und weiß:

Was gilt denn schon?

Heut dies und morgen das.

Eindeutigkeit

ist für beschränkte Geister.

Schwarz-Weiß-Seher. Pedanten.

Einwegdenker.

Wir alle sind

doch Schatten nur von Schatten,

Symbole von Symbolen,

Gemachtes von Gemachtem!

Am Ende bleibt

allein die Geste, bleibt das Spiel

der Blicke, Töne, Mienen.

Wie sublim! Das tut nicht weh.

Sokrates schon war Ironiker.

Er stand nicht drüber,

sondern mittendrin.

Gebären

ist nicht ironisch, sondern schmerzhaft.

Die Ironie erleichtert nur die Schmerzen,

man lacht über die eigne Dummheit,

der Schmerz aber bleibt da.

Was sich zu sehr aufhebt, hebt ab.

Was uns nicht schmerzt, bringt uns nicht weiter.

VORSICHT WORTSPIEL!

Der Sinn spielt Verstecken.

Such ihn im Untergrund des Subtextes!
Such ihn im Dickicht der Kontexte!
Such ihn im Universum der Hypertexte!

Er ist in die Bilder geflohen,
brütet Symbole,
gebiert Metaphern,
statuiert Allegorien.

Er verbirgt sich im Doppeldeutigen:
Vieles wird angespielt.
Das Paradox macht einen Doppelpass,
die Ironie wechselt ständig die Fronten.

Am Ende wollen alle lieber gefunden werden.
Kein Spiel ohne Grenzen.
Kein Spiel ohne Ernst.
Ironie ist, wenn man es trotzdem meint.

IDEEN-SEX

Wenn Gedanken sich paaren,
lassen sie alle Hüllen fallen:
das Nur-Gedachte,
das Mal-Gehörte,
das Einfach-So-Dahingenommene,
das Irgendwo-Aufgelesene.
Das Korsett aus Worthülsen.
Die hohen Schuhe der Begriffe.
Den bunten Flitter aus Phantasie.
Es bleibt der Leib:
Er-Lebnis.
Auf-Richtigkeit.
Wirk-Lichkeit.

Nachgeburtliche Geburtenkontrolle ist verboten!



DENKVERSUCHE

Wir haben das mal *angedacht*.
Ganz vorsichtig.
Gedanken, die zu schwer sind,
haben Nebenwirkungen.
(*Vorsicht, Synapsenvorfall!*)
Wer weiter denkt, begibt sich in Gefahr.
Es drohen Konsequenzen.
Zu-Ende-denken: Höchste Vorsicht!
Am Ende lauert gar Erkenntnis!
(*Es kann aber auch eine Sackgasse sein*)

Er ist ein *Vordenker*.
Seiner Zeit voraus.
Seine Gedanken galoppieren.
Sie haben Flügel.
Nichts hält sie auf.
Die *Nachdenker* humpeln hinterher.
Sie haben Ketten an den Füßen.
Die Wirklichkeit ist schwerer Boden.
(*Denksport ist nichts für Anfänger*)

Denkmale:
Versteinert aufs Podest gesetzt.
Sie schweigen für die Ewigkeit.
Wer will es ihnen verdenken?
(*Auf den Schultern von Riesen stehen Hobbits*)

Wir müssen *umdenken*.
Neue Gedanken braucht die schöne neue Welt!
Wer zweimal nur das gleiche denkt,
gehört schon zum Establishment!
(*Altgedanken werden dankbar angenommen.*
Für die Geistig Armen. Denen gehört
das Himmelreich. Sonst nichts.)

Am allerschönsten aber,
am allerleichtesten,
am allersüßesten,
am allerschnellsten,
ist das *Wunschdenken!*
Der Wunsch wird Vater des Gedankens:
Kopfgeburten.
Die Mutter ist nicht da.
Sie wird auch nicht gebraucht.

Wer aber lange mit Gedanken schwanger geht,
befruchtet vom nimmermüden Zweifel,
genährt vom Mutterblut eigener Erfahrung,
schwer geworden vom Abwägen der Argumente,
gebiert am Ende
den Keim
einer *Erkenntnis*.

SYM-BIOSE

Wenn Hunde Philosophen wären,
würden sie mit der Nase denken.
Gerüche sind komplex.
Sie ändern sich
mit jedem Atemzug,
Sie sind fälschungssicher.
Darunter ist die Wahrheit
eines Körpers. Einer Umwelt.
Der Hund ist immer auf der Spur.
Sein Leben lang.
Er bleibt ein Skeptiker.

Wenn Elefanten Philosophen wären,
würden sie mit dem Rüssel denken.
Rüssel riechen. Fühlen.
Nehmen. Geben.
Essen. Trinken.
Drohen und lieblosen.
Kämpfen und umschlingen.
Sich putzen. Tauchen!
Prusten! Posaunen!
Am andern Ende hängt ein Körper dran.
Massiv. Verstärkungsmasse.
Resonanzboden
für so viel Sinnlichkeit.
Alles in Einem.
Ich bin ein Rüssel. Also bin ich.

Wenn Vögel Philosophen wären,
würden sie mit den Flügeln denken.
Wer will schon gehen, wenn er Flügel hat?
Sie schweben drüber.
Wissen, woher der Wind weht
und wohin.
Meta-Physik, am Himmel

Linien ziehend,
Muster bildend,
abstürzend, aufsteigend,
erhaschen sie Gedanken im Flug
und reißen sie zu Boden.
Sie bauen Nester aus Ideen
und ziehen weiter.
Systeme sind für Fußgänger!

Wenn Insekten Philosophen wären,
würden sie mit dem Panzer denken.
Exoskelett: hart, eine Stütze, eine Form,
und doch gleichzeitig biegsam und beweglich.
Das Innen ist geschützt. Umhüllt.
Und doch kann es sich wandeln:
Es häutet sich gelegentlich.
Metamorphose.
Nur Menschen bleiben immer
in ihrer Haut gefangen.

Sieben Mägen zählt die Kuh.
Sieben Leben zählt die Katze.
Zehntausend Wimpern hat das Pantoffeltierchen.
Dreißigtausend Einzelaugen die Libelle.
Das größte Lebewesen der Erde ist
ein Pilz.
Ohne Pilze gäbe es keinen Tod.
Sie verdauen. Sie wandeln um.
Sie wachsen unter der Erde, unsichtbar.
Sie gehen Symbiosen ein.

Der Mensch hat ein Gehirn.
Ungezählte Synapsen.
Es kann wahrnehmen.
Leider auch lügen.
Es kann sich erkennen.
Leider auch verstellen.

Die Reflexion: ein Spiegelkabinett,
das Selbstbewusstsein: eine Kleiderkammer,
die Seele: eine Schutzbehauptung.
Sein Gehirn ist eine Waffe.
Wenn es nicht tötet,
könnte es lernen.

Mit einem Sprung
zurück
aus dem Glauben
an die eigene Überlegenheit
(*über-legen: oben liegen
im Kampf, verwandt zu:
unter-drücken*)
in das Wissen
um die
Leistung
eines Tieres.
Sym-Biose: Mit-Leben.

DER KÖRPER DENKT

Man kommt zur Ruhe. Langsam.
Denn alles andre hat man schnell getan, mal wieder:
Zu schnell gekocht, gegessen,
zu schnell gedacht, gesprochen,
zu schnell, man musste weg.
Zum Yoga.
Im Raum nur Frauen. Alle Arten.
Die Lehrerin ist ruhig. Die Kerze will nicht stehen bleiben,
doch sie bleibt ruhig. Jetzt brennt sie.
Von draußen dringen Stimmen hoch
Gespräch, Gelächter, männlich, laut, ein wenig grob.
Vorbeiziehn lassen, sagt die Lehrerin, vorbei, haltet nichts fest,
lasst los. Der Boden. Fühlt den Boden.
Er gibt euch Kraft. Wenn ihr es fühlt. Wenn nicht,
dann glaubt es eben. Er tut es. Eingebildet
ist auch wahr. Vielleicht
werdet ihr es spüren, irgendwann.
Es eilt nicht.

Die Übungen beginnen. Eine Zeremonie,
schon oft geübt, vertraut, man kennt die Stimme,
sie ist ruhig und tief,
sie sagt immer das Gleiche.
Sie hat für uns gedacht. Uralte Übung.
Sie weist uns ein. Sie kennt uns.
Der Körper denkt ab jetzt. Mit jedem Glied
Gibt er sich selbst die Hand: Willkommen, Fuß.
Willkommen, Hand. Lass los.
Willkommen, Kopf. Entspanne dich. Die Haut
und dann die Wangen, dann der Mund.
Du musst nicht lächeln. Lächeln ist Anspannung.
Willkommen, Rücken, Waden, Schultern,
ihr tragt die Last, von Tag zu Tag,
das Leben sitzt euch hart im Nacken,
das Essen liegt euch schwer im Magen,

lasst los. Entspannt euch. Fühlt. Fühlt jedes einzelne
Organ. Es arbeitet für euch. Mal gut, mal schlecht.
Ihr dankt ihm selten. Verdauung
ist Selbstverständlichkeit (*und doch
Ein Wunder*). Atmen
ist Mechanik (*und doch
ein Rhythmus*).
Hormone sind Glückssache (*und doch
ein Gleichgewicht*).
Stellungen: Schon mehr als ein Gedanke,
eine Gedankenfolge, nein: eine Figur:
Man wird zur Katze. Streckt sich, buckelt,
fühlt Katzenmut und -leichtsinn.
Man wird zum Hund. Man dehnt sich, macht sich lang,
man würde gern ein wenig wedeln mit dem Schwanz,
empfindet Hundeblick und -leid.
Man wird zur Kobra: Sanft beschwörend
richtet man sich auf. Und plötzlich
weiß man: Das ist aufrecht!
Vom Boden aufsehen, den Blick
nach oben richten, hinauf zum Himmel, doch
den Halt des Körpers nicht verlieren:
Erdenschwere
und Himmelsblick in einem.

Mit der Kerze aber
erreicht man fast den Himmel. Mit den Füßen.
Das Unterste zuoberst. Das Oberste ganz unten.
Verkehrung
ist das halbe Leben. Gegensätze
sind eingebildet. In Wirklichkeit
ergänzen sie sich: Fluss
des Atmens und des Fühlens.

Wer die Sonne grüßt,
sie mit dem Körper grüßt, nicht nur
mit Worten, großen, schweren, ungeschickten
Gedanken, Götterbildern, Instrumenten,
hat sie verinnerlicht. Es strahlt
mit jedem Glied.
Innen ist außen,
Außen innen.
Wer mit dem Körper denkt, erkennt
das Blut der Welt,
das Licht des Himmels,
die Kraft der Erde.
Übend
nimmt sie zu.
Und Stille
füllt den Raum.



EXZELLENZINITIATIVE. VOM ABSTIEG EINER FLOSSEL

Er war ein *exzellenter* Bäcker. Brötchen, vor allem.

Er stand früher auf als alle anderen und ging später zu Bett.
Für seine Brötchen verwendete er nur dreifach zertifizierte
garantiert ökologisch korrekte Zutaten.

(Sogar die Mohnkörner waren fairtrade)

Seine Lehrlinge waren die am besten ausgebildeten
Bäcker-Lehrlinge weit und breit,
fließend in allen Mehlsorten, versiert in Thekenhygiene,
die Bäckermützen weißer als weiß gestärkt.

Sein Sortiment war weltweit aufgestellt, von koscher
bis vegan,

auf Wunsch mit geweihtem Wasser besprüht oder
in vollständig recyclebaren Tüten.

Auf Innovation legte er den größten Wert,
unzählige Patente hatte er eingereicht.

Er kooperierte mit Bäckereien auf der ganzen Welt und
förderte Entwicklungshilfeprojekte

(Brötchen für alle, Brötchen ohne Grenzen)

Gern sprach er vor Politikern, Wirtschaftsorganisationen,
staunenden Hausfrauen.

Für Schüler veranstaltete er Aktionswochen,
für die Öffentlichkeit die lange Nacht der Bäckerei.

Das Brötchen neu erfinden, das war sein Lebenstraum.

Das perfekte Brötchen. Das Brötchen aller Brötchen

(Kuchen war für Weicheier, fand er)

Es sollte kugelrund sein und perfekt in der Hand liegen.

Es sollte nach den besten Körnern schmecken,
von der Sonne verwöhnt, vom Regen gestreichelt.

Es sollte außen knusprig sein und innen pludrig,

bissfest, aber nicht zu hart am empfindlichen Gaumen.
Es sollte von sonnigem Braun sein und schneeweißem Weiß;
mit einem sanft gewellten Krustenmuster,
wie das Gewand einer Madonna.
Es sollte haltbar sein und auch am zweiten Tag
noch gut schmecken.
Exzellente einfach. In jeder Hinsicht. Wie er.

Am Ende war es zu teuer.
Keiner wollte *exzellente* Brötchen.
(*Sie galten auch als zu groß*).
Gute Durchschnittsware, so, wie sie kommt,
mal weich, mal hart, so wie das Leben.
Keinesfalls aber zu teuer!

Er bekam eine Mehlallergie.
(*trotz der dreifach zertifizierten ökologisch korrekten Zutaten*)
Danach backte er kleinere Brötchen.
Den großen Preis für das perfekte Brötchen
bekam später ein Kollege.

Er war besser vernetzt, sagte man.

TRAIN OF THOUGHT

Der Zug ist pünktlich heute.
Ein leitender Gedanke
hat sich eingestellt. Er sitzt vorne
auf der Lok. Er heizt den Ideen ein.
Hinter der Lokomotive
reihen sich Argumente.
Gut verkoppelt.
Die Wagen sind durchnummeriert:
These. Antithese. Synthese.
*(Eine Pause für den Speisewagen.
Ein leerer Kopf denkt nicht gern!)*
Umstellungen sind nicht gern gesehen.
*(Der Zug fährt heute in anderer Wagenreihung ein:
Die Antithese zuerst. Verzweiflung!
Widerspruch!)*

Natürlich gibt es Klassen. Unterschiede
sind das Leben!
Systeme reisen erste Klasse: Viel Stauraum
für Begriffe und große Wörter.
Schwergewichtige Sätze, auf Rollen.
Argumentationsgerüste, wohlverstaubt,
mit Hilfe des freundlichen Zugbegleiters
(er ist ein Adept natürlich, ein Nach-Denker).
In der zweiten Klasse darf sich jeder tummeln.
Lebensphilosophen. Hobbydenker.
Sehr populär geht es hier zu.
Ein jeder schreit ins Handy, wie er will.
Und alle hören zu. Niemand will. Doch jeder muss.
Das volle Leben. Krankheit, Beziehungen,
Termine. Irrtümer. Trivialitäten.
Gelegentlich jedoch geraten Fremde ins Gespräch,
als ob sie sich nicht kannten und als ob sie doch
befreiter sprechen könnten in der Fremdheit.
Sätze sagen, die

man niemals sagen würde, wenn man wüsste:
Man sieht sich morgen noch. Und übermorgen.
Triviales, Tiefes, wie es kommt.
Man weiß: Demnächst, zum Glück,
steigt man schon wieder aus.

Die Landschaft fliegt vorbei.
Natur verschwimmt.
Gerade Linien dominieren.
Im Tunnel werden die Gedanken dunkler.
Druck baut sich auf: Man schließt die Augen.
Wird es vorbei gehen?
Gibt es das Licht am Ende wirklich?
Dann sanfter Schlaf, Gesichter schief gelegt,
in Nackenrollen eingewinkelt,
das Handy achtlos aus der Hand geglitten.
Zugträume, die sich freimachen,
im Takt der Räder,
im Vibrieren der Muskeln,
im Gemurmel der Passagiere,
verfliegt die Zeit.
Orte rauschen vorbei.
Ist man schon da?
Wo war man zwischendurch
Mit den Gedanken?
Entgleist. Verreist. Woanders. Nicht zuhause.
Im Zug.

Ein Güterzug keucht vorbei.
Solide Gedanken. Handgreiflich.
Container, Autos, Baumstämme,
eines am anderen.
Ein wenig Schüttgut noch als Polster.
Die Welt in ihrer ganzen Fülle, abgewogen
und verladen. Fahren sie alle nur im Kreis?
Kreislaufwirtschaft: Ist das die Welt,
die sich im Kreise dreht, damit die Wirtschaft wächst,

wohin auch immer, wächst, des reinen Wachstums willen,
ungebremst, immer mehr Bäume, Autos, Schüttgut
und ein wenig Müll dazwischen?
Der Geist rast derweil kreuzungsfrei auf Neubaustrecken.
Wohin, das weiß er nicht. Hauptsache schnell!

Demnächst
werden die Züge selber fahren.
Kein Mensch mehr, der die Richtung vorgibt,
der den Knopf drückt, alle zwei Minuten:
Hier bin ich. Ich lebe noch.
Ich habe die Gewalt
über den Zug.
Ich lenke die Gedanken,
ich bestimme das Ziel,
ich Sorge für Pünktlichkeit und Exaktheit,
ich beherrsche die Technik.
Ich bin kein toter Mann.
Demnächst
wird eine Maschine funken.
Sie weiß, wohin es geht.
Sie kennt die Schienen und die Weichen,
ganz von innen. Sie sieht
die Hindernisse besser als ein Mensch.
Auch im Dunkeln. Sie nennt den Motor
beim Vornamen.

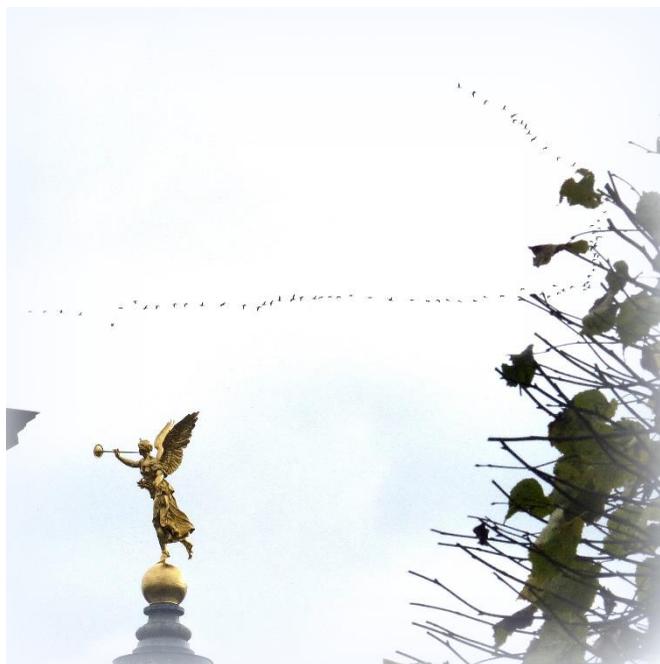
*(Das muss nicht schlecht sein.
Maschinen denken gut. Wenn auch etwas
berechenbar. Doch ist Unberechenbarkeit
denn wirklich eine Tugend?
Oder doch nur, wie häufig, die Verklärung
eines Versagens zu einem Vorzug,
einer Behinderung zu einer Fähigkeit,
eines Fehlers zu einem Feature?
Ältester Trick des Menschen!)*

Train of thought: Der Mensch steigt aus.
Schon jetzt reicht es kaum
für einen einzelnen Gedanken, der
an einen zweiten anschließt,
und gar noch einen dritten, vierten mitzieht:
Aufmerksamkeitsstörung! Überforderung.
Zu viele Worte. Zu viel Information.
Als Kinder haben wir noch Züge gebaut.
Wägen aneinandergereiht. Strecken entworfen,
mit Brücken und Tunneln und kleinen Bahnhöfen.
Kleine Welt, mit Schafen und Kühen. Heute
gibt es dafür Programme. Virtuelle Züge.
Gleissimulationen.
Programmiert wird gern: der *crash*.

Train of thought: Ein Gedanke aber
Kommt niemals allein. Er zieht
Den nächsten mit sich. Der den übernächsten.
Dann kommt eine Weiche. Entscheidung!
Und der Zug fährt weiter.
Konsequenzen!

Train of thought: Der Kopfbahnhof stirbt aus.
Durchgangsbahnhöfe will die Zeit: kein Endpunkt,
höchstens eine kleine Pause.
Es geht in eine Richtung, immer weiter,
bis zum bitteren Ende.
Vorn bleibt vorn, hinten bleibt hinten.
Ach, die Wonnen des Kopfbahnhofs:
Auf einmal fährt man rückwärts. Die Dinge
Fliehen plötzlich. Eben noch
kamen sie uns entgegen.
Vorn wird hinten, hinten vorn:
Die Ersten werden die Letzten sein.
Gerechtigkeit. Perspektivewechsel.

Train of thought: Beim Fliegen lernt man nicht denken.



TABULA RASA

Ein weißes Blatt.
Ein leerer Tisch.
Tabula rasa.
Ein Neuanfang.
Das wäre schön.
Man wäre unbelastet
von all den Fehlern der Vergangenheit,
reingewaschen
von aller Schuld der Ahnen.
Aufnahmebereit
für alles, was da kommen mag.
Ein jeder gleich.
Ein weißes Blatt.
Ein leerer Tisch.

Doch ähneln sich zwei Blätter je? Ist
ihr Weiß nicht unterschiedlich, so wie
Schnee von Staub?
Sind sie nicht größer oder kleiner
und von verschiedenem Stoff?
Ähneln denn je ein Blatt
in der Natur dem anderen?
Gleicht eine Schneeflocke dem Nachbarn?
Sogar das Staubkorn ist einmalig.
Es vergeht nicht.
Es verweht nur.

Schon lang vor unserer Geburt
wird unser Tisch gedeckt,
wird unser Blatt beschrieben.
Vom Urknall an, von allem Anfang an,
mit dem Beginn der Zeit war diese Welt komplett.
Nichts Neues in der Schöpfung, nichts
was dort nicht schon geboren ward.
Die Ursuppe war unser Urahn.

Ungefragt entstand das Leben.
Unvordenklich. Ungeheuer. Unerschöpflich.
Wir selbst sind das Gedächtnis der Atome.
Unser Leben
ist eine Fortsetzung. Gestaltenwandel,
Wiedergeburt, Metempsychose.
Wie man es nennen mag.
Individualität
ist eine Phase.
(Nicht die beste)
Der Tisch war immer schon gedeckt;
nicht immer reichlich, nahrhaft,
(Tischtücher erfand erst der Mensch).
Wir decken ihn nur ab,
damit wir glauben können,
wir seien neu. Ein jeder könne
den eignen Tisch so decken, wie er wolle,
das Blatt beschreiben mit ganz eignen Zeichen.
Ein Irrtum. Geschrieben hat
Evolution, das ganze Buch,
und selten nur war es idyllisch.
Wir schreiben ab und machen Fehler.
Das ist unser Verdienst:
Zufällige Fehler.

Wenn wir geboren werden,
sind wir uns alle ähnlich.
Sind kleine Monster mit zu großen Augen,
kahlen Köpfen, noch bedeckt vom Schlamm
unserer Geburt, gebunden mit der Nabelschnur
an die, die uns gebar. Uns trug. Uns nährte.
Das eigen Fleisch und Blut.
Wir sind gemacht
aus anderen, aus Eltern, Ahnen,
ob wir es wollen oder nicht.
Wir tragen ihre Fehler, ihre Sünden,
ihr Verdienst. Oft bleibt es lang verdeckt,

und eines Tages schaut man in den Spiegel und erkennt:
Ich bin ja doch die Mutter. Meine Mutter.
Nie wollte ich es sein, habe versucht,
andere Zeichen aufschreiben
auf anderem Papier. Den Tisch zu decken
mit eigenem Porzellan, mit andern Speisen.
Und hab es nicht verhindern können.
Nicht nur die Mutter, nein, in diesem
Winkel des Gesichtes, diesen Gesten
wohnt auch mein Vater. Meine Oma,
die ich schon fast vergaß, hat so geschaut,
den strengen Blick, der sich mir eingebohrt hat
damals, als ich noch ein Kind war.
An meinem eigenen Kind seh' ich es schon:
Er wird so werden, wie ich war. Keine Kopie,
(noch nicht einmal Kopien sind identisch)
aber ähnlich. Ein wenig Neues
fügt man selbst hinzu. Manchmal nur Flicker.
Variationen. *Shades of White*.
Der Tisch ist immer schon gedeckt.

Die Philosophen, früher, wenn sie
Tabula rasa sagten, meinten
einen andern Tisch: Er stand im Kopf.
Von Gott gezimmert.
Beschrieben mit ehernen Gesetzen, Tafeln:
Gott ist groß. Der Herrscher kommt von Gott.
Der Mensch ist klein. Ein Sünder, immerdar.
Erlösungsbedürftig.
Die Religion war fest verdrahtet. Anders
konnte man nicht denken.
Gott war ein Fakt; wer ihn nicht glaubt,
ein Monster. *Freak of nature*.
Die Tafeln sind zerbrochen, es war mühsam.
Doch ist der Tisch deshalb nun gänzlich ungedeckt?
Werden uns nicht
Ideen aufgetischt, kaum dass wir laufen können?

Wir glauben sie, was bleibt uns übrig,
wir würden sonst verhungern:
Der Mensch ist frei.
Alle haben die gleichen Rechte.
Wir leben selbstbestimmt. Individualität
ist machbar. Du bist einzigartig.
Was immer du auch tust, sei ganz du selbst.
Wer liebt, der wird geliebt.
Liebe ist einzigartig. Menschlich.
Kein andres Wesen hat sie.
Wir wählen unsre Herrscher selbst.
Der Mensch ist frei. Er kann sich entscheiden
zum Guten und zum Bösen.
Das nennt man Moral.
Kein andres Wesen hat sie.
Wir haben Verantwortung
für unsre Welt. Der Mensch beherrscht die Welt.
Mit Wissenschaft, mit Technik.
Alles wird gut.
Denn alles andere
wäre undenkbar.
Schau nur, der Tisch ist reich gedeckt,
weil du ein Mensch bist.
Greif nur zu!

Und man greift zu.
Man deckt sich seinen Tisch,
beschreibt sein Blatt, greift wieder zu,
und glaubt daran: *Alles wird gut.*
Doch wenn wir glauben: Jetzt,
endlich, ist es mein eigener Tisch, mein eignes Blatt –
fällt etwas um. Unter den Tisch.
Die Suppe schmeckt heute nicht.
Der Fisch ist schon verdorben.
Die Schokolade, es ist viel zu viel,
schnell, räumt ihn ab, den Tisch.
Ich kann es nicht mehr sehen!

Gebt mir einfache Kost. Diät.
Einfache Früchte, selbstgezogen.
*(Doch sogar sie sind schon verdorben,
mit synthetischen Geschmacksverstärkern)*
Warum habt ihr mich überfüllt
mit Dingen und Ideen, die nicht halten,
was sie versprochen haben?
Warum habt ihr mich vollgestopft
mit Geschichten, Märchen, Utopien,
die nicht von dieser Welt sind
und den Blick verstellen,
auf sie, auf diese Welt?
Jetzt gehen die Geschichten nicht mehr auf.
Waren sie von Anfang an schon falsch erzählt?
(Sie wollten nur dein Bestes)
Dein Bestes? Wessen Bestes?
Zwangsbeschriftung,
Zwangsbeglückung,
Zwangsernährung.
Der Tisch ist niemals ungedeckt.

Tabula rasa: Deck ihn ab.
Mach den Tisch ungedeckt.
Zerreiß das Tischtuch.
Und wenn du kannst, dann zeig es deinem Kinde:
Wie man den Tisch selbst deckt.
(nicht, was darauf gehört)
Wie man Geschichten selbst schreibt.
(nicht, was darin steht)
Lass es frei.
Gebunden bleibt es sowieso.

KLEIDER MACHEN LEUTE

Überzeugungen sind die Kleider der Gedanken.

Am Anfang sind sie viel zu groß.
Man wächst in sie hinein.
Das Strampelhöschen
kennt nur sich selbst.
(Ich will! Sofort!)
Doch mit den ersten Hosen
kommt der Schnitt:
Sie haben Nähte. Knöpfe. Reißverschlüsse.
Sie zwicken hier und da.
Sie sind nicht mehr ganz.

Das Kind wächst schnell.
Auch seine Welt wird immer größer.
Es trägt die Hosen der Geschwister auf.
Sie passen ihm noch nicht so recht,
es mag sie auch nicht immer leiden.
Sie sind nicht Ich. Aber zur Not,
nur für den Übergang,
wird es schon gehen.

Und dann endlich die erste Jeans!
Sein wie die Anderen. Dazu gehören!
Die Welt ist eine Marke
(von zweifelhaftem Ruf, aber das weiß man noch nicht jetzt).
Sie wechselt
ihren *style* im Monatsrhythmus.
Man kann kaum Schritt halten.
Was gestern geht, ist heute *out*. Vorbei.
Trendsetter
sind nur wenige. Die andern
hecheln hinterher.

Mit den Jahren wächst die Zahl der Kleider.
Man hat Verschiedenes,
für jeden Anlass passend.
Man wechselt
die Kleider mit den Rollen.
Da fällt nicht auf, wenn eines nicht zum andern passt.
Im andern Kleid ist man ein andrer Mensch!
*(Wer wäre man denn schließlich, trüge man
an jedem Tag die gleiche Kluft?)*
Gelegentlich
wird ausgemistet. Aus vielem
kann man noch Lappen machen.
(Anderswo natürlich)

Mit dem Alter kommen die Pfunde und die Falten.
Das Allzu-Jugendliche, man kann es nicht mehr sehen.
(Wie konnte man nur jemals so - naiv, so geistig schmal sein?)
Bequem muss es jetzt sein. Ganze Ewigkeiten
hat man sich geputzt nur für den Spiegel.
Und langsam wird man wieder eins und ganz mit sich.

Am Ende ist man nackt.
Früher trug man ein Totenhemd
(auch das hat keine Hosen, keine Taschen).
Man muss sich nicht mehr schämen.
Das ist vorbei.
Wäre man
sein Leben lang nackt gewesen, wie im Paradies,
wie hätte man gedacht, was hätte man geglaubt, gemeint?
Reine Gedanken, unverstellt
durch Nähte, Knöpfe, Reißverschlüsse?
Als Adam in den Apfel biss,
schrie Eva schon nach Kleidern.
Mit Grund: Nacktes Erkennen
wäre unerträglich.



TEATRO MUNDI

Die Welt ist ein Theater.

Heute spielt man am liebsten:
Musicals. Tanz und Gesang,
viel nackte Haut, Artistik,
eingängig. Aufregend. Ein wenig Handlung noch,
der Spannung wegen
(für Entspannung gibt es Wellness nebenan,
im Preis schon inbegriffen. All inclusive)
Die Darsteller sind jung, sehr schlank und schön,
natürlich nicht der Glöckner,
hingegen die Vampire: super-sexy!
Sogar die Tiere sind ganz menschlich, nein:
Eigentlich menschlicher als Menschen wirklich sind.

Die Welt ist ein Theater.

Es regiert die Liebe. Was wäre
die Welt ohne die Liebe?
(leer wahrscheinlich, genau wie das Theater)
Die Illusion schlechthin, der Traum der Träume:
die Liebe, wahr und groß, für immer.
(Wen schert schon die Statistik?)
Dass sich das ganze jeden Abend wiederholt,
macht keinen Unterschied. Nicht wirklich.
Weltgeschichte
wiederholt sich bekanntlich auch.
Die immergleichen Illusionen:
Macht. Mehr Macht!
Geld. Mehr Geld!
Ein jeder Krieg ein neuer Schauplatz nur:
Viele Statisten. Blut. Modernste Technik.
Journalisten
dürfen gelegentlich über die Mauer schauen,
und dann berichten, was sie sehen
dürfen. Oder können. Oder wollen.
Die Welt ist ein Theater.

Auch gern für Laien, Dilettanten.
Improvisiert wird selten. Jeder lernt
die Rolle, die er spielen soll, und ist sie noch so klein.
(*Es können ja nicht alle Helden sein*)
Im wahren Leben klappt das nicht so gut.
Niemand will heut noch „Mutter“ oder „Vater“ sein.
Ganz einfach „Mann“ und „Frau“.
„Beamter“ oder „Arbeiter“
Langweilig ist das. Klischeehaft. Stereotyp.
Ich bin ein Ich! Und keine Rolle mehr,
für niemand. Nur noch Helden
und Hauptfiguren. Ganz speziell.
Außer auf dem Theater.
Da spielt man schließlich nur die Rolle,
geht in ihr auf,
bis man sie endlich wirklich ist.

Die Welt ist ein Theater.
Und jede Inszenierung will ganz neu sein.
Revolutionär! Noch nie gesehen! Ultramodern!
Die Klassiker sind tot. Schön gesetzte
Goldene Worte sagen uns nichts mehr.
(*höchstens, wenn wir sie schreien, stöhnen, muscheln*)
Zerrissenes steht hoch im Kurs, das Ganze
kann nur eine Lüge sein,
wo wir doch selbst zerfallen sind.
Der Jambus wird zerhackt. Der Versfuß
humpelt. Gereimt
ist längst nichts mehr auf dieser Welt.
Beiseite
spricht ein jeder.
Hört ja doch niemand zu.

Die Welt ist ein Theater.
Häufiger Kulissenwechsel. Notfalls wird simuliert,
künstliche Welten sind auch interessanter.
Die Farben stärker. Berge höher, Täler tiefer,

So viele Monde, wie man will.
Die Phantasie kennt keine Grenzen mehr. Natur
ist überwunden.

(Gibt es ja überall umsonst, da draußen)

Die schönen Tage von Aranjuez
sind endgültig vorbei. Der Park ist tot.
Orangenduft
kann man als Raumerfrischer kaufen.

Die Welt ist ein Theater.

Und alle Zuschauer sind Kritiker.

Ein jeder weiß

es besser. Beim Fußball, an der Theke, in der Loge.

Demokratie, wohin man schaut: Jeder kann Star sein!

(außer den echten Stars natürlich)

Wenn er nur will. Wollen

ist doch viel wichtiger als können.

Des Menschen Wille ist sein Himmelreich,

nicht seine Taten. Werke. Künste.

Triumph des Willens über die Wirklichkeit:

Der Kritiker hat immer Recht,

wenigstens so lang er kritisiert.

Denn Fehler

gibt es schließlich überall.

Kann keiner für. Machen wir alle. Ist nur menschlich.

Fehlerfinden

ist wirklich keine Kunst.

Die Welt ist ein Theater.

Eintritt frei. Zumindest

Auf den billigen Plätzen.

Wer will noch Popcorn?

Macht Lust auf mehr und füllt die Pausen,

leicht klebrig, süß, ein seichter Suchtstoff.

Die Werbepausen werden immer länger.

(und wer sieht schon den Unterschied?)

Gekauft wird immer. Kleider, Autos, Status.

Ein gutes Marketing
verkauft sogar Ideen. Philosophien. Kulturen.
Und Politik. Die größte Show von allen,
und das sogar bei schlechtem Casting:
Gipfeltreffen. Elefantenrunde. Wahlen.
Alles fürs Volk.
Wer will noch Popcorn?

Die Welt ist ein Theater.
Rund um die Uhr. Rund um den Globus.
Und wenn der Vorhang fällt?
Er fällt nicht mehr.
Immer wird irgendwo gespielt,
sogar im Schlafen.
Unsre Träume
sind lang schon infiltriert
Und spielen weiter, pausenlos,
die immer gleiche Leier, höchstens etwas
dunkler eingetönt des Nachts.

Ein neues Stück:
Vielleicht wäre es denkbar,
dass eines Tages, eines fernen Tages,
Vernunft in unsern Traum zurückkehrt.
Vernunft,
verstoßen aus dem Leben,
verbannt von dem Theater,
das diese Welt geworden ist.
Ein wirrer Traum, gelebt
vor ständig wechselnden Kulissen,
in immer neuen Rollen,
gehetzt vom Publikum,
gescholten von den Kritikern,
(keine Gnade, nirgends)
vom Zwang zum Neuen,
stets verdammt,
sich neu zu finden und erfinden

(kein Bleiben, nirgends)
der Vorhang ständig offen,
die Sprache wirr, entstellt, verkrampft,
kaputtgespielte Wortfetzen,
(kein Sinn, nirgends)
das Ich monumental gebläht
auf schwankendem Boden
auf schwach gewordenen Beinen:

Kein leichter Weg führt zur Natur zurück!

HERMENEUTIK ALS GUTWILLIGE WISSENSCHAFT BETRACHTET

Anlässlich eines Vortrags über Hermeneutik in Freiburg

Der Raum ist groß.
Die Linien flüchten hin zur Mitte: Zentral-
Perspektive. Der Fluchtpunkt liegt
hinter der Tafel. Versteckt. Dahinter.
Flucht in den Sinn? Oder heraus?
Hineinlegen, Herausdeuten.

Bedeutungshochrechnungen:
ver-stehen, *ver*-raten, *ver*-sagen.
Hermes ist beweglich. Flügel an den Füßen,
ein Botschafter. Ein Dieb. Ein Kaufmann.
Er bringt Tod und Traum.
Er ist schneller als das Licht.
Er-scheinen statt *er*-kennen.
Der Glanz des Schönen *ver*-führt.
Der Glanz des Einfachen reicht aus.
Reicht. Reichlich.

Die Augen sehen nicht voraus.
Sie sehen. Sie *ur*-teilen nicht.
Potential. Überraschung. Plötzlich!
Dann Reflexion. Zur Sprache bringen.
Wer nicht sucht,
wird überrascht. Ihm wird geschenkt.
*(Wer Position bezieht, sucht nur
den besten Schusswinkel)*
Haltet Distanz.
Gebt Raum.
Stellt euch abseits.
Geht aus euch heraus.
Seht ab von Euch.

Seht ab.
Ver-lasst euch.
Das Wort steht für sich selbst.
Es steht. Es schaut.
Heraus, hinein.
(*Du musst dein Leben ändern*)

Wer verstehen will, muss
lernen, wie man nicht versteht.
Auf-sammeln. *Er*-lesen. *Ver*-binden.
Am Boden der Sprache bleiben.
Nicht *ab*-heben.
Er-heben lassen.

Verlasst das Schattenspiel!
Spielt mit Sachen. Spielt
wirkliche Spiele.
Klammert das Wissen ein.
Deutet nicht. Lest.
Rechnet nicht hoch. Schaut.
Der Sinn ist nicht dahinter,
nicht davor,
er ist. IST!
Heraus, hinein.
Ein Tausch.
Gut-willig. Sym-pathisch.
Der Text ist wehrlos.
Legt die Waffen ab.

WILL MAN MICH VERSTEHEN?

Anlässlich eines Vortrags zu Nietzsche in Freiburg

Nietzsche ist bunt.
Ist jung und alt. Ergraute Schöpfe
Neben Dreadlocks.
Vorwiegend männlich. Aber hier und da,
versprengt,
auch Frauen.
(Vergiß die Peitsche!)
Dunkle Gesichter, einzeln, neben hellen.
Hat man mich verstanden?
ruft der Referent.
(Das Mikro ist zu leise. Jetzt zu laut)

Pathos sei schwer erträglich.
Meint der Referent. Nicht wenig Pathos
In der Stimme. Warum denn eigentlich?
Pathos: Mit-Leiden. Großgeschrieben
Wird das Leiden, nicht das Mit.
Tragisch und unversöhnt.
(nicht mitgeföhlig, sanft, herablassend)
Das Leid
Siegt über die Idee.
*(Jetzt eine Anekdote: Von Raymundus Lullus
Und den Brüsten einer Frau, vom Krebs zersetzt,
ein Schock. Be-kehrung. Abwendung des Philosophen.
Die Frau bleibt zurück. Mit ihrem Leid)*
Hat man mich verstanden?

Blitze in ethisch aufgeladner Luft.
Der Willen blitzt auf. Nachhallend
Kleinere Begriffe, ein Echo nur, verschwindend,
bald verhallend. Vom Blitze zuckt das Auge noch.
*(Die Handys blinken still. Ein Tweet, ein Chat, ein Bild,
ein Schein. Nur Schein, wohin man schaut)*

*Allein im Mittag scheint nichts mehr
(weil alles scheint).*

Auftritt: Zarathustra. Eine Christus-Parodie?
Hat man mich verstanden?

Und endlich der Tod Gottes. War es Mord?
Oder doch eher: Selbstmord, nur auf Raten?
oder: *Death by cop?*

Jeder sein eigener Gott seither. Ach,
was für kleine Götter. Noch nicht einmal
ein Schein von Göttlichkeit. Das Ich
ist eine Parodie. Ganz sicher.

Neue Götter braucht das Land!

Gäbe es nicht auch

Alternativen?

Ein Hindugott mit vielen Armen, Köpfen, Beinen,
tanzend,

Buddha in seiner Lotusblume, lächelnd, schweigend,
sitzend,

oder: eine Madonna,
schwebend auf der Mondsichel.

Hat man – nein, es reicht.

Gott als Spinne: Mit einem Netz

Fängt sie die Stärkeren

(wer ist hier schwach? Wer ist stark?)

Ach, Dialektik, komm, stell

Die Begriffe vom Kopf auf die Füße)

Verklebt sie, wickelt sie ein, macht sie

Zu Puppen, Larven, Embryonen,

rückgewandt in der Ver-Wicklung.

Frage: Was wäre Christus ohne sein Kreuz?

Nicht eingesponnen, ausgeweitet, eine

Metamorphose, siegreich, ein Held, ein König?

(ein Christentum der Sieger?)

Dionysos aber. Nicht eingewickelt,

zerfetzt. Zerstückelt. Und noch in Stücken

Sieger. Über-steher. Wieder-Aufersteher
aus Leichenteilen. Echtes Blut fließt.
Getötet von den Ammen. Von den Mänaden.
Von den Titanen. Ach, die Geschichten
Zerreißen sich den Mund
Über den dunklen Gott des Weines,
der Unterwelt, der Frauen.
Dionysos stirbt niemals. Aber er wird
Unendlich neu geboren.
Jeden Augenblick.
Verstehe das, wer will!

Der eigentliche Mord jedoch
War der am Sinn. Dass Gott nur sterblich war,
ein Mensch – geschenkt.
Aber der Mord am Sinn, verübt
Von einer reinen Macht (*because we can?*):
Un-denkbar.
Auftritt, aufs Neue: Zarathustra.
Seht,
Zarathustra tanzt!
Ach, er spricht nicht,
Ach, er springt nur
Über dem Abgrund. Würde er doch fallen, hätte
Das Spiel ein Ende, wäre
Ein Kreis geschlossen.
Aber immer wieder
Springt er hervor, ein Spring-Teufelchen, zieht sich
Am eigenen Schopfe aus dem Abgrund.
Die Mittagssonne scheint auf ihn,
kein Schatten, nirgends,
das große Auge des Meeres ruht auf ihm,
keine Welle, nirgends,
Zarathustra tanzt. Ganz allein.
Versteht man mich? Nein. Niemals mehr.

Denn:

Der Sinn ist tot.

*(im Hintergrund ein Lachen. Die Mänaden schreien. Gott
Verschwindet hinter den Kulissen. Deus ex machina).*

ICH

ICH
ist nichts Besonderes.

ICH
ist nur ein Name
für jemand, dem man nahesteht.
Zu nahe oft. Zu große Nähe
lähmt den Blick. Mit Abstand erst
entdecken sich die Einzelzüge.
Erst wenn das ICH zurücktritt
wird der Blick Gestalt.

ICH
heißt eine jede.
Geburtsadel? oder doch Fluch,
Versuchung, Sucht
nach Einzigkeit? Ein-
eiig mit sich selbst.
Doch nur selten einverstanden.
*Wer bin ICH, und wenn ja,
wie viele andere?*

ICH
wäre gern eine Andere.
Zieht Masken an, probiert
Identitäten. Spielt mit
Rollen. Hofft auf
Wandel. Niemand ist
verdammte zu bleiben wie ICH ist!
Ach, wäre man doch einmal,
wie man ist.

ICH
ist nicht ICH.
(Ursünde aller Logik)



C. ANALYTISCHER TEIL.
GEDANKENSPRÜNGE, ODER:
ERLEBTES DENKEN



VOM WERT DES KLEINEN GEDANKENS

Das Problem mit kleinen Gedanken ist, dass sie ständig untergehen. Leute schreiben Bücher, literarische oder philosophische oder sachliche (so arg groß ist der Unterschied gar nicht), und sie packen alles hinein, was sie so wissen und denken und erlebt haben und mitteilen oder erklären möchten. Nun gut, das kann im Einzelnen unterschiedlich interessant oder wissenschaftlich oder nützlich sein, und gerade neuere Bestseller leben doch sehr von der Wiederholung: Was man dem Leser zehnmal sagt, vergisst er vielleicht nicht, und wenn man es ihm zwanzigmal sagt, glaubt er es gar! Aber trotzdem stehen sehr viele Sätze in einem ganzen Buch, und wenn es jemand geschrieben hat, der sehr viel zu sagen hat, weil er viel erlebt und gedacht hat, und weil er gut darüber nachgedacht hat und weil er sich Mühe mit jedem einzelnen Satz gegeben hat und weil er überhaupt schreiben kann – dann geht viel verloren, dann geht, genau genommen, das meiste verloren. Denn niemand liest mehr einzelne Sätze, selbst wenn er noch ganze lange Bücher liest. Ich weiß zufällig, wovon ich spreche, da ich Literaturwissenschaften unterrichte und nun schon mehrere Generationen lesende (und leider auch nicht-lesende) Studenten erlebt habe. Der wesentliche Trend ist der zur Kürze. Lange Texte werden gar nicht mehr gelesen – womit schon ein ziemlich großer Teil der Weltliteratur unter den Tisch fällt; wenn es unbedingt sein muss, dann liest man halt die Zusammenfassung auf *Wikipedia* oder anderswo. Das, was noch gelesen wird, wird oberflächlich gelesen: Man will wissen, worum es geht und wie es ausgeht. Was dazwischen passiert, naja, vielleicht beim nächsten Mal, o.k.? Oder wenn es den Film gibt, die Doku zum Buch. Beim Lesen überliest man das meiste. Zum Beispiel Wörter, die man nicht kennt, oder, schlimmer noch, nur zu kennen meint; und wenn die Seminarleiterin dann tückisch nachfragt, was der geneigte Autor denn wohl hier mit ‚Geist‘ genau meint (der Artikel umfasst im *Deutschen Wörterbuch* der Brüder Grimm, einem Unternehmen, dessen Länge geradezu astronomisch erscheint nach neueren Maßstäben, 150 Seiten), erntet sie verlegenes Schweigen. Na, weiß man doch, was gemeint ist! Lieber will man gleich zur Interpretation kommen, was insgesamt als eine

Art eigene Meinung zu den im Buch verhandelten Inhalten verstanden wird, egal ob man dazu die nötige Reife oder den nötigen Verstand oder überhaupt eine entwickelte Urteilskraft hat. Aber da man schließlich die Schule mit einem Grundbaukasten an allgemein akzeptierten und immerwahren Meinungen verlassen hat (*Frauen werden immer unterdrückt. Kritik ist immer gut. Herrschaft ist immer schlecht. Die Gesellschaft ist immer schuld. Alle Menschen wollen frei sein. Nur die Liebe zählt*, usw.), muss man nur noch herausfinden, welche jetzt zum Text passt; und je weniger und je oberflächlicher man den Text gelesen hat, umso besser werden einige oder gar mehrere davon passen. Alle kleinen Wahrheiten jedoch, die sich in all den einzelnen Zeilen oder sogar zwischen ihnen tummeln, für die man sorgfältig lesen müsste, damit sie einem nicht entweichen, über die man zwischendurch meditieren könnte und die erst einen langen und großen Text lebendig machen – untergegangen für immer im großen Meinungsmeer, in dem nur die Hai-fische allgemein akzeptierter Banalitäten überleben. Im Leben jedoch sind die meisten von uns kleine Fische, die eigentlich dankbar sein sollten, wenn sie hier und da ein kleines Bröckchen finden, das uns das Leben verständlicher und interessanter macht; den Fetzen eines Gedankens, die Spur einer Idee, das vergehende Glitzern einer sehr kleinen Erleuchtung. Denn die großen Erleuchtungen führen meist in die Irre, es sind die kleinen, die zählen und wirken. Aber nein, wir bekommen Dosenfutter, vorgekaut, geschmacksneutral, in der großen Sparpackung. Lieber nicht so genau gucken, was draufsteht!

EINGEBORENE

Es ist gar nicht so leicht, mit Eingeborenen zu reden. Denn Eingeborene tendieren dazu anzunehmen, dass ihre kleine Welt allen bekannt ist. Sie selbst kennen schließlich keine andere und verdächtigen schon die Einwohner des Nachbardorfes schlimmer Dinge, weil ihr Dialekt um ein Haar breit anders ist, jedenfalls bei einigen Worten. Ein typisches Telefonat eines Eingeborenen mit einem Ortsfremden geht deshalb so (bzw. ging so, diese Geschichte spielt in den guten alten Zeiten vor der Erfindung von Navigationssystemen, wo man noch einen Pfadfinder brauchte, um sich in schwäbischen Dörfern zurechtzufinden): *Ja, schönen guten Tag, ich rufe an wegen des Hauses, das Sie vermieten. Wir würden es gern anschauen, gleich heute Nachmittag, wenn es geht. Das passt bei Ihnen? Prima! Können Sie uns sagen, wie wir dorthin kommen? Und dann beginnt die Odyssee, die durch ein leichtes Verständnisproblem angesichts des lokalen Dialektes in einer bestimmt sehr charakteristischen, aber Fremden in seinen Feinheiten nicht immer verständlichen Färbung noch erschwert wird. Wir sollen am See abbiegen? Äh, welchem See denn bitte? (wir befinden uns mitten in Schwaben, am Rand der schwäbischen Alb, die Felsen klettern nur so in die Höhe vor unserm inneren und bald auch äußeren Auge). Ach so, dem See halt, alles klar (Hilfe!!!). Also, wenn man in den Ort reinkommt, fährt man immer geradeaus – wie bitte, ach so ja, am Rathaus vorbei (welches Rathaus um Himmelswillen???), äh klar, und dann rechts. Bis zum See. Nee, dann noch weiter? Also am See vorbei, und dann zur Pizzeria (natürlich, eine Pizzeria!). Äh, Entschuldigung wo ist die Pizzeria genau? Hinterm See, alles klar, ach so beim Sportplatz. Ist der vielleicht bei der Schule? Nee, nicht, ach so, die Schule ist ganz auf der anderen Seite. Finden wir schon. Wenn's ein bisschen später wird, haben wir uns wahrscheinlich verfahren. Kann man gar nicht? Na gut, hoffen wir es. Bis später dann! Wir haben es gefunden. Wirklich. Wenn man da ist, macht es alles irgendwie Sinn, jedenfalls wenn man den See gefunden hat. Vorher könnte man aber auch eine Wegbeschreibung zum Mare Tranquillitatis auf dem Mond bekommen haben.*

(Die Parabel erlaubt vielfache Anwendung).

DIE ORDNUNG MENTALER KLEIDERSCHRÄNKE

Ganz ähnlich ist es häufig, wenn man mit älteren Verwandten telefoniert. Sie fangen nämlich alle Geschichte – im Wesentlichen über Krankheiten und Todesfälle, das liegt halt am Alter – genau da an, wo man gerade in diesem Moment in der Handlung ist, und zwar meist mit den Worten: *Und dann hat Tante Erna ja...* Und es kann im dritten Akt sein, aber auch schon kurz vor dem fünften, der Katastrophe, wo auch immer: Da man selbst die Exposition verpasst hat und sowieso meist nur eine sehr unklare Vorstellung von der Person hat, die gerade die Hauptrolle spielt, fühlt man sich definitiv im falschen Film. Nachfragen hilft nur begrenzt, weil dann die Geschichte rückwärts abgespult wird, also vom fünften Akt zurück vielleicht bis zum zweiten, was immer noch sehr verwirrend ist. Und man möchte ja wirklich gern verstehen, aber unser Gehirn ist nun mal so eingerichtet, dass es Geschichten von Anfang bis Ende bearbeiten kann, aber nur sehr begrenzt vom Ende zum Anfang zurück. Eine der am meisten unterschätzten Verständnishürden ist nämlich, dass man beim anderen zuviel Wissen voraussetzt. Denn sobald unser eigenes Gehirn sich mühsam ein Bröckchen Wissen angeeignet hat – und welche Mühe macht es nicht, auch nur kleine Bröckchen Wissen zu verdauen, und ist es nicht bewundernswert, wie es sich das alles merkt, wie es unendlich viele verschiedene kleine Schubkästen hat, und manchmal sind sie verklemmt und man bekommt sie einfach nicht auf, und manchmal sind sie überfüllt und man muss sie gewaltsam löschen, verdrängen, zuschubsen –, sobald also ein Stück Welt unser eigen geworden ist und wir es eine Schublade gepackt haben, vergessen wir in der nächsten Sekunde, dass wir es vorher nicht gewusst haben (wie sollten wir uns das auch noch merken?). Wie kann man das nicht wissen? Völlig undenkbar. Liegt doch gleich unten im Schrank rechts, da wo schon immer die Taschentücher lagen, gleich neben den Unterhosen. Wo denn da die Logik ist? Gibt es nicht, war halt schon immer so. Die Welt wäre wirklich leichter zu verstehen, wenn wir alle den gleichen mentalen Kleiderschrank hätten (und die Pizzeria immer hinten am See läge).

DAS GEHIRN BRAUCHT BEWEGUNG

Wirklich komisch ist es allerdings, wenn man Dinge wiederfindet, von denen man gar nicht gewusst hat, dass man sie vergessen hat (klingt unlogisch? geht aber!). Ganz plötzlich also, man macht gerade nichts Besondere – und darauf kommt es hier an, gar nichts Besonderes also, man denkt nicht wirklich an etwas, das Gehirn läuft im Leerlauf, während man mechanisch die Schuhe putzt –, und plötzlich ist da eine Erinnerung. Das Bemerkenswerte an der Erinnerung ist, dass sie auch gar nichts Besonderes ist. Es ist einfach eine andere belanglose Situation, wie damals, als man in Korfu in diesem überfüllten Bus stand, und die Fahrt wollte kein Ende nehmen und dann – passierte mehr oder weniger gar nichts, jedenfalls hat man es vergessen. Weder der Auslöser noch die dadurch ausgelöste Erinnerung sind also von irgendeiner tieferen Bedeutung; sie sind beide gleichmäßig belanglos, flüchtig, zwei Fetzen Leben, für einen Moment verbunden durch einen sehr locker gestrickten Faden, der sich jeden Moment wieder auflösen kann. Ist vielleicht jede Erinnerung – und zwar jede, wirklich jede – eine Art Cocktail in unserem Hirn, in den die unterschiedlichsten Bestandteile eingegangen sind, und nie wieder wird man die gleiche Mischung erzeugen, es ist völlig unmöglich, aber vielleicht kann man durch ganz andere Bestandteile irgendwie einen ganz ähnlichen Geschmack erzeugen, und das eine hat nichts mit dem anderen zu tun, außer auf molekularer Basis vielleicht – aber wie soll man es wissen? Denn komischerweise bleibt auch die Verbindung nicht konstant, sondern löst sich wieder auf, und beim nächsten Mal wird es ein anderer frei vagabundierender Moment sein. Vielleicht sind es Irrläufer im Gehirn, befreite Socken, die ihre Schublade nicht mehr finden und nun auftauchen, sobald ganz entfernt von Beinen die Rede ist. Oder Füßen. Oder Strickwaren. Oder ganz etwas Anderem. Weil das Gehirn Bewegung braucht, es muss ja nirgendwo hinführen. – Wohingegen alle ‚bedeutenden‘ Momente in meinem Leben bzw. das, was man dafür hält, keinerlei tiefe Spuren hinterlassen haben, bei mir jedenfalls. Das mag damit zusammenhängen, dass man davon ja Fotos hat, und sobald man ein Foto zweimal angeschaut hat, überlagert es die authentische

Erinnerung: Es rahmt sie hübsch ein und verstärkt die Farben, ein wenig mehr Tiefenschärfe ist nie falsch, und notfalls muss man halt hier und da retuschieren. Wenn man genug Fotos hat – und das ist nun schon seit geraumer Zeit ganz sicher bei allen Hochzeiten der Fall, wo man zwischendurch das Gefühl hat, die Hochzeit wird für die Fotos arrangiert, nicht umgekehrt, nur dass die Hauptdarsteller leider mäßig begabte Laienschauspieler sind –, dann kann man einen ganzen Film davon machen, allein im Kopf. Vielleicht aber kann man einige, weitgehend unberührte, wenn auch nicht 100 % authentische Erinnerungen retten. Es werden die an die unbedeutenden Momente sein, die am Rand stattfanden, als man gerade nicht damit beschäftigt war, eine Rolle zu spielen.

GEHIRNOSZILLATIONEN

Wenn man allerdings etwas liest, und man ist sich nicht ganz sicher, ob man es schon einmal gelesen hat, gerät das Gehirn in einen seltsamen Zustand (besonders gut lässt sich das bei wiederholter Krimilektüre beobachten): Es oszilliert, und zwar auf eine ziemlich chaotische und unbestimmte und insgesamt beunruhigende Art. Denn während der Lektüre, bei jedem einzelnen Satz, nagt an einem ein Gedanke im Hinterkopf: *Es kommt mir bekannt vor. Ich kann es nicht genau sagen. Irgendwas kenne ich. Oder doch nicht? Lesen wir noch einen Satz. Nein, kenne ich nicht. Oder doch?* Der Zustand, der dabei entsteht, ist ziemlich unangenehm, und allein das Entstehen dieses Zustandes signalisiert mir inzwischen, dass ich etwas lese, was ich schon einmal gelesen habe. Ich habe null Erinnerung an die Handlung, ich könnte niemals sagen, wie es ausgeht, noch nicht einmal einzelne Figuren benennen – aber es oszilliert im Kopf, das Gehirn weiß nicht, ob es die Informationen als neu oder bekannt verwerten soll, und es versucht beides auf einmal. Es ist, als würde es nacheinander in allen Schubladen graben, aber es findet die passende Socke nicht. Man muss schnell damit aufhören, sonst kommen nachher noch alle Socken durcheinander.

DIE FALTEN DES GEHIRNS

Wie alle guten Schülerinnen habe ich eine Zeitlang Nachhilfestunden gegeben. Außerdem habe ich einen gar nicht so unbeträchtlichen Teil meiner Schulzeit damit verbracht, meiner besten Freundin – einer weder besonders fleißigen noch besonders wissbegierigen noch besonders aufnahmefähigen Schülerin (sie hatte andere Qualitäten, aber das ist eine andere Geschichte) – vor Klassenarbeiten den Stoff noch einmal zu erklären; sehr gründlich, von Anfang an, in immer neuen Sätzen, Ansätzen, Beispielen, Variationen. Aber, und das machte mich damals schon stutzig: Es half nicht wirklich. Ich gab mir große Mühe, es war doch alles gar nicht so schwer; selbst wenn man es im Unterricht nicht genau verstanden hatte, wollten die Lehrer doch nicht mehr von einem, als einfache Regeln auf einfache Fälle anzuwenden, ein Weniges auswendig zu lernen und folgsam, allenfalls mit minimalen Variationen, zu wiederholen, was sie uns erzählt hatten. Aber es funktionierte nicht. Natürlich lernte ich selbst unendlich viel in diesen etwas mürbe vergehenden Stunden, auch wenn mir das damals sicher nicht besonders auffiel: einer Sache auf den Grund zu gehen, ihre einfache Logik zu finden, ihre Folgen zu entdecken – und sie dann, wenn man sie wirklich und von Grund auf erfasst hatte, so oft zu drehen und zu wenden, bis man sie auch von allen Seiten kennengelernt hatte; und sie dabei in eigene Wörter zu packen, in immer wieder ein wenig anders gewandete Sätze, sie dadurch zu einer persönlichen Wahrheit (oder wenigstens Gewissheit) zu machen – was war das nützlich und großartig und eine Lehre! Wahrscheinlich hätte ich mich bedanken sollen bei Monika (so hieß sie, es waren aber noch eine ganze Reihe weiterer Namen, und sie bezahlte sowieso auf ihre Art und Weise). Aber ich verzweifelte nur still vor mich hin: Wie war es möglich, dass eine Sache, die mir so vollendet klar und durchsichtig erschien und die ich in ordentlich aufeinander aufbauenden Sätzen darstellte, die sich vollendet logisch aneinanderschlossen – wie war es möglich, hier nicht zu verstehen? Ich konnte das Unverständnis nicht verstehen, ich stieß mir das Gehirn wund an dieser prinzipiellen Möglichkeit des Nicht-Verstehens, sie stellte, wenn man es ganz groß sagen will, mein Weltbild

in Frage: Logik musste jeder verstehen. Kausalität. Folgerichtiges Denken. Wie konnte die Welt überhaupt funktionieren, wenn das nicht funktionierte? (Natürlich ist es genau das einer der Gründe dafür, dass sie nicht besonders gut funktioniert, jedenfalls in den Teilen, die Menschen machen)

Heute bin ich, mühevoll genug, näher daran gekommen, Unverständnis zu verstehen, aber nur näher, noch nicht im Grunde. Es hat wohl nicht nur damit zu tun, dass Menschen manchmal nicht verstehen wollen – zum Beispiel, weil sie keinen Vorteil davon haben, ja vielleicht sogar einen Nachteil, auch wenn das einer der Hauptgründe sein mag: Eigeninteresse macht, auf manchmal erstaunliche Art und Weise, blind und taub und resistent gegen jede Art von Argumentation. Es hat auch nicht nur damit zu tun, dass sie sich nicht genug Mühe geben; alle Erkenntnis ist Arbeit, und manche Menschen arbeiten eben gern und andere eher nicht. Nein, ein weiterer Grund für dieses Nicht-Verstehen-Können des doch anscheinend so Einfach-Verständlichen scheint mir zu sein, dass das Gehirn ein Gewohnheitstier ist. Eine Maschine, die am liebsten das tut, was man ihr beigebracht hat, und zwar mit dem niedrigstmöglichen Energiebedarf. Die wesentlichen Routinen werden, wie alles am Menschen, wahrscheinlich sehr früh ausgebildet, zu einer Zeit, in der wir selbst kaum einen Einfluss darauf haben; und es ist eine der großen Tragödien des Menschseins, wenn es solche überhaupt gibt, dass wir in dem Moment, wo wir anfangen, uns selbst zu verstehen, und wo wir, vielleicht, planen können oder wollen, was aus uns werden soll – dass in diesem Moment schon das meiste geschehen ist. Natürlich, wir lernen lebenslang, natürlich, das Gehirn bleibt plastisch, natürlich können wir uns trainieren und üben und entwickeln und steigern; aber nur innerhalb gewisser Grenzen, die vielleicht, wahrscheinlich, schon sehr früh gezogen wurden. Und wenn das Gehirn schon sehr früh nicht dazu angeregt wurde, beweglich zu sein, Folgerungen zu ziehen, verstehen zu wollen – dann wird es jede Bewegung als Zumutung empfinden, gegen die es zu bewährten Abwehrmaßnahmen greift: blockieren, mauern, ablenken, abschalten – *verstehe ich nicht, echt nicht, ich kapiere auch gar nicht, wozu das gut sein soll, lass uns erst mal Pause machen!* Hingegen hält es die wenigen Dinge, die sich

ihm früh eingepägt haben, mit außerordentlicher Sturheit fest. Es können sehr einfache Falten sein, die aber gründlich und tief eingegraben sind, von der Schärfe einer mit Stärke wieder und wieder gefestigten Bügelfalte, und alles spätere Bügeln hilft und hilft nicht, es bleiben immer die Spuren, das Bügeleisen fällt von selbst wieder in die gewohnten Bahnen. Man kann ein Gehirn nicht zwingen, etwas Bestimmtes zu denken, und wenn es noch so richtig und folge-richtig dazu ist. Es ist ein lebendiges Wesen und es verweigert einfach die Gefolgschaft. *Nee, verstehe ich nicht. Können wir über etwas andres reden? Nee, auch nicht, wenn du es mir noch dreimal erklärst. Finde ich nicht logisch!*

Es mag wohl sein, dass die Logik – nun ja, kein gutes Bügeleisen ist. Sie kann sicherlich scharfe Falten machen, aber sie passt sich nicht den Windungen des individuellen Gehirns an, seinen ungleichmäßigen Oberflächen und versteckten Winkeln. Und sie glättet auch nicht, sie bügelt Probleme nicht unter, sondern sie wirft auf, Fragen nach den Ursachen, nach den Folgen, nach dem Gang der Dinge, wie sie ihn gehen in der Realität und unabhängig von den Wegen, die ein bestimmtes Gehirn nun einmal lieber geht, weil es sie doch gewohnt ist. Dass es Abkürzungen geben mag, Querverbindungen, Entdeckungsreisen in noch unentdeckte Länder – interessiert nur den, der den Reiz des Unbekannten höher schätzt als die Bequemlichkeit des Gehirns, das lieber faul auf dem Sofa liegt und die Synapsen schont und gern einmal ganz abschaltet und sich berieseln lässt.

Man muss also nicht nur Lernen gelernt haben, man muss es früh gelernt haben. Man muss nicht nur verstanden, man muss empfunden haben, dass ein folgerichtiger Zusammenhang nicht nur eine Befriedigung (durchaus im Sinne von: etwas, was einem Frieden verschafft), sondern sogar eine Freude ist, er ist schön und sinnvoll und immer wieder nachvollziehbar und verlässlich. Man muss nicht nur erkannt, sondern erlebt haben, dass man nicht nur für den Lehrer und die Noten lernt (was wirklich doof ist und keinerlei Freude macht, außer man liebt den Lehrer ein wenig), sondern dafür, dass das eigene Gehirn: sich entfaltet. Denken kann eine Belohnung sein; vielleicht ist es sogar die einzige, deren Wert

sich nicht erschöpft und abnutzt, sondern immer wieder vervielfacht.



WHAT'S IN A SHOE

Man sieht es immer an den Schuhen. Manchmal nämlich, wenn ich auf die S-Bahn warte und keine Lust habe, wie alle anderen auf meinem Smartphone herumzuspielen, und ich habe auch schon alle Nachrichten gelesen und kann wirklich keine weiteren Informationen über den fatalen Zustand dieser Welt verarbeiten, noch nicht einmal diejenigen, die mir einreden wollen, es sei alles gar nicht so fatal – dann schaue ich Leute an. Menschen. Das ist ziemlich ungewöhnlich, und die meisten gucken sehr verunsichert zurück, wenn sie mich dabei erwischen. Mein Spiel geht so, und es ist leider nicht besonders menschenfreundlich: Ich gucke, welches Problem eine Person hat. Irgendeine Person, nicht nur die offensichtlich auffälligen. Jede und jeder hat ein Problem, da nehme ich mich nicht aus, oh nein, ich habe einen ganzen Stapel davon, und wie alle anderen versuche ich, sie zu verbergen. Aber das klappt unterschiedlich gut, auch bei mir. Und ich weiß natürlich, woran man mein Problem erkennt, aber ich kann es nicht ändern, ich will es auch gar nicht; denn man würde es sowieso merken, wenn auch vielleicht nicht an den Schuhen. Im Allgemeinen aber sind Schuhe, das kriegt man mit der Zeit raus, ein guter Problem-Indikator. Denn viele Leute gehen als ganz unauffällig durch, sie sind alters- und wettergemäß gekleidet, oder für den Beruf, oder sie haben sich hübsch gemacht, weil sie ausgehen, was auch immer: Das meiste passt. Bis man die Schuhe sieht. Manchmal haben sie eine grellbunte Farbe, sie schreien geradezu: Ich bin eigentlich anders, ich bin unangepasst und originell, seht doch nur, seht auf meine Schuhe, ich bin eigentlich gar nicht so, wie ich mich von Kopf bis Knöchel vermommt habe, weil irgendjemand es so von mir erwartet! Manchmal, vor allem bei Frauen, sind sie zu elegant; sie erfordern einen schönen Frauenfuß, schlanke Knöchel, einen bestimmten Gang, ja sogar einen bestimmten Blick – aber nichts davon haben diese Frauen, sie hätten es nur so unendlich gern, und ich verstehe es sehr gut: Einmal in meinem Leben, ich war ungefähr 14 oder 15 Jahre alt und wahrscheinlich war das schon so ziemlich der Höhepunkt meiner pubertären Extravaganzen, habe ich mir weiße Lederstiefel gekauft, sie hatten sogar Absätze! (ich war damals

schon ziemlich groß für ein Mädchen und machte mich lieber klein, und was war ich später froh darüber, eine große Frau geworden zu sein!) Ich weiß noch nicht einmal, was ich damit eigentlich sagen wollte, und meine Mutter hat mich sehr seltsam angeschaut. Aber ich habe sie nur einmal getragen, danach ging es einfach nicht mehr. Es war ein Versehen gewesen, ich hatte mich kurzfristig offenbar für eine andere Person gehalten, und es tat mir sehr leid um das Geld.

Es gibt aber auch das andere Extrem, bei Frauen und bei Männern, und zwar das, was die Engländer in ihrer großen sprachlichen Prägung *sensible shoes* nennen; ‚vernünftige Schuhe‘, würde man übersetzen, es hat auch einen schönen Beiklang von fühlbar, sinnvoll, angemessen, fußgerecht eben. *Sensible shoes* werden aber gelegentlich auch getragen von Männern oder Frauen, die sonst nicht besonders vernünftig gekleidet sind; offenbar müssen sie diese Anzüge tragen, schlechtsitzend und schlechtriehend, oder diese Hosenanzüge, die unter den Achseln kneifen, die Blusen, die etwas zu eng sind, und eine völlig unnütze, viel zu große und mit endlosen Schnallen und Verschlüssen versehene Handtasche dazu; aber wenigstens kann man, ganz unauffällig, dabei vernünftige Schuhe tragen. Wird schon keinem auffallen. Tut es aber doch, Vernunft fällt immer auf, jedenfalls wenn man hinschaut. Ganz besonders auffällig, aber eher selten sind natürlich handgefertigte Schuhe, die nur von Männern eines bestimmten Alters getragen werden; aber das passt meist zu ihnen, wenn man genau hinschaut, sieht man, dass der Anzug auch nicht von der Stange ist und die Frisur messerscharf geschnitten – also keine Überraschung. Designerschuhe gehen sowieso immer, da regelt schon der Preis, dass sie nicht an den falschen Fuß kommen. Auch *Birkenstock* ist und bleibt *Birkenstock* und enttarnt einen im Ausland sofort zuverlässig als ordentlichen Deutschen, ebenso wie Wanderschuhe, besonders auf Wanderwegen. Wohingegen Flipflops offensichtlich ein kollektiver internationaler Wahnsinn sind; man kann gerade noch verstehen, dass Füße gerne frische Luft haben, aber jedes Kind weiß, dass Flipflops zwischen den Zehen einschneiden und komische schmatzende Geräusche beim Gehen machen. Offensichtlich sind sie so obercool, dass jede Vernunft sofort das Weite

und schnell wieder den nächsten potentiellen Träger von *sensible shoes* sucht. Nur sehr selten aber sieht man noch Schuhe, die mit einem gewissen Alter ihrem Träger ähnlich geworden sind: Seine Bewegungen haben sie geformt, sein Gang hat sich in ihnen abgedrückt, sie haben ein paar Narben und Schrammen, ehrlich erlauben, ihre Farbe verschwimmt ins Undefinierbare. Man kann sich eigentlich gar nicht vorstellen, dass sie ihren Fuß noch jemals verlassen; sie sind mit ihm verwachsen, verschmolzen zu einer Einheit.

Charakter muss nicht schön sein. Aber man sieht ihn, oder das, was man dafür hält, an den Schuhen.

HANDTASCHEN

Wenn es übrigens irgendein Kleidungsstück gibt, dass die Emanzipation der Frau um Jahrzehnte zurückgeworfen hat, sind es Handtaschen – und ja, sie gehören zur vollständigen Bekleidung der modernen Frau, und deshalb muss man ja auch mehrere davon haben, damit sie immer zum Rest der Kleidung passen. Seit einigen Jahren diktierte die unbarmherzige Mode nun besonders große klobige Handtaschen. Sie sind eher über dem Ellenbogen als über der Schulter zu tragen, was den rechten Arm schon einmal ziemlich stilllegt für alle anderen Aktivitäten. Vielleicht kann man dann noch ein *Smartphone* bedienen (das natürlich auch ein *Accessoire* ist), aber man kann mit Sicherheit nichts mehr arbeiten, man kann noch nicht mal den Arm richtig schlenkern. Eine solche Handtasche zwingt frau auch einen gewissen Gang auf; es sieht total blöd aus, wenn man solch ein massiv beklunkertes Ding am Arm hängen hat und dann daher schlurft oder springt, man hat damit damenhaft zu gehen, es schreit geradezu nach einer bestimmten Art Schuh als Ergänzung, und die *Heels* können eigentlich gar nicht hoch genug sein, damit die total emanzipierte Karrierefrau elegant daherstöckelt, bewaffnet mit ihrer Handtasche, die eher ein Klotz am Arm ist, und ihren Schuhen, die eher ein Gesundheitsrisiko sind. Zudem sind die Dinger größtenteils wirklich hässlich – bis auf die klassisch-eleganten natürlich, aber da bezahlt man auch heftig dafür, dass der Designer sich zusammengerissen

hat und allen blöden Schnickschnack weggelassen. Sonst haben sie gern so viel Schnallen, Verschlüsse, Nieten, Fransen, Schleifen, wie man sich nur ausdenken kann. Oder Logos, ich habe nie kapiert, was an ins Endlose wiederholten Initialen toll sein soll, wenn es noch nicht mal die eigenen sind; soll es demonstrieren, dass man lesen kann? Nichts davon hat den geringsten Nutzen; es ist reine Verzierung um der Verzierung willen, und was sagt uns das nun über das Frauenbild, das sich angesichts einer solchen Handtaschenträgerin aufdrängt? Unnützlich, nur zur Verzierung gut, wahrscheinlich demnächst aus der Mode, muss man eine neue (Frau) kaufen. Wie sollte man auch mit aufmontierten künstlichen Fingernägeln, einer weiteren Großtat zur Verhinderung wahrer Emanzipation, etwas anders anfassen als mit spitzen Fingern? Schuhe, die nicht zum Laufen gemacht sind, Finger, die nicht zum Zufassen taugen, Taschen, die Beute-Beutel fürs Shopping und Behälter fürs Ego sind – und alles kostet auch noch Geld und will ständig gepflegt und ausgetauscht werden, Zeit und Geld, die man für nützliche Dinge verwenden könnte! Ist es nicht genial?

Die Steigerung von Unterdrückungshandtaschen sind übrigens *Clutches*. Frau ist endgültig gefesselt, die Tasche muss gehalten werden, die ganze Zeit. Wir wussten es damals nicht, aber Rucksäcke sind ein Zeichen wahrer Emanzipation.

PUBERTÄTSVERWEIGERUNG

Gelegentlich sieht man heutzutage, dass Kinder ihre Eltern erziehen. Das kann in jedem Alter vorkommen, meistens jedoch sind es Jugendliche. Es scheint eine Art von Trotzreaktion darauf zu sein, dass man heute als Jugendlicher, vor allem im aufgeklärten, besser verdienenden und fortschrittlicher denkenden Familienmilieu, geradezu verpflichtet ist, ‚Pubertät‘ zu haben. Unvernünftig zu sein, zu rebellieren, gegen die Eltern zu trotzen, gegen das *establishment*, gegen alles. Ohne Grund, einfach so, weil das Gehirn ja bekanntlich umgebaut wird und die Hormone verrücktspielen. Tatsächlich jedoch kann die Pubertät auch mehr oder weniger ausfallen, oder später stattfinden, oder sie äußert sich in einem Anfall außerordentlicher Vernünftigkeit: Dann erkennt man nämlich,

dass der maximale Trotz gegen die planmäßig erwartete Unvernunft ist, sie zu verweigern, ja geradezu gnadenlos vernünftig zu sein und im Notfall sogar gegenüber den Eltern deren eigene Erziehungsmaximen einzufordern (*warum habt ihr wieder nicht aufgeräumt? wie sieht es denn hier aus? müsst ihr wirklich schon wieder so viel Wein trinken?*)! Man geht allerdings ein erhöhtes Risiko ein, zur Psychotherapie geschickt zu werden: Schließlich kann es nicht sein, dass jemand einfach so ohne Grund vernünftig ist, wahrscheinlich unterdrückt und verdrängt sie nur alles, und das ist ja so viel gefährlicher als ordentlich gelebte Unvernunft! Aber wenn das Gehirn sich noch ein Stück weiter umgebaut hat, erkennt es sogar, warum alle so interessiert daran sind, dass Jugendliche Pubertät haben: Alles, was einem selbst einen Grund liefert, ebenfalls nicht vernünftig zu sein, wird gern befördert. Weshalb schon kleine Kinder gelegentlich vernünftiger sein können als ihre Eltern und gerade keinen Trotzanfall vor der Supermarktkasse kriegen: Weil nämlich eigentlich die Großen das Schokoladen-Überraschungsei wollen, und nein, man hat wirklich keine Lust auf Schokolade, und meist ist sowieso was ganz Doofes drin, und wenn ihr eins haben wollt, kauft doch selbst eines! Das Kind im Kind kann ein ganz anderes sein als das Kind im Erwachsenen, das allzu häufig eine Art Zombie ist, den man nicht sterben lässt, weil er noch ge- oder vielmehr: missbraucht werden könnte (jedenfalls bis die *Midlife-Crisis* kommt. Oder die Wechseljahre. Oder die Alterschwäche).

WAHRE GESCHICHTEN

Die Welt wurde angeblich völlig überrascht von dem Erfolg von *Twitter* und den *social media* insgesamt; genauer gesagt: von dem *hype*, den das völlig Unbedeutende, Alltägliche, Belanglose, Triviale und Ultimativ Langweilige erzeugen kann, sobald es jemand *online* stellt. Er ist aber gar nicht so überraschend. Denn wer beispielsweise ein erfahrener Leser ist – also, von Büchern, den alten und eher unsozialen Print-Medien mit sehr eingeschränkter Öffentlichkeit –, weiß, dass er Bücher mit wirklich geschehenen Geschichten anders liest als solche mit erfundenen Geschichten –

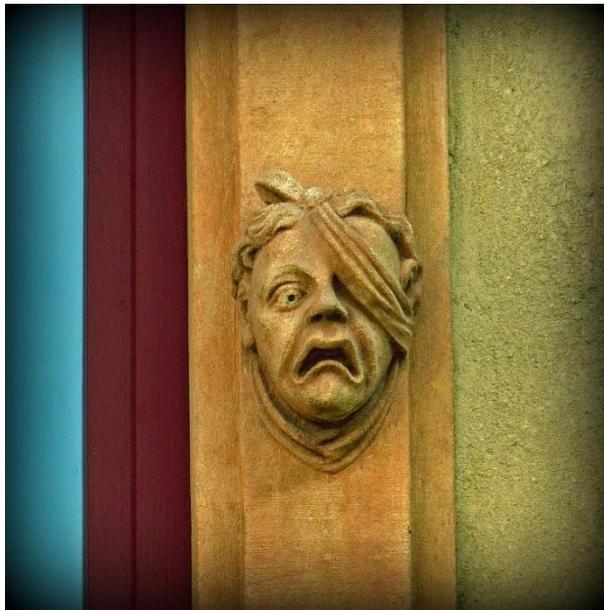
Autobiographien beispielsweise, die sich deshalb immer wie frisches Brot verkaufen, selbst wenn es sich nicht um einen Popstar oder Fußballprofi oder den Papst handelt. Man liest sie, und die Forschung sollte das wirklich einmal genauer untersuchen, neurophysiologisch mit einem inneren Realitätsmarker, der besagt: *Hey, guck mal, ist wirklich passiert!* Und schon wird die ganze Geschichte, so langweilig sie sonst sein mag, irgendwie mit Bedeutung aufgeladen, man kann sich gar nicht dagegen wehren. Realität ist einfach interessanter, ja sogar spannender als Fiktion, und wenn Literaturwissenschaftler das Gegenteil behaupten, sollte man sich vor Augen halten, dass sie vielleicht persönlich nicht ganz uninteressiert genau diese These behaupten, da das Gegenteil sie offensichtlich ihres Spezialistenstatus entkleiden würde und insgesamt eigentlich überflüssig machen. Denn nur wenn es gelebtes Leben ist, was die Literatur interessant macht, kann die Literatur auch das Leben interessant machen, und dadurch werden wir alle zu Spezialisten. Natürlich nicht zu Autoren, das wäre nun etwas viel verlangt; aber andererseits erzählen wir uns auch selbst unser eigenes Leben gern als Geschichte, und seit es die *social media* gibt, hören und sehen einem sogar Leute dabei zu. Und vielleicht ist es auch kein Zufall, dass komische Literatenworte wie ‚episch‘ oder ‚Narrativ‘ oder ‚ikonisch‘ seit Neuestem aus dem Wissenschaftszoo ausgebrochen sind und nun in freier Wildbahn gesichtet werden, auch wenn sie dort gelegentlich falsch gefüttert und sonstwie missbraucht werden. Nein, tatsächlich lieben wir wahre Geschichten – weil sie wahr sind, nicht weil sie spannend sind. Fiktion ist ein Missverständnis.

EIN LOB AUF WIKIPEDIA, ODER:
WIE MAN FINDET, WAS MAN
NIE GESUCHT HAT

Nicht nur die besten Geschichten sind gar nicht erfunden, sondern irgend jemand wirklich passiert, sondern auch die besten Gedanken sind gar nicht ‚ausgedacht‘, sondern verborgen im Dickicht des Realen. Oft passiert es mir, dass ich einen kleinen Gedankensprung aufschreiben will, irgendetwas, das mir vage bemerkenswert und deutungsfähig erscheint, und noch im Schreiben komme ich im nächsten Schritt auf etwas, das ich erst einmal in *Wikipedia* nachschauen muss. Eine Realie; ein Ereignis, eine Formel, was auch immer. Dinge, die eine Existenz haben außerhalb von Geschichten und Gedanken. Manchmal auch ein Fachbegriff, ein Fremdwort, also ein mit Sachgehalt angereichertes und von Gefühlsgehalten weitgehend befreites Wort. Und oft lerne ich dann etwas, was ich vorher nicht wusste, noch nicht einmal ahnte. Es passt aber, so stellt sich dann heraus, ganz wunderbar in den kleinen Gedankensprung, es gibt ihm eine neue Spiegelung oder eine andere Tiefe, und niemals hätte ich mir das ausdenken können, was das versammelte konkrete Wissen der Menschheit an Schätzen bereithält! Das Problem ist nur, dass nie jemand ordentlich hinschaut, sondern dass zu viele zu hochnäsig dafür sind (die *Wikipedia*-Verächter unter den Gebildeten etwa). Selbst aus einem schlechten *Wikipedia*-Artikel kann man manchmal mehr lernen als aus einem auch nur mittelmäßigen Vortrag, der Halb-Gewusstes, Kaum-Verstandenes und Gern-Geglaubtes moralingeladen widerkät, und alle nicken erfreut, *puuh, zum Glück wieder kein neuer Gedanke, das verunsichert ja so!* Nein, *Wikipedia* ist wortgewordene Schwarmintelligenz, und *hyperlinks* zeigen uns Gewohnheits- und Oberflächendenkern, wie die Welt untergründig zusammenhängt, und zwar in den Sachen, nicht in den Worten oder Gedanken, auf die wir uns so viel einbilden. Man kann durch *Wikipedia* ganze Weltreisen machen, auf *hyperlinks* ist man ebenso schnell auf dem entlegensten Stern des Universums wie in den undurchsichtigen Tiefen der Weltmeere, und siehe da – und ich schwöre, ich habe

zuerst diesen Satz hingeschrieben, völlig an den Haaren herbeigezogen, es ging mir nur darum, möglichst weit räumlich und zeitlich Entlegenes zusammenzubringen, *Wikipedia* aber weiß: Es gibt ganz unten in der Tiefsee, wo sie am tiefsten und schwärzesten ist, sogenannte ‚schwarze und weiße Raucher‘ (und schon schlug mein Herz ein wenig höher, denn: wenn es schwarze Löcher im Universum gibt, gibt es vielleicht auch weiße?), es sind hydrothermale Quellen, ich erkläre jetzt mal nicht, was das ist, sonst führt uns der nächste *hyperlink* zum übernächsten – jedenfalls stellen diese hydrothermalen Felder in der Nähe von Schwarzen Rauchern Umweltbedingungen her, die denen außergewöhnlich ähneln, wie sie zur Zeit der Entstehung des Lebens auf der Erde geherrscht haben sollen: Vulkanismus, hohe Temperaturen mit hohem Druck, wenig Licht, umso mehr anorganische Stoffe. Und schon sieht man eine Verbindung zwischen der Tiefsee und dem Universum (na gut: der frühen Erdgeschichte als Teil des Universums, aber wer weiß, vielleicht ist ja auch anderswo Leben geboren worden aus ‚Schwarzen Rauchern‘, wir haben es nur noch nicht gefunden?); eine Verbindung, die nicht ausgedacht ist, keine Metapher und keine Spekulation. (Nur einen *hyperlink* von den hydrothermalen Feldern weiter übrigens kommt man zu den ‚Ruschelzonen‘, und das darf jetzt jede selbst nachschauen!). *Wikipedia* kann sogar das Vage einfangen: Abends lernte ich von meinem Sohn, dass Leute, die Vögel beobachten und bestimmen (*birdspotter*) eine Kategorie für alles kleine, braune und sich irgendwie allzu ähnliche haben, nämlich den *little brown bird*. Es ist eine Kategorie für das, was sich der Kategorisierung wegen allzu großer Unspezifik entzieht, ist das nicht interessant? Im Weiteren verweist *Wikipedia* auch auf *damned yellow composite*, also kleine irgendwie vage gelbe Blumen, die alle mehr oder weniger genauso aussehen. Vielleicht sollte man eine vergleichbare Kategorie einrichten für ‚metaphysische Absolutbegriffe‘, also: *Freiheit-Vernunft-Absolutes-Unendliches-Weltgeist* und den ganzen Anhang? Lauter Konzepte, die noch nie in freier Wildbahn beobachtet wurden, aber ein sehr ähnliches Verhalten aufweisen, sobald sie einmal einen Text oder einen Autor in ihre Klauen bekommen haben: Jede Differenzierung geht dahin, und man befindet sich fortan im freien Fallmodus des haltlosen

Spekulierens, wo im Milieu des Absoluten alle Farben entweder grellweiß oder nachtschwarz sind. Im Hintergrund entwischen die kleinen Erkenntnisse, die man nur findet, wenn man gut beobachtet und einen Sinn auch für das hat, was sich verdeckt und heimlich zeigt. Dem aber, der partout an den ‚Geist‘ glauben will – ist auch mit *Wikipedia* nicht zu helfen.



IM BERGWERK DES GEISTES (VORSICHT, AUSGebaUTE METAPHER!)

Manchmal habe ich beim Denken das Gefühl – und ich meine nicht ein gefühliges Gefühl, sondern eher eine beinahe-sinnliche Wahrnehmung –, dass ich gegen eine Wand anrenne. Etwas leistet Widerstand, energisch, hart. Der Gedanke, der sich gerade in meinem Kopf gegen etliche Konkurrenten durchgeboxt hat, möchte gern in eine Richtung weitergehen, aber er soll offensichtlich nicht. Wenn ich dann gerade genug Energie übrig habe und die ablenkenden Sparringspartner noch erschöpft am Boden liegen, denke ich: *Trotzdem! Jetzt erst recht! Wenn der Kopf durch die Wand will, dann soll er sich halt Beulen holen, dieser blöde Gedanke!* Aber vielleicht, vielleicht ist hinter der Wand ja eine Goldader. Oder was anderes Wertvolles, es ist ja nicht alles Gold, was glänzt. Seltene Erden vielleicht, auf denen seltene Erkenntnisse reifen können (ich weiß, das Seltene Erden nichts mit Erde zu tun haben, sie sind im strengen Sinne weder Erden, sondern Metalle, und einige sind auch nicht besonders selten, aber wenn eine ausgebaute Metapher nicht manchmal hinkt, ist sie auch nur langweilig). Wegen mir auch nur Katzensgold, das Wort habe ich schon immer gemocht (und ist es nicht interessant, dass man Pyrit auch ‚Narregold‘ nennt?). Bergkristalle, ganz unscheinbare Schönheiten. Einmal, und ich erzähle die Geschichte nur, weil sie ein Seitengang ist, der sich leicht anbietet, und weil sie nicht groß genug für eine wirkliche Geschichte ist, die auf eigenen Beinen stehen kann; einmal also war ich mit meinem Vater und seinem Büro auf Reisen. Man fuhr nicht allzu weit fort, man hatte gesellige Abende und man bekam belehrende Vorträge. Unsere Mutter mochte das nicht, vor allem das Reisen, ich war die Ersatzbesetzung. Einmal also besuchten wir irgendein belehrendes Bergwerk, keine Ahnung mehr wo, jedenfalls gab es dazu einen *Shop*, und mein Vater wollte mir ein kleines Schmuckstück kaufen. Ich leistete ziemlich energisch Widerstand, ich trug damals keinen Schmuck, schließlich war ich jung, das sollte eigentlich reichen; es reichte aber nur zu Gedankenlosigkeit und Undankbarkeit, wie so oft. Mein Vater also, der ein ruhiger, nur

gelegentlich cholischer Mann war und es schwer hatte mit seiner Frau und seine Töchter nur heimlich lieben durfte, wie alle Väter damals, kaufte mir trotzdem einen kleinen Bergkristall, silbern gefasst, in Tropfenform, an einem Kettchen zu tragen. Immerhin war ich klug genug, ihn nicht wegzuworfen, sondern begrub ihn wahrscheinlich in einer kleinen Schatzkiste. Heute ist der kleine Bergkristall eines der wenigen Dinge, die ich noch habe von meinem Vater; außer dem Berg von Jahreskalendern, in die er, als er schon älter war und pensioniert und es immer noch nicht viel leichter hatte, mit schöner Regelmäßigkeit das Wetter des Tages eintrug und seine Arzt- und sonstigen Termine und gelegentlich ein besonderes Ereignis. Nur Stichworte natürlich, in seiner eckigen kleinen Handschrift, die später dann vom Alter und vom Parkinson verwischte. Den Bergkristall aber trage ich recht gern inzwischen; an Schmuck habe ich mich schon lange gewöhnt, und man soll jede Chance nutzen, der Welt ein wenig Glanz hinzuzufügen, sie hat es nötig. Und der kleine Tropfen ist ein angenehmes Schmuckstück, er drängt sich nicht vor, nur wenn man ihn von Nahem betrachtet, glitzert er ein wenig, und man kann sich einbilden, dass er in einem späteren Leben ein Diamant würde, ein paar Millionen Jahre später, wenn wir Menschen endlich weg sind und die Kristalle in Ruhe wachsen können ohne unser ewiges Gehämmer.

Aber wir verlassen den sentimental Nebengang und kommen zurück zum Hauptstollen der ausgebauten Metapher. Normalerweise folgt man im Denken ja gern vorgebahnten Wegen; sie heißen ‚Vorurteil‘, wenn man einen bösen Namen dafür sucht, und ‚Gewohnheit‘, wenn man einen pragmatischen bevorzugt, oder ‚Energiesparen‘, wenn man nach einem Grund sucht, warum das Gehirn lieber schon gebahnte Wege geht. Inzwischen haben die Neurowissenschaften auch einen schönen Fachbegriff dafür gefunden, er heißt *priming* und meint, unter uns Laien: Bestimmte Reaktionen, Wörter, Gedanken, Gefühle werden je nach Kontext von unserem vorausschauenden Gehirn für unser etwas langsamer hinterher hinkendes Bewusstsein voraktiviert. Wenn wir eine Küche gesehen haben, erkennen wir Kochtöpfe schneller, nicht aber Computer. Wenn wir lächelnde Gesichter sehen, halten wir die Welt eher für einen besseren Ort als einen schlechteren. Wenn

wir das Wort ‚Bergwerk‘ gehört haben, fallen uns schneller Wörter wie Schacht, Dunkelheit, Gefahr ein als Luftschiff, Sonnenschein, Wohlergehen. Wir denken, fühlen, sehen, um nun ein wenig einen größeren Verbindungsgang voranzutreiben, immer in Kontexten, finden Ähnlichkeiten lieber als Verschiedenheiten, bleiben leichter bei dem, was wir gerade schon gemacht-gedacht-geföhlt haben. Das Gehirn tut das, weil es ein vernünftiger Apparat ist, der gern Energie spart und unnötige Mühen scheut; schließlich hat es genug zu tun, uns die ganze Zeit unser sogenanntes ‚Selbstbewusstsein‘ als freie Menschen und selbständige Agenten vorzuspiegeln! Im Hintergrund aber, oder besser: im Untergrund, in den tiefsten Schächten des Gehirns, wird ernsthaft gearbeitet. Keine Schätze, oh nein, Kohle, für den Tagesbetrieb. Das Bewusstsein erfreut sich derweil am Narrengold.

Aber ab und zu denkt man doch, meist eher aus Versehen, etwas Neues. Oder man spürt es erst, man hat das diffuse Bedürfnis, in eine neue Richtung zu denken, dahin, wo noch keine Schächte vorgebahnt sind; aber dann spürt man sogleich nach dem Bedürfnis den Widerstand, er ist wahrscheinlich das *negative priming*, das gibt es nämlich auch in dieser Welt der auf der Oberfläche sich bekämpfenden Dinge und Worte. Das geahnte Neue fühlt sich ein wenig gefährlich an, schließlich weiß man nicht, wo man hinkommen wird auf diesem neuen Weg; es drohen Folgen, Konsequenzen, womöglich Umgestaltungen im ganzen Schachtsystem, man könnte neue Sicherungssysteme brauchen, mehr Geduld, einen langen Atem, größere Schaufeln? Vielleicht aber, und das hofft man heimlich, ist es doch einfach nur eine Abkürzung; die Wand ist gar nicht so dick, und wenn man sie durchbrochen hat, sieht man, dass sich auf einmal Dinge auf kürzestem Wege verbinden lassen, die man noch nie im Zusammenhang gesehen hat, weil kein Weg zwischen ihnen vorgebahnt war. Aber man ahnte die Verbindung, schon immer.

Und so hofft man, dass das Gehirn irgendwann ein ausgebautes Stollensystem wird, es ist viel Arbeit dazu nötig, es gibt Nacht- und Tagschichten, und man kann sich nicht immer aussuchen, wozu man eingeteilt wird. In seine tiefsten Gründe wird man nie vorstoßen, und das soll man auch nicht, dort gibt es schlagende Wetter

und zu wenig Sauerstoff und man kommt dem glühenden Inneren der Erde zu nahe (das Bewusstsein aber ist ein hysterischer Papagei, es wittert Gasausbrüche und fällt leicht von der Stange). Aber dazwischen, zwischen dem Licht der Oberfläche, das sich auf den Dingen fängt, und dem glühenden Inneren der Erde, kann man ganze Paläste aus Gängen errichten. Natürlich sind einige von ihnen leichter zugänglich als andere, und es ist wohltuend und beruhigend, einen breiten, gut gesicherten und beleuchteten Hauptgang zu gehen, den man schon oft beschritten hat. Aber interessanter sind die Seitenwege. Oft führen sie in Sackgassen; aber manchmal sind Sackgassen eine recht heimelige Angelegenheit, kein Durchgangsverkehr und ein Ende ist abzusehen. Andere führen zu großen Hallen, mit uralten Stalaktiten und Stalagmiten; es tut nicht gut, an ihnen zu rütteln, dann brechen sie ab und man steht da, ohne Geschichte, unverwachsen. Gelegentlich begegnet man auch fantastischen Wesen, Traumgespenstern, die das Bergwerk nachts unsicher machen; sie kennen noch die geheimsten Verbindungen und können sowieso durch Wände gehen.

Und irgendwo gibt es sicherlich Goldadern. Aber meist sind es doch nur Quarzgänge, ‚taube Gänge‘, wie man im Bergwerksjargon sagt; und es bedarf großer Geduld die wenigen zu finden, die tatsächlich Einsprengsel von gediegenem Gold haben. Vielleicht soll man sie auch gar nicht finden. Gold hat noch nie gutgetan, und noch jeder Philosoph, der nach den Goldkörnern der einzig wahren Wahrheit suchte, ist als Alchimist geendet und hat sich am Stein der Weisen verschluckt, heraus kamen aber nur die Kröten der Metaphysik. Bergkristalle hingegen sind transparent, farblos; sie können jedoch die unterschiedlichsten Farben annehmen, durch Einschluss farbiger Materialien oder durch Strahlung. Und das ist ein Bild, mit dem mein Bewusstsein und mein Gehirn ohne jeden Widerstand übereinstimmen können.

BESCHREIBUNGSSPRACHEN

Männliche Philosophen haben häufig eine Obsession, und sie heißt: ‚Bewusstsein‘, in fortgeschrittenem metaphysischem Befall auch ‚Selbstbewusstsein‘. Immerzu wollen sie verstehen, was das ist, weil es etwas so Besonderes ist, etwas, was nur der Mensch habe, etwas, das mit seiner Geistigkeit angeblich zusammenhängt, weil es nämlich – hier läuft das Argument meist unauffällig in einem kleinen Zirkelschlag zurück zum Ausgang – der Geist ist, der den Menschen besonders macht, und ohne das Selbstbewusstsein könnte sich der Mensch nie in den Spiegel sehen (‚Reflexion‘ auf bewusstseinsphilosophisch) und würde nie erkennen, dass er dieses ganz besondere Phänomen namens ‚Selbstbewusstsein‘ hat. Ich war schon immer geneigt, das eher für eine Art von philosophischem Narzissmus zu halten, wenn sie sich schon nicht aus Eitelkeit vor dem Spiegel drehen und wenden können, drehen männliche Philosophen halt gern den Inhalt ihres Kopfes vor einem inneren Spiegel hin und her und finden die wunderbarsten Dinge dort, je nach Begriffs- und Denkmode: *Die Subjektivität! Den Geist! Das Absolute! Die Vernunft! Die Freiheit!* Keine Ahnung, wie sich die Freiheit im Spiegel zeigt, man würde meinen, ein Spiegel sei die Inkarnation von Abhängigkeit, immer zeigt er nur das, was man hineinspiegelt, und sobald man ihm einen weiteren Spiegel gegenüberstellt, geht es ins Unendliche – ach ja: Das *Unendliche* natürlich auch! Das alles sind, Schande über mich, Dinge, die mich nicht nur nicht interessieren, sondern ein großes hohles Loch in meinem sehr weiblichen Kopf erzeugen, automatisch und sofort, wo gerade noch Gedanken über lebendige einzelne Dinge waren: *Geschichten! Erfahrung! Erlebnisse!* Und dann versuchen sie, die Bewusstseinsphilosophen, mit groben leeren Worten die Reflexion einzufangen. Zu sprechen von dem, was doch selbst nicht sprachlich ist. Mit unserer Wortsprache, mehr gemacht, um Missverständnisse zu potenzieren (*ein Spiegel ist kein Spiegel ist kein Spiegel*) denn um Verständnis zu befördern (was ist ein Spiegel eigentlich, es gibt doch so viele Spiegel, zum Beispiel gut und schlecht gemachte?).

Dafür jedoch, so möchte ich dann sagen, sind Beschreibungssprachen erfunden worden, und sie funktionieren – aber das ist

nur ein Verdacht – umso besser, je weiter sie sich von dem Phänomen entfernt haben, das man verstehen will. Also, um das eindeutige und erfolgreichste Beispiel zu bemühen, Mathematik: Was war das nicht für ein großes erstauntes Aufatmen, als die ersten Wissenschaftler erkannten, dass das, was schon Jahrhunderte lang in Formeln beschrieben wurde, tatsächlich ein Äquivalent in der Natur hatte! Mathematik war, so zeigte Newton erstmals und mit sensationellem Erfolg, eine Beschreibungssprache für Natur, und man konnte ihre Kräfte und ihre Gesetze jetzt lesen. Wer die Formel zur Berechnung von Geschwindigkeiten verstanden hatte, hatte Geschwindigkeit verstanden; nicht das Wort, sondern das Phänomen. Aber, so wenden nun die neidischen Philosophen und sonstige Schöngelster ein: Aber man hat ja Geschwindigkeit gar nicht verstanden! Die Formel ignoriert ja vollständig das besondere menschliche Erleben von Geschwindigkeit, den Rausch, den sie auslösen kann, die Allmachtsgefühle, das besondere des – nun ja, Bewegenseins in Raum und Zeit! Hat ja auch keiner behauptet. Dafür nämlich gibt es Dichtung, oder, wem das zu groß ist: Literatur (Dichtung im strengen Sinn funktioniert aber, weil, siehe oben, je weiter entfernt vom Phänomen, besser!) Dichtung nämlich kann, durch Sprache, einen Eindruck erzeugen, ein Erlebnis initiieren, das dem von Geschwindigkeit gleicht (man stelle sich eine Reihe von Verben oder Adjektiven vor, gedrängt aneinandergereiht, in einem sehr dynamischen Versmaß). Musik kann das wahrscheinlich noch besser: durch Töne, in einem bestimmten Abstand, mit einem bestimmten Rhythmus (weshalb sie ja auch eher mit der Mathematik verwandt ist als mit der Philosophie oder der Dichtkunst). Natürlich kann man sich auch auf ein Pferd setzen, in ein Auto, ein Flugzeug, was immer: Und schon wird man Geschwindigkeit erleben – aber, wenn man kein Dichter ist, kein Musiker oder kein Mathematiker, wird man anschließend das Erlebnis nicht mitteilen können. Schon gar nicht durch Denken und abstrakte Sätze. Denken, die Disziplin der vermeintlich reinen Begriffe mit ihren logischen Definitionen und Abfolgen – ach, wie blutleer, wie langweilig, wie missverständlich. Noch niemals hat sich in einem Spiegel etwas gezeigt, was neu wäre oder aufregend. Reflexion reflektiert immer nur ihr eigenes Ungenügen. Eine

ordentliche Beschreibungssprache hingegen – erzeugt zumindest ein paralleles Erleben.



DAS KLEINE WÖRTCHEN „MITHIN“, ODER: PHILOSOPHY IN A NUTSHELL

I. Philosophische Vorträge. Eine Charakter-Galerie

Die Geschichte beginnt mit einer Abschweifung. Ich war also mal wieder auf einer wissenschaftlichen Tagung, ungefähr der hundertsten meines langen und mäßig erfolgreichen beruflichen Lebens, und umgeben von alten Bekannten. Man weiß deshalb schon vorher ungefähr, *cum grano salis*, nicht nur was gesagt werden wird, sondern von wem, in welcher Reihenfolge, mit welchen Argumenten und welchen Gegenargumenten in der Diskussion. Deshalb mache ich bei solchen Gelegenheiten, zumal wenn die Stimmung irgendwie entspannt und die Atmosphäre etwas assoziationsbeflügelnd ist, gern einen Ausflug auf die Meta-Ebene, wo es luftig zugeht und lustig und die Ideen freier fliegen dürfen als unten in der Kampfarena des wissenschaftlichen Diskurses. Diesmal also beschloss ich relativ früh, eine Art Typologie wissenschaftlicher Vorträge zu entwickeln, eine kleine Charakter-Galerie, wie sie auch häufig in alten wissenschaftlichen Bibliotheken bei den Pfeilerfiguren anzutreffen ist. Hier ist sie!

Als erstes tritt auf: der *Staubige*. Er trägt innere Ärmelschoner, und er sagt: *Ich war in Archiven, ich habe tief in staubigen Manuskripten gewühlt. Ich kann gar nicht sagen, was ich alles gefunden habe, aber – vielleicht sage ich es doch, wenn ihr fragt? Oder auch, wenn ihr mich nicht fragt? Ach, egal, es ist doch alles so interessant!* Ist es auch. In der ersten halben Stunde. Danach –

Ihm folgt: der *Verhaspler*. Er ist der Meister des vielfach variierten, aber treu und periodisch nach einem noch zu findenden physikalischen Gesetz auftauchenden „Äh“. *Die Vorrede, äh, ist länger als der Inhalt. Und kaum komm ich in Schwung, äh, da ist es schon vorbei!* Man muss sich zusammenreißen, damit man seine Frage nicht mit „Äh“ beginnt. Es liegt so nahe.

Dann kommt die *Autorität*. Sie sagt: *Ich kenne mich wirklich gut aus, aber ich habe keine Zeit gehabt mich vorzubereiten. Aber ich kann ja einfach erzählen, was im Text steht, den ich im Flugzeug gelesen habe, zum Glück war der Flug etwas länger. Und ansonsten kenne ich mich*

wirklich gut aus! Zum Glück ist es wirklich immer ein Gewinn jemanden zuzuhören, der sich gut auskennt, auch wenn er aus Versehen manchmal zum falschen Thema spricht. Man kommt halt viel herum in Flugzeugen.

Danach, des Kontrastes halber: der *Eifrige*: *Ich bin ein fleißiger Doktorand und versuche alles richtig zu machen. Aber für mich ist alles Wissen neu, und es begeistert mich tatsächlich! Ihr müsst aber nicht zuhören.* Tatsächlich kann man von ihm etwas lernen, wenn man ihm zuhört; frische Augen sehen zumindest anders, und Eifer hat noch niemand geschadet, wenn er sich denn auf Sachen richtet und nicht nur auf die eigene Karriere. Wir alle waren einmal diese Doktorandin.

Anstrengend hingegen ist der *Missionar*, ein Überzeugungsredner: *Ich klopfe die Argumente mit einem großen Hammer ein. Ich unterstelle gern Allgemeines. Ich gerate gern ins Mündliche. Hört ihr mir noch zu, ihr da draußen?* Wir würden ja gern, aber es ist so anstrengend. Große Worte machen irgendwie so müde. Ist nicht bald Kaffeepause?

Nach der Kaffeepause kommt der *Frustrierte*: *Ich habe es nicht geschafft mit der Karriere, und das nagt an mir. Aber es gibt mir wenigstens Zeit um ordentliche Vorträge zu machen und sie ordentlich vorzutragen. Das mache ich nämlich schon ziemlich lang, auch wenn sonst keiner zuhört.* Er ist ein guter Bekannter von mir. Man könnte auch sagen: Sie ist mein anderes Ich. Wir machen Vorträge, die so professionell und geschlossen in der Argumentation sind, dass sie keinerlei Diskussion erzeugen. Nein, ich korrigiere. Wir sind so professionell, dass wir die Lücken für die Fragen mit einplanen.

Für Erfrischung sorgt anschließend das *Küken*: *Ihr habt mir eine Chance gegeben. Sie war zu groß für mich. Aber ihr werdet mich schützen!* Natürlich schützen wir das Küken. Es war sowieso nur dazu da um behaupten zu können, man würde den Nachwuchs fördern. Weibliche Küken haben es übrigens besser als männliche.

Die Galerie wäre sicherlich fortzusetzen, auch wenn sie nur für *insider* interessant sein mag. Aber auf einmal kam ein anderes Steckenpferd vorbeigesprungen. Mir fiel nämlich auf, dass ich bei einigen dieser Vorträge ein Wort gehört hatte, das im Alltagsleben gar nicht so oft fällt: Es ist das kleine Wörtchen *,mithin'*. *„Mithin'*,

so dachte ich spontan, ist das Philosophenwort schlechthin (*schlecht-hin*? nein, nicht so philosophisch). *Mithin*, so fiel es mir ein, kann man alles Mögliche unterschieben: Etwas ist a, mithin auch b, nur *mit etwas anderen Worten* (eine Floskel, die ich sowieso auf der Abschlusliste habe: *Mit anderen Worten* sagt man natürlich immer etwas graduell Anderes, man tut aber so, als sei es das Gleiche, nur in einfach). Ach, wenn es so einfach wäre, komplizierte Dinge einfacher zu sagen! Aber dann musste ich doch wieder ein wenig den Vorträgen zuhören, und ich parkte den *mithin*-Verdacht vorerst in meinem inneren Ideen-Parkhaus, auf einem der prominenteren Decks, für künftige Recherchen. Und damit von der Abschweifung zum Text, mithin – nein, gar nicht mithin.

II. *Mithin* woher? Eine Wortgeschichte

Dort suchte ich es dann, die Tagung lag schon einige Wochen zurück, wieder auf und begann meine Recherchen. Wort-Geschichte zuerst, man kann so unendlich viel lernen, wenn man nachschaut, wie Wörter geboren werden (Indigene? Einwanderer? Kunststücke oder Naturlaute?), wie sie wachsen und an Verbreitung gewinnen, und wie sie dabei gelegentlich, hast-du-nicht-gesehen, sogar die Bedeutung vollständig wechseln können! Wörter, vor allem: Begriffe, sind nämlich Chamäleons, sie passen sich ihrem ideengeschichtlichen Hintergrund flugs an. *Mithin* also: War ursprünglich ein Wort aus der Kanzleisprache. Nun weiß auch keiner mehr, was Kanzleisprache war; ein vages Abbild gibt noch das Bürokrattendeutsch, wie man es in amtlichen Verordnungen antrifft, aber es ist eher ein ziemlich hässlicher Bastard. Nein, eine ordentliche Kanzleisprache war das Deutsch, das man in den höchsten herrschaftlichen kaiserlichen Kanzleien des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation geschrieben hat. Es war eine standardisierte Herrschaftssprache, gebildet um der Präzision des Lateinischen im ungelenkten Deutsch irgendwie hinterherzukommen.

Die deutsche Sprache ist in den kaiserlichen Kanzleien, geleitet von den gebildetsten und einflussreichsten Beamten ihrer Zeit, in eine harte Schule gegangen. Sie wurde dabei von einem Mischmasch aus nuschelnden Dialekten fern einer einheitlichen Schriftsprache zu dem Sprachkörper diszipliniert, auf den Martin Luther

dann seine deutsche Bibelübersetzung aufsetzen konnte. Kanzlei-deutsch ist nicht – schön, wohlklingend, leichtverständlich (es ist ungefähr das Gegenteil von ‚Einfacher Sprache‘); nein, aber es hat eine Menge Wörter, die subtile Beziehungen ausdrücken, vor allem einen ganzen Karren von zwischenzeitlich ausgestorbenen Präpositionen: ‚jedemnoch‘, ‚allhier‘, ‚sintemal‘, ‚wasgestalt‘, ‚darob‘, ‚klärlich‘, ‚sogetan‘, ‚unangendenk‘ – und mitten darunter auch: das kleine Wörtchen ‚mithin‘. Es bedeutete zunächst in etwa ‚gleichzeitig‘: Etwas passierte zeitlich *mit* etwas Anderem. Von der Gleichzeitigkeit mutierte es dann, in einem noch kleinen Sprung, zur Bezeichnung eines zeitlichen Nacheinanders: Etwas passiert auf etwas Anderes *hin*. Und dann kam der große Sprung, und für *insider* ist es ziemlich lustig, dass das *Deutsche Wörterbuch* der Brüder Grimm, dem sich das hier präsentierte Wissen verdankt, diesen großen Sprung ausgerechnet dem großen Philosophen und Mathematiker Leibniz zuschreibt: nämlich *hin* von einer zeitlichen Folge zu einer kausalen. ‚*Mithin*‘ war nun: Etwas passiert, *weil* etwas anderes vorher passiert war (ist alle Kausalität nicht nur Zeitfolge, Koinzidenz, würde etwas später der große Skeptiker Hume fragen? *Mithin* eine Aufeinanderfolge in der Zeit von einer in der Verursachung sowieso nicht zu unterscheiden? Aber die englische Sprache hat kein ‚*mithin*‘; ‚*therefore*‘ ist nur ein blasser Ersatz).

III. Die Meister des ‚*Mithin*‘

Das zweite Experiment, das ich gern mit Wörtern machen, wenn ich mit ihrer Genealogie fertig bin, ist statistischer Art. Zu den Segnungen der Digitalisierung aller Arten von Texten gehört die Möglichkeit zur Volltextsuche in umfangreichen Textkorpora; man kann also beispielsweise in einem repräsentativen Korpus westlicher Philosophie von der Antike bis hin zu den Grenzen des neueren Urheberrechts suchen lassen, wie oft und bei wem ein Wort vorkommt. Das Ergebnis der ‚*Mithin*‘-Recherche war eindeutig und bei näherem Nachdenken noch nicht einmal überraschend: Immanuel Kant ist der unbestrittene Meister des ‚*Mithin*‘! (das mag aber auch mit der reinen Textmenge seiner Schriften in diesem Korpus zusammenhängen); Fichte ist ihm nicht besonders dicht auf den Fersen, und Schopenhauer nimmt einen eher schwachen

dritten Platz ein. Nun könnte ich jede Menge typischer schwerverständlicher Kant-Sätze zitieren, die in ihrem Bemühen um vollständige sprachliche Präzision und ihrer daraus resultierenden Verknottungsdichte gleich mehrere ‚*mithins*‘ aufweisen; ich lasse es aber bei einem einfacheren Beispiel. In der *Kritik der reinen Vernunft* heißt es, der Kontext ist relativ unwichtig angesichts der Allgemeinheit der Aussage, die „*Beförderung einer gründlichen Metaphysik als Wissenschaft*“ müsse notwendig („*unnachlässlich*“) „*dogmatisch und nach der strengsten Forderung systematisch, mithin schulgerecht (nicht populär) ausführt werden*“. Rekonstruieren wir: Wenn eine Wissenschaft systematisch verfährt, ist sie (gleichzeitig? oder analytisch, also in ihren Gründen zusammenhängend?) zum ersten schulgerecht und zum zweiten nicht populär. Wäre dann also – wenn man nun einen kausalen Zusammenhang annimmt – ein systematisches Vorgehen in jedem Fall ein Merkmal einer ‚Schule‘ – mithin jegliche Philosophie außerhalb der ‚Schule‘ notwendig nicht-systematisch? (*Schopenhauer begs to differ*)? Und wäre, zum zweiten, mithin jegliche systematische Wissenschaft nicht populär, oder nur jede schulgerechte? Einiges spricht für diesen leichthin konstruierten Globalzusammenhang, das muss man zugestehen, und Systeme sind ebenso selten Muster an Verständlichkeit wie Akademien. Begründet jedoch wird dies alles nicht, sondern eher suggeriert. System = Schule = strenge Wissenschaft; Nicht-System = Popularität = nun ja, *soft science*, sozusagen. Mithin für Dilettanten, Schulschwänzer, Frauen, die bekanntlich nicht systematisch denken können. Ach, das unschuldige Wörtchen ‚*mithin*‘ ...

Heinrich von Kleist, wie Kant ein großer Anhänger von sprachlicher Präzision und ein Meister in der seltenen Kunst der semantischen aufgeladenen Syntax, war ebenfalls ein Meister des ‚*Mithin*‘. Ein Beispiel möge genügen, das die gefährliche Verführungskraft des verheimlichten In-Ein-Setzens besonders schön illustriert. In seinem *Katechismus der Deutschen* (Kleist war nicht wenig nationalistisch, was seine Anhänger gern verschweigen, es ließe sich zu leicht ein kleines ‚*mithin*‘ anhängen) lässt Kleist einen Vater und einen Sohn darüber sprechen, wer das Recht habe, ein Reich, das zertrümmert wurde, wiederherzustellen. Und der Sohn antwortet, ordentlich katechismusmäßig: „*Jedweder, dem Gott zwei*

Dinge gegeben hat: den guten Willen dazu und die Macht, es zu vollbringen“. Der Vater fragt, rhetorisch natürlich, nach einem Beweis dafür (katechetische Weisheiten müssen aber eigentlich nicht bewiesen, sondern nur auswendig gelernt werden); der Sohn bittet darum, ihm den Beweis zu erlassen, der Vater bietet an, ihn zu substituieren, der Sohn erlässt es ihm – warum? „*Weil es sich von selbst versteht*“, so der altkluge Sohn; ein Evidenzbeweis also. Woran der Vater anschließt, und jetzt kommt es: „*Wer nun ist es in Deutschland, der die Macht und den guten Willen und mithin auch das Recht hat, das Vaterland wiederherzustellen?*“ Der Kaiser natürlich, springt der Sohn bei, richtige Antwort und Volltreffer offenbar. Also jeder, der in einer Rechtsfrage die Macht und einen guten Willen hat, hat auch das faktische Recht auf seiner Seite? Das eröffnet tatsächlich eine Menge neuer Horizonte. Ein echter Aufklärer immerhin, also einer dieser verrufenen Vernunft-Langeweiler, der als Benimmlehrer verkannte Populärphilosoph (mithin kein systematischer Schulphilosoph) und Satiriker Adolph Freiherr von Knigge nämlich, hatte da die Tücken dieser fatalen Beinahe-Logik schon besser erkannt: „*Er war auf Universitäten gewesen, mithin ein Gelehrter*“, so schreibt er in seiner *Reise nach Braunschweig*, und wer die Ironie nicht erkennt, mithin jeden für einen Gelehrten hält, der eine Universität besucht hat, lebt entweder auf dem Mond oder hat es nicht besser verdient.

Sogar Schiller schafft es, eine etwas vertrackte Ironie in einer boshaften Xenie zu konzentrieren: „*Cogito, ergo sum. Ich denke, und mithin so bin ich, / Ist das eine nur wahr, ist es das andre gewiß*“. Das ist ziemlich verzwickt und, wenn man es erst verstanden hat, ziemlich lustig: Schiller geht also von einer philosophischen Allerweltsweisheit von Descartes aus, der in einem Selbstexperiment versuchte, an allem zu zweifeln, aber dann darauf kam, er könnte nicht an seinem eigenen zweifelnden, mithin: denkenden Ich, zweifeln – deshalb beweise allein dieser eine Denkkakt die eigene Existenz jenseits allen Zweifels. Dagegen kann man einige logische Petitessen vorbringen, aber Schillers Argument ist viel interessanter. Denn nachdem im ersten Vers „Denken“ und „Sein“ à la Descartes auseinander abgeleitet wurden, wird im zweiten Vers dem einen (also dem Denken) „Wahrheit“ zugeschrieben; und

wenn diese Aussage „ich denke“ wahr ist, dann ist das zweite daraus folgende „ich bin“ – „gewiß“, also jenseits des methodischen Zweifels. Allerdings überliest man leicht, dass Schiller diese Aussage in Form eines logischen „Wenn-dann“-Schlusses formuliert, der auf einer Voraussetzung beruht: „Ist das eine nur wahr“. Und wenn es nicht ist? Wenn der Betreffende gar nicht denkt? Dann fällt auch der Schluss selbst in sich zusammen. Wer nicht denkt, dessen Existenz ist – nun ja, ungewiss? Und was genau ist hier eigentlich mit „Denken“ gemeint, richtiges Denken, wahres Denken oder nur diffuses Hin- und Herschieben von Meinungskulissen in einem ansonsten mit sehr viel anderen Dingen gefüllten Kopfe?

An dieser Stelle gibt uns Schiller einen Hinweis, wir haben ihn anfangs überlesen: „*Einer aus dem Haufen*“, lautet die Überschrift der Xenie, und das ist nicht nett gemeint. Wir haben es also nicht mit dem anerkannten Meisterdenker Descartes zu tun, bei dem wir sicher davon ausgehen können, dass er wahrlich denken konnte. Nein, wir haben es mit „einem aus den Haufen“ zu tun, also: einem nicht besonders selbständigen, gern den mehrheitsfähigen Meinungen anderer Leute hinterhertrottenden Gelegenheitsdenker, dessen selbständiges Sein in diesem logischen Argument durch sein nicht-selbständiges Denken doch sehr bedroht erscheint. Mithin – fällt das Descartes'sche *cogito*? Nun, da wird wohl jede einmal selbst darüber nachdenken müssen. Selbst! (dass Schiller im Übrigen auch das erschlichene ‚*mithin*‘ beherrscht, zeigt eine Stelle aus seinen ästhetischen Schriften: „*Will aber der Künstler die Freiheit retten, so kann er es nur dadurch bewerkstelligen, dass er auf Bestimmtheit, mithin auf wahre Schönheit Verzicht tut*“ – und schon sind wir im schönsten Paradox: künstlerische Freiheit zeigt sich nur um den Preis von ästhetischer Unbestimmtheit; wahre Schönheit hingegen äußert sich in Bestimmtheit, aber dann ist wohl die Freiheit dahin! Wie man da herauskommt? Quantentheorie oder Selbstdenken!)

IV. Das ‚*Mithin*‘ als Vehikel des Erschleichens: eine schließende Abschweifung

An dieser Stelle fiel mir auf, dass das ‚*mithin*‘ in direkter Linie zu einer anderen unterschätzten Philosophie-Vokabel führt, dem oben schon verdeckt eingeführten ‚*erschleichen*‘ nämlich (zum

‚verhaftet‘, einem anderen Kumpel dieser etwas zweifelhaften Gesellschaft, dann demnächst, es ist schon lange in einem tieferen Stockwerk des Ideen-Parkhauses abgestellt). Dass etwas erschlichen wird, passiert im normalen Leben eigentlich nur bei Erbschaften, gelegentlich vielleicht auch beim durchaus wertvollen und seltenen Gut des Vertrauens. Philosophen jedoch, diejenigen der logischen Zunft im engeren Sinne vor allem, kennen kaum einen schlimmeren Vorwurf als den des *‚Erschleichens‘*. *„Vernünftelnde Begriffe“* nennt Kant, ebenfalls in der *Kritik der reinen Vernunft*, solche, die nur *„durch einen Schein des Schließens erschlichen“* sind; im Gegensatz zu ordentlichen, sozusagen reinrassig vernünftigen objektiv gültigen Begriffen aus echten, kernhaften Schlüssen. Fichte hingegen argumentiert interessanterweise genau umgekehrt: *„Ich weiß, dass jede vorgebliche Wahrheit, die durch das bloße Denken herausgebracht, nicht auf den Glauben gegründet sein soll, sicherlich falsch und erschlichen ist“*. Mithin, mit anderen Worten, nein: auf den Punkt gebracht, meint Fichte: Wer nur logisch schließt, wer ausschließlich seinen Verstand übt, bringt es allenfalls zu einer *„Fertigkeit, ins unbedingt Leere hinaus zu grübeln und zu klügeln“*; Wahrheit jedoch finde man nur, wenn man von seinem *„unverrückt und redlich auf das Gute gerichteten“* Willen ausgehe. Was Nietzsche dann darüber lästert, ist natürlich höhere Frechheit, aber dem dialektischen Charakter des Erschleichens durchaus gewachsen: *„ich gedenke dabei des alten Kant, der, zur Strafe dafür, dass er ‚das Ding an sich‘ – auch eine sehr lächerliche Sache! – sich erschlichen hatte, vom ‚kategorischen Imperativ‘ beschlichen wurde und mit ihm im Herzen sich wieder zu ‚Gott‘, ‚Seele‘, ‚Freiheit‘ und ‚Unsterblichkeit‘ zurückverirrte, einem Fuchse gleich, der sich in seinen Käfig zurückverirrt“*. Es gibt eine poetische Gerechtigkeit in der Philosophie, und begriffliche Er(b)schleicherei wird mit lebenslanger Verdammung zur Moralität (mithin: dem Primat der praktischen Philosophie) bestraft!

HIGHLY SENSITIVE PERSONS, CLUSTERS UND DER UNTERSCHIED ZWISCHEN EINER HSP- UND EINER HUI-PHILOSOPHIE

Es war nicht bei der gleichen Tagung, sondern bei einer anderen gut zwei Wochen später. Die Referentin war vom Typ *eifrige Doktorandin*, sehr jung, sehr hübsch, sehr engagiert und noch ein wenig mutig wenigstens. So sprach sie im Zusammenhang mit einem der eher entlegenen Romane des 18. Jahrhunderts über einen Persönlichkeitstypus, den die Psychologie seit einiger Zeit entwickelt habe, er nenne sich HSP, *highly sensitive persons*, und er entspreche auf eine geradezu frappierende Art einer Figur, die in diesem Roman geschildert werde. In der Diskussion gab es natürlich die zu erwartenden herablassenden Einlassungen der anwesenden Philosophiehistoriker, sie wolle sich doch wohl nicht – man hörte förmlich mitschwingen „*in ihrer jugendlichen Naivität*“ – auf die doch sehr zweifelhaften Untersuchungsergebnisse sogenannter ‚Neurowissenschaftler‘ beziehen, wo doch – jaja, das übliche Ressentiment halt. Man muss die armen Philosophen verstehen, seit zweitausend Jahren rätseln sie am Menschen herum, entwickeln die schönsten Theorien, und nie, niemals ist eine von ihnen auch nur bewiesen worden – was ja nur daran liegen kann, dass man in einer hochfliegenden Wissenschaft wie der Philosophie eben keine Beweise braucht! Nein, Beweise, handfeste Dinge, Zahlen, Statistiken, Graphiken, das brauchen nur minderwertige Wissenschaften, mithin: solche mit ‚Neuro‘! Die junge Dame aber blieb erfreulich unbeeindruckt und wies sehr korrekt argumentierend darauf hin, sie haben daraus weder einen Erklärungsanspruch noch eine ja offensichtlich nicht gegebene historische Kontextualisierung ableiten wollen; es sei ihr einfach als ein gutes und anschauliches Modell zur Beschreibung eines bestimmten Persönlichkeitstypus erschienen, für den man sonst keinen Namen habe. Die Philosophen blieben danach still, dafür reicht ihre Klugheit gerade noch (ich werde demnächst daran arbeiten, ein Persönlichkeitsprofil für diese Art Akademiker und ihren geradezu metaphysischen Dünkel zu erstellen und ein pfiffiges Akronym dazu erfinden, vielleicht HUI,

also eine Kombination aus Hochmut, Unbelehrbarkeit und Ignoranz?).

Ich hingegen fühlte mich persönlich von der Konstellation der HSP, und das mag meine obige HUI-Polemik auch erklären, geradezu magisch und vor allem: persönlich angezogen. Nun weiß ich als zertifizierte Hypochondrin, dass Exemplare dieses Typus sehr dazu neigen, jegliches geschildertes Syndrom sofort bei sich zu entdecken; zumal wenn es sich um ein so charmantes und irgendwie schmeichelhaftes wie das der HSP handelt! Denn die *highly sensitive person*, so ihre Erfinderin, die amerikanische Psychologin Elaine Aron, kodiert unter diesem Akronym vier Eigenschaften. D steht für „*depth of processing*“, also eine hohe Verarbeitungsintensität bei allen äußeren Eindrücken – ich bin von Natur aus eine relativ gute Beobachterin, ich nehme Dinge schnell wahr und sehe Zusammenhänge, wo andere Zufall oder Chaos sehen. Das ist eine gute Sache, wenn man zum Beispiel schreibt, oder Texte deutet, oder andere Dinge tut, die sich vage als ‚hermeneutisch‘, also als intensivierete Verstehensprozesse beschreiben lassen. Aber dazu kommt O für „*easily overstimulated*“ – und ja, dachte ich, in mir vibriert häufig alles, und die Wellen jeder beliebigen physischen (lange Autofahrten!) oder psychischen (lange Tagungen!) Aufregung hallen lange nach. Auch das ist, so kann ich bestätigen und so sieht es auch Elaine Aron, Segen und Fluch zugleich und wahrscheinlich verbunden mit manisch-depressiven Erlebnismustern. E für „*empathy*“ ist das Dritte: ein Mitfühlen, das ich immer als ein gar nicht gefühliges-Mitfühlen zu beschreiben versuche; Empathie ist, dass man einfach weiß, was in einem anderen Menschen gerade vorgeht, ohne es zu wollen oder es darauf angelegt zu haben; man weiß es einfach. Man sitzt in der Stuttgarter S-Bahn, sieht sich um und möchte die Augen sofort verschließen vor all dem gesammelten Elend, das man schnell gesehen, tief verarbeitet und empathisch verstanden hat (das gefühliges Substrat dieses Erlebens ist übrigens dann nicht so sehr Mitleid, das ja immer etwas von Selbstmitleid hat, sondern eher Trauer, Bedrücktheit).

S schließlich steht für „*sensitive für subtleties*“ – was sich ein wenig tautologisch aus dem Rest ergibt: Wer leicht beeindruckbar ist, viel sieht, schnell Zusammenhänge herstellt, sie tief lang

nachschwingend verarbeitet, der registriert auch die sonst übersehenen Kleinigkeiten, ahnt die Details mehr, als er sie erkennen muss und sieht im Kleinen immer das Große mit (und umgekehrt natürlich auch). Mein Leben lang habe ich für die übersehenen Kleinigkeiten gekämpft, meine *Minutiae*. Ganze schreibende Feldzüge habe ich geführt für isolierte Kleingedanken, Hypothesen mit beschränktem Wirkungskreis; für kleine Augentröster, für das einzelne gute Wort, für den Gartenzwerg und den Aphorismus. Bisher dachte ich, das sei eben meine persönliche Kompensation dafür, dass ich mich – mehr oder weniger freiwillig, na gut: vielleicht doch weniger? – für das kleine Leben entschieden hatte, für das Meiden der großen Aufregungen, großer Projekte, großer Ansprüche; und diese Entscheidung dann schön akademisch zurechtgeredet habe durch die Plädoyers für die ‚goldene Mitte‘ und ihre heilsamen Lehren. Aber vielleicht war es ja doch nur – nein, nicht nur, aber auch – Physiologie und Genetik? Denn das alles, so schreibt Elaine Aron, sei nicht nur psychologischer Hokusfokus, geboren aus der Lust, ein Selbsthilfebuch zu schreiben und *coachings* zu vermarkten; nein, dieser Persönlichkeitstypus sei in vielen genetischen und neurologischen Studien inzwischen empirisch feststellbar – naja, bewiesen ist wieder ein zu großes Wort, aber sagen wir: erhärtet worden. Früher, so Aron, hätte man das halt Schüchternheit genannt oder introvertiertes Wesen, empfindlich ist das Kind halt!

Bin ich also eine hört sich nach äußerst peinlichem Selbstlob an, aber das ist es gar nicht, weil: Ich kann dieser Theorie zufolge gar nicht viel dafür. Es ist Natur, Charakter, Temperament, so wie es frühere Zeiten genannt hatten, die noch keine klinischen Akronyme hatten, aber eine geübte Menschenkenntnis und wenig Scheu vor Stereotypen, einfach, weil es sie gibt und weil sie die immer überwältigender werdende Komplexität der Welt aufs notwendigste reduzieren. Nennen wir es also eine Weile *HSP*, danach wird uns wieder etwas anderes einfallen, aber als Modell schien es mir spontan und scheint es mir immer noch relativ konsistent und vor allem produktiv. Wenn wir physische Korrelationen dazu finden in der Reaktion bestimmter Gehirnteile – meist in Form einer eher unerwarteten Zusammenarbeit verschiedener Bereiche, die

eigentlich getrennt etwas anderes machen – oder in Experimentalsituationen nachweisbarer Verhaltensmuster, umso besser. Ich habe, im Gegensatz zu HUI-Philosophen gar kein Problem mit Beweisen, noch nicht einmal mit schwachen; ich finde es geradezu physisch befriedigend, einen schönen Beweis nachzuvollziehen, er schwingt dann eine Zeitlang in mir nach, so ist das halt mit leicht überstimulierten Persönlichkeiten. Und wenn ich dann erst sehe, wieviel Verwandte er mitgebracht hat, neue Querverbindungen, neue Schlussmöglichkeiten, neue Hypothesen – ach, es ist die reine Freude!

Besonders aber freue ich mich, mit meinem philosophischen Seelenteil (das ist so ein großes Wort, aber es meint einfach nur: empfundene Freude am Denken, nehmen wir es einmal so), wenn ich einen neuen Begriff gefunden habe, der eine andere Art des Denkens ermöglicht. Denn das Konzept der HSP, so dachte ich an dieser Stelle, ist eigentlich auch das, was die Medizin ein ‚Syndrom‘ nennen – also ein nachweisbares, häufiges Zusammentreffen von Einzelsymptomen, die als Gruppe auftreten, ohne dass man bisher verstanden hat, wie und ob sie eigentlich ursächlich zusammenhängen. Oder man könnte es noch allgemeiner verstehen als das, was erstaunlich viele Disziplinen einen ‚cluster‘ nennen: eine Zusammenballung von Phänomenen in Gruppen, Klumpen, Trauben, die äußerlich durch ihre Ähnlichkeit zusammenhängen, deren inneren Zusammenhang man aber leider noch nicht verstanden hat. *Cluster*, so dachte ich in einem mittelgroßen Sprung, sind eigentlich genau das, was man braucht in der neuen, Nicht-HUI-Philosophie, die nicht mehr glaubt an ewige Wahrheiten, an eindeutige Begriffe, an einsinnige und lineare kausale Zusammenhänge; die lieber operieren möchte mit mehrdeutigen (aber nicht unbestimmten!) Begriffen, multikausalen und gelegentlich chaotischen Funktionen (oder noch lieber: Wechselwirkungen, in beide Richtungen) und skeptischen (aber nicht beliebigen) Hypothesen. Eine Philosophie der mittleren Größenordnung, sozusagen; eine Philosophie, die tief beobachtet, viel wahrnimmt, auch die Kleinigkeiten, und sich dabei nicht abtrennt von den Phänomenen (weil sie ein Teil davon ist). Man könnte vielleicht auch sagen: einer HSP-Philosophie (für die Spezialisten: einer emotional

angereicherten eklektizistischen Kreuzung aus Empirismus und Skeptizismus mit einer verdächtigen Nähe zur Literatur; oder so ähnlich)?

Cluster, um noch ein wenig bei diesem ‚weichen‘ Begriff zu bleiben, sind ein gutes Beispiel für eine solche Philosophie. In der Medizin meinen sie die Kombination einzelner Symptome zu Syndrom-Komplexen; in der Computertechnik Datengruppen mit ähnlichen Eigenschaften (und KIs sind ziemlich gut darin, die Gemeinsamkeit auch tatsächlich zu finden, im Gegensatz zu Menschen); im Städtebau die verdichtete Ansammlung bestimmter Bauungstypen; in der Genetik Gruppen von benachbarten Genen mit ähnlicher Funktion. Es gibt noch weitere Beispiele, aber sie alle teilen wesentliche Eigenschaften: Es handelt sich um wahrnehmbare Phänomene; sie weisen eine räumliche und/oder zeitliche Nähe auf; sie sind aber auch qualitativ, in der Erscheinungsform, ähnlich. Und, ganz wichtig: Man kann (noch) nicht analytisch sagen, worauf diese Nähe eigentlich beruht, wie es kommt, dass sich diese *Cluster* bilden, was die Quelle, der Grund, die einfache Ursache der Kopplung ist. Aber es gibt eine Abgrenzung von Dingen im *Cluster* zu Dingen außerhalb des *Clusters*; gelegentlich sind sie auch hierarchisch aufgebaut. Der Begriff bewegt sich dabei auf einer mittleren Ebene zwischen einem abstrakten Allgemeinbegriff und realen beschreibbaren Phänomenen; und schon seine Allgegenwärtigkeit in den unterschiedlichsten Disziplinen macht ihn zu einem guten Kandidaten für einen unterschätzten Allgemeinbegriff menschlichen Denkens und Vorstellens.

Schließlich hat er sogar nicht nur eine deskriptive, sondern auch eine produktive Variante, nämlich das ‚*clustering*‘, einer der *mind map* und dem *brainstorm* verwandte Kreativitätstechnik: assoziative, intuitive Verfahren, die davon ausgehen, dass neue Erkenntnis am besten entsteht, wenn man seinen Gedanken freien Lauf lässt und sie nicht durch Begriffe, Kategorien, Logiken, Vorgaben stört. Beim ‚*clustering*‘ wird zunächst in der Mitte (ja, in der Mitte!) eines freien Blatt Papiers, ein Wort oder eine Aussage notiert; dann werden um dieses Zentrum Assoziationen gruppiert, die jeweils mit der vorangehenden Assoziation durch einen Strich verbunden werden. Beginnt eine neue Assoziationskette, geht man

wieder vom *Cluster*-Kern aus. So entsteht allmählich ein Netzwerk – und ja, Netzwerk ist ganz sicher auch ein wichtiger Begriff in der HSP-Philosophie, wie ich sie vorläufig genannt habe (und Netzwerke sind natürlich das, was die Synapsen in unserem Gehirn bilden, auch wenn wir nicht einmal andeutungsweise verstanden haben, wie genau das funktioniert; auch hier gibt es also ein physisches Korrelat). *Cluster*, Netzwerke, Symptome, Assoziationen; Grade, Wahrscheinlichkeiten, Übergänge, Wechselwirkungen; das sind die *tools* im Werkzeugkasten der HSP-Philosophie. Die Definitionen können derweil spazieren gehen und sich mit dem Gesetz des Widerspruchs verbünden; der Syllogismus dreht die wunderbarsten Pirouetten, die vier Kausalitäten beißen sich selbst in den Schwanz und singen HUI dabei. Sie bilden auch keine *Cluster*, sondern ein System; was immer noch eine schöne Sache ist, aber: Man muss halt dran glauben (und über die Kleinigkeiten hinwegsehen).



SHIRI'S SCISSOR ODER: AN DEN WURZELN DER MORAL ZU SÄGEN

Auch diese Geschichte hat einen Rahmen, der miterzählt werden muss. Sie passierte nicht mir, sondern meinem Ehemann, und zwar auf einem geschäftlichen Interkontinentalflug von San Francisco nach Stuttgart in der *business class*. Der Flug hatte damit begonnen, dass ein Kollege meines Mannes, während er sich noch wohnlich auf den bekanntermaßen üppigen Sitznischen der *business class* einrichtete, sein *iPhone* fallen ließ, und es verschwand – nun, eine oberflächliche Suche konnte nicht lösen, wohin es verschwand; es schien, als sei es in eine Art Bermuda-Dreieck gefallen, die sich unter den *business classes* dieser Welt auftut, wann immer eine der vielen *electronical devises*, die Geschäftsleute auf den Kontrollbändern der Flughäfen dieser Welt in kleine grauen Kisten legen, fällt. Verschwunden, einfach verschwunden. Die Suche zog Kreise, die Umsitzenden halfen natürlich sowie eine zunehmend besorgte, energische Stewardess, die unmissverständlich klar machte, dass im Falle eines verschwundenen Smartphones kein Flugzeug dieser Welt jeweils abheben würde; wüsste man denn? – und der Satz musste nicht ausgesprochen werden, wussten wir doch alle. Hektisch und immer hektischer suchte man, bis sich schließlich das vermisste Teil tief in einem der Rückenpolster aufischen ließ, allgemeines Aufatmen und baldiges Abheben. Aber man war sich nähergekommen, irgendwie, menschlich. Und so fand sich mein Ehemann in einem längeren Gespräch mit seiner Sitznachbarin wieder, einer ziemlich jungen Frau aus der Elektronikbranche, die die interessantesten Geschichten aus eben dieser erzählte, irgendwie machte sie was mit Filmen und KI, genau kommt es nicht darauf an. Sie jedenfalls war es, die meinem Ehemann hoch ober dem Polarkreis von *Shiri's scissor* erzählte; einer Geschichte, die seit 2018 durch das große weite Internet geistert und die demonstriert, wie man eine bestimmte Art von *statements* erfindet – kontroverse Behauptungen nämlich, die die Menschheit nicht nur in genau zwei Hälften spaltet, sondern in zwei Hälften, von denen jeweils die eine die andere Hälfte für total bekloppt,

verbrecherisch uneinsichtig, nicht ganz zurechnungsfähig erklärt, und am Ende steht man sich mit Messern in den Händen und Hass im Gesicht gegenüber.

Nun ist viel geredet und geschrieben worden über sich die in unseren Wohlstandszonen zunehmend breit machende gesellschaftliche Spaltung, für die der Brexit, die Flüchtlingsfrage oder die Wahl von Donald Trump nur die bekanntesten Ursachen seien. Was mich aber eigentlich mehr interessiert, ist, dass diese Spaltung ja auch auf viel weniger wichtigen, eher banalen und alltäglichen Gebieten zu beobachten ist und insofern auch kein besonders neues Phänomen: Sobald die Menschheit die Wahl hat (was immer ein Luxusphänomen ist, in Notstandssituationen wird nicht diskutiert), zerfällt sie in zwei Hälften: Kaffee- und Teetrinker, Hunde- und Katzenliebhaber, Warmbader und Kaltduscher sind meine Lieblingsbeispiele dafür, seit einiger Zeit auch *Apple*- und *Microsoft*-User. Das ist natürlich alles ein wenig arg in Schwarz und Weiß getuscht, aber in großen Zahlen scheinen Leute so zu funktionieren, was beispielsweise auch die häufig ziemlich dicht um die 50 %-Marke schwankenden Wahlergebnisse in politischen Systemen mit Mehrheits- und nicht Verhältniswahlrecht zeigen. Sogar die Natur weiß, dass sie ungefähr zur Hälfte Frauen und Männer produzieren muss, aber seit LGTB sind wir zum Glück klüger. Nein, und was ein überzeugter Teetrinker ist, dem kann man noch so lange die Vorzüge von Kaffee preisen, er wird ihn immer noch für eine geschmackliche, und irgendwie subtil damit verbunden: auch für eine charakterliche Verirrung halten. Das war es, was mich auf Anhieb an *Shiri's Scissor* so faszinierte: die Einsicht, dass es gar nicht die großen Konflikte sein müssen, die die Menschheit in zwei Hälften teilen (wir hatten gerade auch mit *Stuttgart21* ein ziemlich traumatisches Erlebnis mit Entscheidungen mittlerer Tragweite), sondern es mit kleinen Themen genauso funktioniert. Und dafür liefert *Shiri's Scissor* nun – nein, nicht die endgültige Erklärung, aber immerhin einige wichtige Einsichten.

Die von Scott Adams erfundene Geschichte geht nämlich so: Eine Tech-Firma aus dem Silicon Valley erhält die Aufgabe, einen Algorithmus zu entwickeln, der möglichst kontroverse Statements generiert, also Aussagen mit hohem, aber nicht auf den ersten Blick

ersichtlichem Spaltungspotential und einer möglichst kurzen Halbwertszeit bis zur Zündung, die dann maximales Chaos anrichtet und zu dem oben geschilderten Hass-Szenario führt. Das Unternehmen kommt auf die ziemlich kluge Idee, als Datenbasis *Reddit* zu benutzen – eine international viel genutzte Benutzerplattform zu allen möglichen Themen und Interessengebieten, sogenannten *subreddits*; man kann die ganze Plattform außerdem nach möglichst kontroversen *posts* absuchen. Mehr brauchte man nicht. Der Algorithmus lernte von *reddit*, welche Postings viele Besucher anlocken und welche den maximalen Konflikt erzeugen; und dann lernte es von sich aus, eben solche Postings zu erzeugen: „Donald Trump ist nicht mehr Präsident, alle Transgender-Personen sind Präsident“. Oder die Geschichte von dem Bäcker in Denver, der keine Hochzeitstorte für ein homosexuelles Paar backen wollte, weil das seine religiösen Überzeugungen verletzte (ein realer Fall, den, so geht die Geschichte, *Shiri's scissor* aber schon vorher produzierte; die Spiegel-Online-Abstimmung, heutiges Datum, zeigt 45 % dafür, 46 % dagegen, oder anders herum, das ist egal). Je entlegener das Beispiel, desto besser!

Die Geschichte nimmt dann einen relativ lustigen *twist*, weil eine anderes *Start-Up* auf die verwegene Idee kommt, den *scissor*-Algorithmus am eigenen Unternehmen und ihrer internen Datenbank auszuprobieren. Beauftragt mit dem Projekt wird eine Dame namens *Shiri*, und es wird das Ende des *Start-Up*, sozusagen. Danach war man nicht mehr eine große Familie, sondern es gab nur noch Todfeinde. Denn *Shiri's scissor* schlug vor, die Produkte der Firma möglichst so zu designen, dass man die denkbar schlechteste Entscheidung traf, sie auf die falscheste Art der Welt codierte und dann mit einer hässlichen Beleidigung dem Kunden präsentierte. Die eine Hälfte der Mitarbeiter war fest davon überzeugt, dass sie genau das sowieso täten, es die Grundlage ihres Erfolgs sei und insofern vollständig rational und auch nicht korrigierbar; und die andere Hälfte wollte alles besser-perfekter-kundenfreundlicher machen und hielt es für die ultimative Katastrophe, das Gegenteil zu verfolgen. Natürlich neigt man von außen und spontan dazu, letztere Position für die wahre, rationale, sinnvolle, menschenfreundlich zu halten. Aber, wenn man sich ein wenig

auskennt in der schönen neuen Welt der *Start-Ups*, der uns so unersetzlich gewordenen *electronic devices* (die gern in Flugzeugpols-tern verloren gehen) und des sicherlich nicht zur Gänze als rational zu bezeichnenden massenhaften Käuferverhaltens – man könnte immerhin ein wenig ins Zweifeln kommen. Gab es da nicht so etwas wie geplante Obsoleszenz? War es nicht billiger, Diesel-Betrugseinrichtungen zu programmieren als eine funktionierende Abgasreinigung? Hat man nicht doch sichtbare, greifbare, zählbare Beweise dafür, dass im Wirtschaftsleben nicht die rationale Entscheidung das Geld und den Erfolg brachte, sondern gerade die – falsche, unverschämte, gefährliche, ‚disruptive‘?

Was jedoch, und das ist die eigentlich interessante Frage, macht eine Aussage geeignet für ein *scissor statement*, und was nicht? Denn das verrät der Algorithmus ja nicht, der seine *deep-learning*-Erkenntnisse schön für sich behält, wie das eine *blackbox* eben so tut, die keine Fenster hat. Offensichtlich führen die beiden Seiten der Schere zurück auf einen Wertekonflikt, der seine Wurzel ist: den Schnittpunkt, wo sich die beiden Scheren kreuzen, und der durch die oberflächliche Zufälligkeit des *statements* erst einmal verdeckt wird, das sich sozusagen weit entfernt an den oberen Klängenrändern abspielt. Nun gibt es viele schöne und sehr grundlegende Polaritäten, die würdige Kandidaten abgeben würden. Die in vielen Ländern nahezu konstante politische Spaltung wird gemeinsam als eine zwischen progressiven und konservativen Haltungen erklärt; die einen finden Fortschritt, die anderen finden Tradition gut; erstere glauben normalerweise daran, dass der Mensch im Grunde gut ist, letztere, dass an dieser Annahme historisch begründete Zweifel bestehen. Optimismus und Pessimismus scheinen mit hineinzuspielen, halb leere und halb volle Gläser; vielleicht auch Realismus und Idealismus, und das alles schillert ja auch irgendwie miteinander verwandt. Dass es jedoch Konflikte von moralischen Grundwerten seien müssen, daran scheint kein Zweifel möglich (außer, man fütterte *Shiri's scissor* gelegentlich damit?): Nur über unterschiedliche moralische Werte erregen sich Menschen bis aufs Blut, nicht über verschiedene Ideen oder Farben. Über ästhetische Urteile mag man sich streiten oder nicht, juristische Urteile kann man anfechten oder nicht, Theorien belegen

oder nicht; aber da, wo es ums Glauben geht, um das, was vermeintlich unsere Person ausmacht, unsere Leitwerte, unsere tiefsten Überzeugungen, die so tief in uns wurzeln, dass wir es nicht überleben würden, wenn man sie ausgraben und freilegen würden – also um all das, was wir mit dem ebenso unscharfen wie massiv aufgeladenen Wort ‚Moral‘ bezeichnen: Da wird es gefährlich.

Damit wird jedoch ausgerechnet das Denksystem ‚Moral‘ – wenn wir es einmal möglichst neutralisierend als solches bezeichnen mögen –, das wir zum Kronzeugen unserer ‚Menschlichkeit‘ erklärt haben, zum gefährlichsten Kriegsgrund. Nicht nur Religionskriege entzweien die Menschen fundamental, so drängt sich auf einmal der Verdacht auf, sondern Werte-Kriege könnten die explosivsten Konflikte der Zukunft sein, Gut- und Wohldenkende der einen Richtung gegen Gut- und Wohldenkende der anderen, mit gezückten Messern, nicht nur *likes* oder *dislikes*. Was aber ist die Wurzel der Wurzeln, welcher Wert ist der fundamentalste, der, auf den alle Scheren zurückführen – gibt es ihn überhaupt, und wüsste man gern, welcher es ist? Ich bin mir nicht sicher, ob es ihn gibt, und vor allem bin ich mir nicht sicher, ob ich es gern wüsste, und das will schon etwas bedeuten. Aber ich weiß, ganz sicher und jenseits aller Scheren, dass Wissen seinen Preis hat, und großes Wissen hat große, schmerzhafteste Preise (weshalb der Sündenfall eine der allerkügsten und interessantesten Geschichten der christlichen Bibel ist, die im Übrigen viele, viele *scissor statements* haben mag, wenn man genauer hinschaut). Aber wahrscheinlich hat der Algorithmus sowieso schon eine Idee dazu. Mittlerweile könnte es eine Zwischenlösung für uns skeptische Humanisten sein, Kaffee und Tee zu trinken, Katzen zu mögen und Hunde, sein *iPhone* neben den *Microsoft-PC* zu legen und diejenige Partei zu wählen, die einem gerade am wenigstens absurd vorkommt (aber das wird schon ziemlich schwierig...). Die radikalere Lösung wäre es, über die Leistungsfähigkeit (und vor allem: die Grenzen!) eines Systems nachzudenken, das ausgerechnet *moralische* Werte, die kontroversesten und gleichzeitig substanzlosesten überhaupt, zur Leitwährung erklärt hat. Aber dieser Gedanke könnte schon das Zeug zu einem ziemlich starken *scissor statement* haben.

DIE WONNEN DES WARUM

Wäre es doch möglich, dass Ökonomen, oder, schlimmer gar: Management-Theoretiker die besseren Philosophen sind? Wenn sie es auch nicht geschafft haben, die Finanzkrise zu verhindern oder gar vorauszusagen; wenn sie auch immer noch mit einer geradezu rührenden Naivität an die unsichtbare Hand des Marktes glauben (und über die Puppenspieler, die an ihren Fäden ziehen, geflissentlich hinwegsehen) oder an die ökonomische Rationalität von Leuten an der Börse (die gelegentlich eher eine Art psychologischer Freilandversuch zur Entstehung von Hysterie und ihrer Fortpflanzung durch Ansteckung zu sein scheint) – all dies einmal außer Acht gelassen, das ist ja nur ihr Kerngeschäft, nein: Das, was Ökonomen und Management-Theoretiker wirklich gut können, ist, Dinge zu analysieren und zu organisieren. Sie erfinden dafür sogar neue Worte, und schon das hätte einen auf die Idee bringen können, dass es doch eine geheime Verwandtschaft zur Philosophie gibt.

Als ich das erste Mal einen Begriff aus diesem seltsamen, sich wahrscheinlich von MBA-Schulen virusartig um die Welt verbreitenden Management-Sprech hörte, war ich etwas verwirrt. Es ging nämlich um Sachverhalte, von denen ich bisher, naiv, wie ich war und trotz aller Ideen- und Systembankrotte an die unsichtbare Hand der Vernunft glaubend, meinte, sie würden irgendwie zur geistigen Welt gehören und nicht zum Feind (dem Kapitalismus, der Industrie, dem gedankenfernen Reich des Geldes und der Macht, all das, was man in seiner naiven Jugend halt für den Feind hielt, es war aber nur das Andere). Man sprach plötzlich also in Wirtschafts- und Firmenkreisen von ‚IP‘, kurz und englisch für ‚*intellectual property*‘, und die kleine schlafende Kommunistin in mir rief empört: Jetzt haben sie auch noch Gedanken zum Eigentum erklärt, das freieste überhaupt! Nun, ich war sehr naiv und auch ziemlich unwissend; mir war nicht klar, dass es natürlich schon lange einen Begriff geistigen Eigentums gibt, und aus guten Gründen gibt, denn die Gedanken mögen zwar frei sein, aber ihre Verwertung führt doch sehr schnell ins Reich der Unfreiheit, wo

Anwälte um Patente feilschen und Verlage um *copyrights* und Firmen um Betriebsgeheimnisse und Marken um Markenzeichen.

Ich verarbeitete noch diese erschütternde Grenzübertretung, da hörte ich von der ‚ownership‘. Die sollte man nämlich auch noch haben über seine Ideen! (*I'm the proud owner of a very strange pack of ideas, I'm not so very proud of*, würde ich heute sagen können, im Stadium des sehr fortgeschrittenen Zynismus und der habituellen Persönlichkeitsspaltung). Nun, es stellte sich heraus, dass auch diese Idee gar nicht so falsch und sogar ziemlich nötig war; denn bekanntlich übernimmt der Mensch nur über das, was er besitzt, Verantwortung, und nicht etwas über das, was er denkt oder gar tut (wir reden hier nicht über die übliche unreflektierte und unbefugte Aneignung der Ideen fremder Leute, vor allem wenn sie gebrauchsfertig in hübsche Schlagworte verpackt sind und man nur noch damit um sich werfen muss). Nein, nur Ideen, die man nicht nur selbst geboren hat, sondern die man dann auch angenommen, aufgepäppelt und irgendwann in die Öffentlichkeit entlassen hat und zu denen man dann auch steht, sind geistiger Besitz, Übernahme von *ownership*. Man hat Betreuungspflichten, sozusagen, Verantwortung, um das moralinsaure deutsche Wort noch einmal zu sagen, *ownership* klingt aber so viel besser, weil jeder natürlich besitzen will, keiner aber verantworten (außer, es bringt Geld, und deshalb ist *ownership* in wirtschaftlichen Zusammenhängen so populär). Dass das wehtut, lernt jeder wirklich Denkende in den Zeiten der universalen Sprachpolizei schnell und schmerzhaft, sobald er einmal einen unbotmäßigen, aber sehr eigenen Gedanken in die freie Wildbahn entlassen will.

Das ist jetzt vielleicht noch nicht allzu philosophisch relevant, weil es eher um die Betriebsbedingungen des Philosophierens (wenn man das gezielte und beabsichtigte Denken mal hochtragend so nennt, also nicht das unverbindliche Dahergedenke, was man den größten Teil des Tages so tut) geht als um seine Kernkompetenzen (auch so ein eingewandter Begriff, über den man viel lachen kann, weil er so schrecklich falsch und übertrieben oft verwendet wird, er hat aber Substanz, schon weil er ein Bild dabei hat). Eine typische Kernkompetenz von Philosophie wäre zum Beispiel, da kann man sich wohl sogar in unterschiedlichen

Philosophenschulen (was ein Oxymoron ist, wenn es je eines gab) einigen, die Erforschung von Ursachen (analytisch) und die Vorhersage von Konsequenzen (synthetisch); ersteres ist unbestritten, zweiteres – nun ja: problematisch. Aber bleiben wir einen Moment dabei, verdrängen wir auch die höchst scholastischen jahrhundertalten Debatten um verschiedene Arten von Kausalität (der *owner* ist, höchstwahrscheinlich, schon Aristoteles gewesen) oder zulässige Arten von logischen und anderen Schlussverfahren. Bleiben wir einfach kurz dabei, dass ein Denken, das das ‚Warum‘ und ‚Woher‘ der Dinge ebenso bedenkt wie das ‚Wozu‘ und ‚Wohin‘, durchaus sinnvoll ist; sonst könnte man schließlich gleich stehenbleiben und den ganzen Tag seinen Bauchnabel betrachten, und nie rührt sich etwas, kein Warum, kein Wozu, nur Bauchnabel und absolute Gegenwart. Weil es aber in der komischerweise immer frei genannten Wirtschaft (oh nein, kein Oxymoron; frei wäre sie, wenn es kein Geld gäbe, was überhaupt eine der wenigen halbwegs sinnvollen Definitionen von Freiheit sein könnte) ziemlich darauf ankommt, herauszubekommen, warum etwas so geworden ist, wie es ist, ein fehlerhaftes Produkt zum Beispiel, hat man das *5-W-Prinzip* erfunden (die 5 ist relativ willkürlich, aber erfahrungsgemäß ein guter Durchschnittswert): eine Anleitung zum Weiter- und Tieferfragen, immer weiter, *warum, warum, warum, warum, warum?*, bis die tieferliegende, verdeckte, eigentliche Problemursache endlich gefunden ist (eigentlicher *owner*, natürlich: Sokrates, die Hebamme). Man kann dabei auch entdecken, dass ein Problem mehrere Ursachen hat. Oder dass man eigentlich überhaupt nicht verstanden hatte, was man sich da ausgedacht hat, da man schon angesichts des dritten Warums die weiße Fahne schwenken muss. Nehmen wir einen beliebigen Satz aus Hegels *Vorrede zur Phänomenologie des Geistes*, nehmen wir einen dieser schwergewichtig programmatischen Sätze, über die ganze Bibliotheken an Deutungen publiziert worden sind: „Die wahre Gestalt, in welcher die Wahrheit existiert, kann allein das wissenschaftliche System derselben sein“ – und werfe man sich in die Wonnen des Warum?, dem nicht fünf, nicht zehn weitere folgen werden, nein, eine beinahe unabsehbare Folge von WarumWarumWarumNur? (und nein, die *Phänomenologie des Geistes* ist nicht, wie Hegel wenig später behauptet, die etwas

arg umfangreich geratene Antwort auf diese Frage; alle die entscheidenden *Warums* liegen der Phänomenologie als Annahmen bereits voraus).

Es wäre aber beinahe noch besser, wenn man die fünf W's auch – und hier sprechen wir eher von der praktischen Philosophie, den Maximen des Handelns – in die Zukunft auswerfen könnte (auch so etwas gab es schon einmal in technischen Disziplinen, es nannte sich etwas mühsam ‚Technikfolgenabschätzung‘). Vielleicht könnte eine neue Partei, nennen wir sie: ‚Die Weiter-Denkenden‘, eine Art Gesetzentwurf einbringen, demzufolge bei jeder neuen Verwaltungsvorschrift mindestens fünf Schritte weiter zu bedenken ist, wohin sie führen mag? Am besten auch bei jedem Grundsatzzurteil? Bei jeder politischen Forderung überhaupt? Die Erfindung des Begriffes und des Sachverhalts der Nachhaltigkeit war durchaus schon ein schöner Schritt in diese Richtung, aber bisher doch sehr beschränkt auf ökologische Sachverhalte, die schon komplex genug sind. Denn das ist das Tückische am Vorwärtsdenken: Es begibt sich, im Gegensatz zum Rückwärtsdenken, das nur versucht, einen beschrittenen Weg rückwärts zu rekonstruieren, auf ein völlig freies Feld, der Weg kann in jede Richtung gehen, jede Kreuzung ist eine Entscheidung und woher soll man wissen, auf welcher Wiese das Gras grüner blühen wird, außer, dass es immer auf der Nachbarwiese ist? Da hilft kein Navi (*„weisen Sie uns den Weg in Richtung beschleunigter technischer Fortschritt und individueller Glücksmaximierung bei minimalen ökologischen Folgelasten und minimalen ökonomischen Mitteleinsatz bei gleichzeitig gewährter sozialer Gerechtigkeit, weltweiter Gleichheit und Freiheit, und zwar den kürzesten Weg!“*). Aber mangelnde Erfolgsaussichten haben noch keinem vom Denken abgehalten, sonst wäre es schon längst ausgestorben.

Denn das Gute an der Wirtschaft ist: Sie hat eine eingebaute Korrekturfunktion. Dinge funktionieren oder nicht, sie verkaufen sich oder nicht; Ideen können in Produkte umgesetzt werden oder nicht; und die Rahmenbedingungen sind immer mit zu bedenken. Organisation ist der Schlüssel zur modernen Welt nicht nur des Wirtschaftens, sondern auch des Denkens; und sie bewährt sich in der realen Welt, nicht im Ideenparadies. Es wird Zeit, dass die

Philosophen rausgeworfen werden; sie haben lange genug an den Früchten der Erkenntnis genascht und sich nur den Magen verdorben (man darf das Bild weiterdenken, es wird aber sehr schnell unappetitlich).

ZIELKONFLIKTE

Bei einer der üblichen Diskussionen beim Abendessen, wir hatten uns gerade von den konflikträchtigeren Corona-Themen wegbe-
wegt, erklärte mir mein Sohn, was ein Regelkreis ist, also: was ein Regelkreis im technischeren Sinne ist, fernab von meinen wie üblich ziemlich vagen Vorstellungen dazu. Ich weiß wirklich nicht mehr, wie wir darauf kamen, aber ich weiß genau, wann ich aufhorchte: nämlich, als das Wort ‚Zielkonflikt‘ fiel. Es sei nämlich so, erklärte mir mein jugendlicher Haus-Physiker, dass Regelkreise Dinge entweder schnell oder genau regeln könnten (es ging um Heizungen, jetzt fällt es mir wieder ein, um was sonst!). Es ginge aber nicht beides gleichzeitig: Entweder würde es sehr schnell warm – aber dann auch eher unverhältnismäßig warm, sozusagen, worauf man dann wieder zurückregeln muss; oder es würde genau so warm, wie man es haben möchte an einem frischen Frühlingsabend mit sommerlichen Tagestemperaturen, aber das würde länger dauern. Das sei nämlich ein klassischer Zielkonflikt: schnell oder präzise! Ich sah geradezu, wie sich die Regelkreise in meinem Gehirn bei diesem Wort in Bewegung setzten: Wollte ich es jetzt genau wissen, also technisch begründet – aber das würde sicherlich eine längere Erklärung erfordern, unter Einsatz eines Blattes Papier und eines Bleistiftes, und derweil würden die Nudeln kalt werden, die man dann entweder schnell oder genau wieder erhitzen – nein, ich wollte es lieber schnell und vage haben, denn so arbeitet mein Gehirn bei normaler Betriebstemperatur eigentlich am besten: freundlich im Ungefähren, aber mit hohem Tempo. Um zu sehen, dass wir ständig von Zielkonflikten umgeben sind, dafür hätten wir Corona jetzt auch nicht unbedingt gebraucht; die Klimakatastrophe hätte es auch getan, ach, überhaupt jeder nur mitelmäßig ausgeprägte politische Konflikt! Aber der Begriff erleichtert das Nachdenken darüber ungeheuer. Die Geschichte des

Menschen ist eine einzige große Anschauung zu diesem Gedanken (na gut, ich sag es doch: *Man kann den Kuchen nicht haben und essen*. Man bewege diese Satz in seinem Herzen. Ein klassischer Zielkonflikt und unendlicher Auslegung fähig).

PARADOXENMACHER, ODER: DAS VERSCHWINDEN DER WIDERSPRUCHSTOLERANZ

„Das ist doch paradox!“ ist heute meist ein Ausruf der Empörung: Was paradox ist, kann nämlich nicht wahr sein. Oder vielleicht doch? Schon seit der Antike pflegt das Paradox ein komplizierteres Verhältnis zur Wahrheit. „Ein Kreter sagt: Alle Kreter lügen“, das sagt sich leicht daher, und heute würde man sowieso eher der politisch unkorrekten Verwendung von Nationalstereotypen angeklagt werden als der Verwendung eines uralten logischen Paradoxons. Sobald man aber anfängt über die lügenden Kreter nachzudenken, hat man das definitive Gefühl, das sich die Gehirnknoten in unserem Kopf schmerzhaft noch weiter verwirren: Aber der Kreter, der die Aussage gemacht hat, ist doch auch ein Lügner? Aber er sagt doch die Wahrheit, nämlich, dass alle Kreter – und mithin auch er selbst – Lügner sind? Was ist denn nun mit unserer schönen sauberen Wahrheit und ihrem Zauberkind, der unfehlbaren formalen Logik, Gesetz des Widerspruchs und so? Ein Satz kann doch nicht gleichzeitig wahr und falsch sein, oder? Oder vielleicht doch? Ach, ist das paradox!

Die Geschichte des Paradoxes ist, das ist zu erwarten, ein klein wenig paradox. Denn eigentlich war es ursprünglich, in der Antike, wo für eine bestimmte Spielart der westlichen Zivilisation alles begann, eine ziemlich gute Sache. Das Ausdenken von cleveren paradoxen Sätzen nach dem obigen Muster gehörte sozusagen zum philosophischen Alltagsgeschäft. Es demonstrierte, dass man sich mit der Logik gut genug auskannte, um mit ihr spielen zu können, und besonders die Mathematiker liebten es; bis heute ist eine große Zahl der bekanntesten Paradoxe mathematischer Natur. Zudem machte es, schon vom Wort her, klar, was Philosophie in ihrem Kerngeschäft eigentlich ist, nämlich: Abgrenzung der

Spezialisten vom dummen Glauben und naiven Fürwahrhalten der Menge: *para-doxa* ist das, was der allgemeinen Meinung (*doxa*) entgegen (*para*) steht. Der philosophische Paradoxenmacher betritt sozusagen den Gemeinplatz der öffentlichen Meinung und fängt gezielt und mutwillig an, ihn zu verunreinigen; er ist ein Meinungsstürmer, ein Antithesenmann, ein mutwilliger Zerstörer geliebter Gewissheiten. Das Paradox ist, positiv gesehen, aber geradezu ein Akt der Aufklärung: Man nehme eine Meinung, möglichst eine mit vielen Anhängern; und dann behaupte man stracks das Gegenteil! In Gang gesetzt wird damit, im besten Fall, eine Überprüfung von bisher unbeschwert von jeglichem Beweis geglaubten Geltungsansprüchen, man kann auch sagen: Vorurteilkritik (aber mit offenem Ausgang! Vorurteile sind – Vorsicht, Paradox! – allzu häufig nämlich ziemlich wahr, und die pauschale Verurteilung des Vorurteils eher eine klassische *doxa*). Im schlechtesten Fall allerdings kann mit Paradoxen auch in Gang gesetzt werden: eine Schlägerei, die Verfolgung als Ketzer (kann man sich vorstellen, dass die Erde sich um die Sonne dreht, nicht umgekehrt? Das ist doch paradox!) oder deren modernes Äquivalent, der vernichtende *shitstorm*.

Es gab Philosophen, die galten als berüchtigte Paradoxenmacher. Jean-Jacques Rousseau gehört zu ihnen; ein Denker, der den ultimativen Erziehungsroman schrieb (*Emile*) und seine fünf Kinder in ein Waisenhaus steckte (er hielt es angesichts der schwierigen sozialen Situation in seinem Haushalt für die beste Lösung im Kindesinteresse); ein Denker, der in seiner skandalösen Autobiographie, den nicht umsonst so genannten *Bekanntnissen*, hemmungslos seine persönlichen Schwächen und Missetaten (Diebstahl! Hurerei! Betrug!) zugab, aber sich selbst zum Besten aller Menschen erklärte; ein Denker, der in seinem *Sozialvertrag* eine Grundschrift der Demokratie vorlegte, sich aber gern von adligen Frauen durchfüttern ließ – man könnte die Beispiele noch weiter fortsetzen. Ein schönes kleines Paradox Rousseauscher Prägung sagt beispielsweise über die Erziehung: „*Soll ich es wagen, an diese Stelle die erste, wichtigste und nützlichste Regel aller Erziehung auseinanderzusetzen? Sie besteht nicht darin, Zeit zu gewinnen, sondern Zeit zu verlieren. Verzeiht mir, ihr oberflächlichen Leser, meine Paradoxien;*

unwillkürlich muß man bei reiflichem Überlegen welche machen, und was ihr auch dazu sagen mögt, ich will lieber für einen paradoxen Mann gelten, als ein Mann voller Vorurteile sein“. Ein Satz, den man allen Bildungsreformern und Bologna-Propagandisten ins Stammbuch schreiben möchte (sie haben aber schon lange kein Stammbuch mehr, sondern nur *Powerpoint*-Präsentationen, das geht einfach schneller)! Nein, Erziehung ist kein Wettrennen, da hat Rousseau völlig Recht; sie ist ein Prozess, der seine Zeit braucht, und diejenige, die man dabei anfangs verliert, wird im Erwachsenenleben mit Zinsen zurückgezahlt. Um das zu erkennen, so Rousseau mit mild verpackter Polemik, reicht es aber nicht, ein „oberflächlicher Leser“ zu sein, der auf Zeitgewinn liest und deshalb Texte schätzt, die seine Vorurteile kompakt bestätigen: Das geht dann runter wie Öl, man fühlt sich gleich unverbindlichst wertgeschätzt, während so ein Paradoxenmacher wie Rousseau – nun, Splittersteine auf die Pisten des Denkens streut, und schon muss man langsam gehen, lesen, denken (das ist ziemlich schwer, wenn man es als Kind nicht gelernt hat, weil man eher auf Geschwindigkeitsrekorde und *bullet points* gedrillt wurde).

Aber eigentlich waren alle gründlichen Denker Paradoxenmacher. Kant, man sollte es nicht glauben, schreibt in seiner berühmten „Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?“: *„So zeigt sich hier ein befremdlicher nicht erwarteter Gang menschlicher Dinge; so wie auch sonst, wenn man ihn im Großen betrachtet, darin fast alles paradox ist. Ein größerer Grad bürgerlicher Freiheit scheint der Freiheit des Geistes des Volks vorteilhaft, und setzt ihr doch unübersteigliche Schranken; ein Grad weniger von jener verschafft hingegen diesem Raum, sich nach allem seinen Vermögen auszubreiten“.* Klingt ein wenig kompliziert, konnte der gute Mann nicht einfach schreiben, dass Aufklärung der permanente Krieg gegen die bösen Vorurteile ist und der direkte und einzige Weg zur Meinungsfreiheit und Demokratie, so wie wir es den Kindern in der Schule beibringen? Aber nein, Splittersteine des Denkens. Erst behauptet er, dass eigentlich fast alles, was den Menschen betrifft, *„im Großen betrachtet“* (also: aus philosophischer Perspektive) paradox sei; und dann behauptet er, dass man die Freiheit des Volkes einschränken müsse, um eine größere bürgerliche Freiheit insgesamt zu erreichen! Schranken sollen bei

der Ausbreitung der Freiheit helfen? Das ist doch paradox! Ist es aber gar nicht; denn eine schrankenlose Freiheit wäre – überhaupt keine Freiheit. Warum das so ist, darüber muss schon jede selbst nachdenken; das ist nämlich das wahre Wesen von Aufklärung (notfalls kann man es aber auch bei Kant nachlesen sowie bei jedem Philosophen, der ein wenig tiefer über das Wesen der Freiheit nachgedacht hat, nicht jedoch in politischen Sonntagsreden für die angeblich freiheits-, aber eigentlich eher wohlfahrts- und bequemlichkeitsliebende Menge). Schopenhauer schließlich brachte das vertrackte Erkenntnispotential des Paradoxes ein wenig melancholisch und im Blick auf sein eigenes, ziemlich verkanntes und nicht wenig paradoxes Werk auf den Punkt (der Wille steuert den Menschen, nicht die Vernunft, die nur ein ziemlich mangelhaftes Produkt des allgemeinen Willens zum Leben sei? Ist das nicht ziemlich paradox?): Jeder Wahrheit sei nur ein „kurzes Siegesfest bescheiden zwischen den beiden langen Zeiträumen, wo sie als paradox verdammt und als trivial geringgeschätzt wird“. Natürlich dreht sich die Erde um die Sonne. Natürlich verhalten sich Menschen nicht in erster Linie vernünftig, wie man bei jeder Wahl sehen kann (mit dem Rousseauschen Erziehungsparadox sind wir aber noch nicht ganz so weit...).

Paradoxe sind damit, wie man heute so schön verkleisternd sagt, eine ‚Herausforderung‘ an die Wahrheitsansprüche von Sätzen. Das ist für die meisten Menschen nicht weiter beunruhigend, wenn es nur um logische oder mathematische Paradoxa geht. Hier dürfen sich die Experten streiten und letztlich tangiert es uns wenig, ob alle Kreter lügen, außer wir fahren bei ihnen im Taxi. Der Satz funktioniert aber nicht nur mit Kretern, man könnte leicht variieren: „Ein Mensch sagt: Alle Menschen lügen“, und schon wäre man – naja, der Gefahr politischer Unkorrektheit entronnen, aber wahrscheinlich als Menschenfeind und Paradoxenmacher ziemlich verdächtig. Was man daran sehen kann, ist, dass auch die Logik nicht nur in den sterilen Reinräumen der Abstraktion stattfindet. Tatsächlich ist es sogar für das Weltbild insgesamt ziemlich entscheidend, ob man nun glaubt, dass mathematische oder metaphysische Systeme völlig widerspruchsfrei sein können (oder gar müssen) oder eine gewisse Widerspruchstoleranz aufweisen.

Dialetheia heisst das Fachwort dazu, von *dia*: dazwischen und *altheia*: Wahrheit. Eine Zwischenwahrheit? Ist das nicht paradox? Ja, aber nur wenn man in widerspruchsfreien Systemen denkt. Gerade östliche Philosophien haben dagegen Modelle entwickelt, die die Möglichkeit des Widerspruchs in die Wahrheitsfindung einbeziehen. So predigt der indische Jainismus, eine sozusagen aufklärerische Variante des Buddhismus, die *anekantavada*. Das ist zusammengesetzt aus den Sanskrit-Wörtern *anekanta*: nicht einseitig, vielseitig, und *vada*: Lehre, Weg. *Anekavanta* ist eine Theorie der fundamentalen Nicht-Einsichtigkeit in Erkenntnisdingen: Die Welt ist einfach zu vielseitig – modern gesprochen: zu komplex –, als dass eine einzige Aussage ihre Wahrheit angemessen wiedergeben könnte. Es gibt nur, zumindest für den Menschen als Sprachwesen – unvollständige Wahrheiten, graduelle Wahrheiten, und es ist durchaus denkbar, dass sogar gegensätzliche Wahrheiten sich zu einer höheren, aber immer noch nicht absoluten Wahrheit ergänzen (Gandhi wurde schon als junger Mensch mit dieser Erkenntnistheorie vertraut, und auch heute wird vor allem ihre politische Dimension hervorgehoben, aber wir lernen noch nicht wirklich vom Osten, aus dem die Sonne kommt).

In unseren westlichen Kulturen hingegen feiert die massenhafte *doxa* ebenso Triumphe wie die zunehmende Einseitigkeit und Absolutheit moralischer Bewertungen, bei allen Lippenbekenntnissen zur oberflächlich schillernden Vielfalt. Wäre es nicht schön, würde man die Kinder in der Schule, sehr langsam und sehr bedacht, eher zur bedachten Widerspruchstoleranz als zu einer verabsolutierten Meinungsgläubigkeit (schrakenlose Freiheit ist aber gar keine) erziehen? Würden nicht die öffentlichen Diskussionen sehr gewinnen, wenn man gelegentlich ein verwegenes Paradoxon in den Raum stellen dürfte, ohne gleich mit der großen Korrektheitskeule erschlagen zu werden? Theodor Fontane, ein gelegentlich zu Paradoxen neigender, zutiefst humoristischer Autor, lässt eine seiner wenigen Figuren, die beinahe schon Ideale sind, den altersweisen Dusblav von Stechlin nämlich, sagen: „*Er hörte gern eine freie Meinung, je drastischer und extremer, desto besser. Dass sich diese Meinung mit der seinigen deckte, lag ihm fern zu wünschen. Beinah das Gegenteil. Paradoxen waren seine Passion. Ich bin nicht klug genug,*

selber welche zu machen, aber ich freue mich, wenn's andre tun; es ist doch immer was drin. Unanfechtbare Wahrheiten gibt es überhaupt nicht, und wenn es welche gibt, so sind sie langweilig“. Er hat ja so Recht.



ALS-OB, ODER: BILDERBLITZE

Schon als Kind hatte ich eine Vorliebe für Vergleiche. Ich kann mich nicht mehr genau an die Szene erinnern, ich weiß auch nicht, wie alt ich war, wahrscheinlich frühe Pubertät, jedenfalls war meine Mutter dabei, und mein jugendliches Ich sagte, irgendetwas sähe wirklich aus wie – Blumenkohl (ich bin mir fast sicher, dass es Blumenkohl war). Es war ein entlegener Vergleich, das ist das Einzige, was ich noch mit Sicherheit sagen kann; und dass mich meine Mutter sehr erstaunt ansah und sagte, sie hätte wirklich keine Ahnung, wie ich auf so etwas käme. Ich auch nicht. Es war mir einfach in den Kopf geschossen, und ich hatte es rausgeplappert. Wir haben das dann nicht weiter vertieft, warum auch, das Kind war sowieso seltsam genug. Aber vielleicht habe ich von da an darauf geachtet, was mir so an Vergleichen durch den Kopf schoss (eine ziemlich militärische Metapher, jetzt, wo ich darüber nachdenke; eigentlich möchte ich lieber sagen, dass es kleine Erleuchtungen sind, Bilderblitze – aber ein wenig Gewalttätigkeit ist durchaus dabei). Denn das war das Wichtige daran: Man konnte das nicht steuern. Sonst hätte ich mir auch soeben etwas ausgedacht, was ich mit Blumenkohl verglichen hatte, Wolken oder so; aber ich kann mir so etwas nicht ausdenken, alles was ich mir nur willentlich ausdenke, kommt mir dann irgendwie falsch vor, unpräzise, hinkend mindestens auf einem Vergleichsfuß. Es muss einem einfallen, spontan; erst dann passt es wie angegossen.

Natürlich liebe ich deshalb auch Sprachbilder, Metaphern, Vergleiche, Symbole, Allegorien, was auch immer die Literaturwissenschaft so unterscheidet und was man dann doch nicht wirklich unterscheiden kann – also alles, was dazu führt, dass ein Bild mit einem Wort zusammenstößt, und es entsteht eine Überlagerung, die zuerst ein wenig hin und her oszilliert, sich dann immer stärker verdichtet und auf ihrem Höhepunkt einen Eindruck hinterlässt, der viel stärker und tiefer ist, als wenn es nur ein Bild oder nur ein Wort gewesen wäre. Eine ordentliche Metapher vibriert vor Leben. Sie zieht Geschwister nach sich, neue Ähnlichkeiten werden entdeckt, verborgene Vererbungslinien ans Licht gezogen, und auf einmal sieht man, an wie vielen ungesehenen Punkten die Welt

zusammenhängt, mit sich selbst und mit der Sprache und mit unserem Erleben. Deshalb erlebe ich auch schiefe Metaphern oder Metaphernsalat als eine Art körperliche Irritation: Es ist, als habe man in einem griechischen Bauernsalat unter der französischen Vinaigrette eine Avocado entdeckt, und alle Geschmackssprossen tanzen auf einmal Tango dazu, und im Hintergrund singt ein Kirchenchor ein Medley aus *Hallelujah, We are the Champions* und *Satisfaction* (ja, das sollte zu Unwohlsein und Schwindel fühlen, genau, dieser Satz; er ist ja auch nur ausgedacht). Springlebendige kleine Sprachbilder, das ist etwas, das Kafka gelegentlich und sensationell und beängstigend gelingt; etwas, das Robert Musil, Ingenieur und Dichter, zu einer atemberaubenden Präzision perfektioniert hat; etwas, das Rilkes allerbeste Gedichte zu einer Erkenntnis vorantreibt, der alle Philosophie nur lahmend hinterherhinken kann, am ewigen Krückstock des Begriffs.

Das wissenschaftliche Wort dafür ist Analogie, das habe ich später gelernt; *ana-logos*, ein ähnlicher, proportionaler, modern gesprochen: funktionsäquivalenter *logos*, ohne dass es irgendeine gemeinsame Wurzel, einen gemeinsamen Seinsgrund gibt (wenn es diesen gibt, spricht man von Homologie: der gleiche *logos* liegt einem ähnlichen äußerlichen Erscheinungsbild zugrunde). Viele Wissenschaften benutzen diesen Begriff, er bedeutet immer ein wenig etwas anderes, aber im Wesentlichen das Gleiche: Analogien beruhen nämlich darauf, dass man Ähnlichkeiten erkennt, aber gleichzeitig weiß, dass es auch Unterschiede gibt. Nicht alles, was ähnlich aussieht, ist das gleiche; aber die Ähnlichkeit hat vielleicht trotzdem einen Grund, dem man nachforschen kann. Analogien verabsolutieren nicht, sondern sie fordern die Urteilskraft heraus: Was ist gleich, was ist ähnlich, was ist unterschiedlich, in welchem Grade, und warum ist es das? Analogien beflügeln das Denken; es muss sich nicht mehr an die starren Gesetze einer zweiwertigen Logik halten, es überschreitet die Grenzen von Kategorien, Begriffen, Disziplinen, es kann abheben und gleichzeitig – verwurzelt bleiben, im Gefühl, im Bild, im Erleben. Zu sagen, etwas sei wie etwas anderes, jedoch nur in gewissen Beziehungen, aus gewissen Blickwinkeln, mit beschränkter Gültigkeit und Dauer – wie kann man besser denken lernen, differenzieren,

unterscheiden, verallgemeinern; aber auch: sehen, beobachten, wahrnehmen? Die Welt ist ein gigantischer Blumenkohl; sie hat Rosen und Blätter und Verzweigungen und Schädlinge und sie ist roh selten genießbar (einige Blumenkohllarten bilden sogar Fraktale aus!). Die Welt ist kein gigantischer Blumenkohl; sie ist eine fast gleichmäßige Kugel, blau schimmert sie aus dem All gesehen, und sie wächst seit Jahrmilliarden, ohne ins Kraut zu schießen. Was ist die Welt? Ein Kontinuum, und auch das lernt man aus der Analogie: In der Technik spricht man von analogen Signalen, wenn sich Größen kontinuierlich ändern, also nicht diskret (sprunghaft, digital, abzählbar). Natürlich gibt es in der Natur und im Geist beides, das Kontinuum und den Sprung. Aber deshalb muss man auch lernen, beides zu erfahren und zu denken.

Diese Art von Als-Ob sollte man aber nicht mit Literatur im Allgemeinen verwechseln; nur in den allerbesten Fällen sprechen literarische Texte auf diese Weise bildlich und begrifflich zugleich und demonstrieren damit, dass Menschen sehende, fühlende und denkende Wesen in Einem sind. Fiktion hat nichts damit zu tun; Fiktion ist eine Legitimationsstrategie von Literaturwissenschaftlern, um sich davon zu entlasten, auf die reale Welt schauen zu müssen, sich ihrer Blumenkohl-Artigkeit aussetzen zu müssen. Man redet stattdessen lieber von Phantasie-Gemüsen, die wetterunabhängig auf allen Böden gedeihen und die hübschesten Phantasieblumen treiben, satt wird man allerdings nicht davon, und all das Erfundene neigt im Übrigen zu einer erschreckenden Eintönigkeit, wenn man es mit der Vielfalt natürlicher Phänomene vergleicht. Nein, es ist ein durchaus philosophisches Als-Ob, und als solches ist es verwandt (analog? homolog? Wir werden sehen!) mit einer anderen philosophischen Denkstruktur. Auch das wurde mir in einem Bedeutungserlebnis klar, irgendwann während meines etwas zerstreuten Philosophie-Studiums. Man sprach also über Kant, der zwar wirklich kein besonders begabter Analogiker ist (auch wenn er gelegentlich nette Bilder verwendet, aber sie sind nur Beiwerk, höchstens Gerüst, dessen man sich entledigen kann, wenn man es einmal zu einem ordentlichen Begriff gebracht hat), aber gute Ideen hat und Konsequenz (zwei chronisch unterschätzte philosophische Tugenden). Kant also, nachdem er sich

selbst gründlich in die Ecke manövriert hatte mit seiner *Kritik der praktischen Vernunft* und eigentlich gar keine Möglichkeit mehr sah, moralisches Handeln metaphysisch zu begründen, machte eine Volte, die mir intuitiv den Atem raubte: Er erfand das ‚regulative Prinzip‘. Die Idee ist eigentlich ganz einfach: Wir können zwar nicht belegen, dass es ‚Gott‘, die ‚Freiheit‘, die ‚Vernunft‘, die ‚unsterbliche Seele‘, all diese Lieblingspuppen der traditionellen Metaphysik (und ja, an dieser Stelle kann man protestieren, das sind doch keine Puppen! oder man kann anfangen, über die Grenzen der Analogie nachzudenken) wirklich gibt, und damit beginnt die Basis aller traditionellen Morallehren doch erheblich zu bröckeln (konventionelle Metapher, ich weiß, funktioniert aber supergut, man meint das Bröseln zu spüren). Aber was man tun kann, ist: Man kann fordern (oder besser: zumuten?), dass ein vernünftiger Mensch, wenn er sich denn als solcher wirklich bestimmen wollte, gefälligst so zu tun habe, als ob es sie gebe! Regulative Prinzipien, das ist ein Zauberwort und eine Erlösung zugleich: Es ist eigentlich ziemlich egal, ob es Gott (die Freiheit, die Vernunft, die Menschenwürde, Blumenkohl in Reinform) nun gibt; aber wir können trotzdem beschließen (und uns damit als verantwortliche Wesen erfahren), unser Handeln an ihnen zu orientieren, regulativ, steuernd, orientierend, regel-analog. Damit würden wir zumindest daran arbeiten, die Basis der Morallehren zu reparieren, aufzufüllen, zu kitten, was auch immer. Menschliche Moral ist sowieso immer Flickwerk, bestenfalls. Erst wenn sie ein Palast für die Ewigkeit zu sein behauptet, sollte man misstrauisch werden.

Robert Musil nennt das, in beiden Varianten: *Möglichkeitsdenken*. Möglichkeit ist dabei nicht die irgendwie defiziente kleine Schwester von Wirklichkeit, aber auch nicht der große Bruder einer als unbegrenzt vorgestellten Freiheit. Möglichkeit ist – ein Spielraum. Aber es gibt keine Spiele ohne Grenzen.

VON STEINMANDERLN, AFFEN, LEBENSKATASTROPHEN UND METAPHIEREN

Die Stimmung war gedrückt in der morgendlichen Gruppentherapie. Nein, einige waren zappelig, hatten einen schlechten Tag, andere waren erst angekommen und noch in der Anspannungsphase; niemand wollte so recht heraus mit einem Thema. Dann polterten, eher zufällig und schwach getriggert, die Katastrophen aus einigen heraus; niemals direkt genannt, „die Krankheit“ sagt man, und alle wissen, dass ein ganzer Berg an Nöten, Schmerzen und Verzweiflung daran hängt; aber es ist nicht nur die eigene Krankheit, nein, sie alle hier haben an Krebs erkrankte Verwandte, Kinder im schlimmsten Falle, Eltern; der eigene Krebs ist wiedergekommen, oder ein anderer, oder irgendetwas ganz, ganz Schlimmes ist passiert, und das immer wieder. Die Verzweiflung hängt tief über der Runde, Tina (die nicht so hieß, wie alle anderen auch), die fröhliche Tina, weint still, andere könnten die Hände nicht ruhig halten. Ich mache meinen Job und fasse zusammen, dass wir alle wohl gelernt hätten, mit uns selbst umzugehen, sorgsam, fürsorglich, achtsam, wie es alles heißt; aber immer, wenn wir meinen, unsere Lektion brav gelernt zu haben (von der „Schule“ spricht Johannes, der im Yoga-Sitz dasitzt und bedacht spricht), dann kommt das Leben wieder dazwischen, von außen, einbeeinflussbar, und das ist das eigentlich Tückische, das Unkontrollierbare, das objektiv zur Verzweiflung treibende. Die Psychologin fragt etwas unbedarft, ob man dann auch irgendwie Glücksmomente finden könnte, und ich sage ziemlich direkt, das sei leider völlig unmöglich, ein schwerer Lebensunfall kann nur langsam und mit Mühe integriert werden, und es ist nicht der Zeit und der Ort eine Kerze anzuzünden, sondern es geht um Überlebensstrategien, und die anderen nicken, sie wissen, wovon ich spreche, sehr deutlich spreche. Aber Ehrlichkeit wirkt wieder, und nachdem wir alle tief in unseren persönlichen, wiederholten Katastrophen versunken sind, erzählt Patricia auf einmal, dass sie sich gestern „zum Affen gemacht“ habe: Sie sei nämlich zum Auerbach gegangen, habe sich einen Stein gesucht und ihm ihre Sorgen erzählt; und dann habe

sie ihn in den Bach geworfen, damit er ihre Sorgen wegspült, und zu ihrer großen Überraschung: habe es funktioniert! Sie sei erleichtert gewesen, irgendwie; auch wenn es ihr irgendwie noch peinlich war und sie sich lächerlich fühlte. Ich war spontan hingerissen und fragte, wie sie eigentlich auf die Idee gekommen sei? Es war aber gar kein Therapie-Trick, sondern einfach eine spontane Idee, stellte sich heraus; vage inspiriert von dem, was einmal der Pfarrer in der Kirche gesagt habe, man sollte seine Sorgen nämlich auf einen Zettel schreiben und ihn dann verbrennen, und sie habe noch gedacht: Ja, ist Recht. Aber mit dem Stein, doch, irgendwie, das sei gut und erleichternd gewesen, und das würde sie jetzt vielleicht häufiger versuchen. Beifälliges Nicken in der Runde, und dann rückte Alexandra damit heraus, dass sie sich gestern auch zum Affen gemacht habe, im *Gym* nämlich, wo sie ihre neuen AirPods ausprobiert habe und irgendeine Fitness-Musik von Spotify auf dem Ergometer runtergeladen, und die Musik sei so mitreißend gewesen, dass sie mit dem Oberkörper zu tanzen begonnen habe, auf dem Ergometer, eine ganze halbe Stunde lang, und am Ende sei sie völlig ausgepowert und völlig glücklich gewesen, aber die anderen, die brav ihren Ergometer traten, hätten sicherlich gedacht: Was hat die denn genommen? Aber nein, das wäre unerwartet und total befriedigend gewesen, auch wenn sie heute völlig k.o. sein. Wieder freuten wir uns alle, wirklich. Worauf Tina sagt, na gut, sie auch. Sie habe nämlich, am Auerbach – und in dem Moment erkannte ich schon, dass ich dabei gewesen war bei ihrem Affen-Moment – im Bach zwei Steinmanderl gebaut; einfach, weil sie nach einer Woche die vorher ersehnte Ruhe und das Alleinsein etwas über hatte und sich deshalb Gesellschaft gemacht habe, und was mögen wohl die Spaziergänger am Ufer gedacht haben – sie haben gedacht, sagte ich, was das für eine wunderschöne Idee war, und beim Zurückkommen habe ich sogar ein Foto davon gemacht! Tina war total überrascht und total glücklich. Wir alle freuten uns jetzt so, wir lachten und überlegten, was für Affen wir noch aus uns machen konnten, und wo die Steine wohl seien inzwischen, und wie wir eine ganze Familie bauen würden! Denn Tina, so subsumierte der bedächtige Johannes, habe hier wohl einen Stein ins Rollen gebracht, in dieser Runde, und als die Therapeutin eine

schönere Formulierung von uns wollte für „den Affen machen“, versuchte ich eine Ehrenrettung des Affen, der doch eigentlich ein interessantes und verspieltes und kluges Tier ist; ach, wenn wir doch alle nur mehr den Affen machen würden, wenigstens ab und zu! Im Abschluss-Review waren alle gerade entzückt darüber, wie wir von den tiefsten Lebensunfällen zu fröhlichen Steinmanderln und Zumba-Einlagen auf dem Ergometer gekommen waren, tatsächlich als Gruppe.

Wie sehr seelische Vorgänge über Metaphern kanalisiert werden, im Leben! und nicht in der Kunst, das hat man nicht gewusst. Am Ende waren mehrere Sprach-Bilder an der inneren Tafel, und Therapie-Metaphern funktionieren, sogar wenn es der Pfarrer sagt! („Therapie“ ist fast ein Anagramm für „Metapher“, vielleicht machen wir ein „Metaphier“ daraus?). Die nette Co-Therapeutin fragt nach den Therapiezielen, und ich fange an von „Baustellen“ zu reden. Natürlich ist eine vor dem Balkon, *priming* erste Klasse, aber die Metapher ist nun auch schon lange nicht mehr originell, sondern schon fast ein eingewohnter Wolkenkratzer, und ich mag sie trotzdem noch einigermaßen. Metaphern sind vielleicht, ich erwäge es noch, die bessere Alternative zum *thing*, dem Ding, das sich breitgemacht hat in der Sprache, weil zu viel Wörter fehlen: Wörter nicht für abstrakte Sachverhalte, keine vereinfachenden Begriffe, sondern Wörter für komplexe Sachverhalte, für *cluster* (genau, auch ein dankbares Metaphier), für Konstellationen, für den Zusammenhang nicht aller, aber vieler Dinge, und zwar auf verschiedenen Ebenen: ein *thing* hat oft nicht nur eine sachliche Bedeutung, sondern auch eine Wertung: *is it even a thing?* Also: ist es wirklich erlebbar, darstellbar, sagbar als eigener Komplex, oder hat es sich noch nicht genug ausgeformt, ist sozusagen in einem embryonalen oder vorembryonalen Zustand, der zwar entwicklungsfähig ist, aber noch nicht: diskursreif.

Aber all dies *things*, die es geschafft haben, in den Diskurs zu finden ohne ihre Komplexität an einen Begriff zu verlieren, sind die wichtigen. Früher war nicht alles besser, aber ziemlich sicher vieles einfacher. Unvernetzter, wenig modularer, mit weniger Knoten und weniger Interfaces und weniger Schleifen, und es ist kein Zufall, dass es die Sprache des Netzes und der Algorithmen

und der Programmierer ist, die hier bildspendend war: Denn sie hat diese, wie immer höchstens halbschöne, neue Welt wesentlich mit erschaffen, und wo früher Kausalität war, allerhöchstens Wechselwirkung, ist heute Multikausalität und Uneindeutigkeit und bestenfalls: Wahrscheinlichkeit, bezifferbare. Wenn man Corona für irgendetwas dankbar sein kann (das Ergebnis steht immer noch aus), dann für die vielen nützlichen und aufklärenden Worte (na gut, auf Immunität hätte man schon früher kommen, und die diversen Einimpfungen hat schon Goethe auf ihr Bildpotential abgeklopft) und den Grundkurs in Wahrscheinlichkeitstheorie und graphischen Darstellungsformen. Auf die Kriegs-Metaphern, die gerade im Schwange sind, hätte man natürlich auch gern verzichten können, aber der Krieg ist definitiv ein *thing*, das man nur vergessen hatte und dessen Komplexität sich auch nicht im Grundvokabular von Krieg und Frieden erschöpft.

Und so sitzen wir in der Gruppentherapie und in der Einzeltherapie, gehen unsere Wege über Steine oder in die Schule, arbeiten an unseren Baustellen oder machen uns zum Affen, suchen die Sahnehäubchen im Alltag oder fallen in tiefe Löcher. *Whatever*. Mit Bildern kann man arbeiten, mit Begriffen nur definieren.

DIE NORMATIVE KRAFT DES FAKTISCHEN

Es war eines dieser Seminare, wo der Vortrag des Seminarleiters leise plätschernd in eine Vorlesung übergeht (nicht unbedingt die alleinige Schuld des Seminarleiters). Es plätschert vorbei und vorbei, und keiner sagt was, und keiner denkt sich was, und auf einmal hört man einen Satz vorbeiplätschern, der einen kleinen Haken auswirft und man beißt an; schließlich ist man auch nur ein kleiner Fisch, und der Geist will Nahrung, auch wenn es wieder nur magere oder falsche Fliegen sind. Am Köder aber hing, ich kann den Kontext beim besten Willen nicht miterinnern, er war auch egal, die ‚*normative Kraft des Faktischen*‘. Und während der Stift versonnen die lustige Formulierung am Rande notiert, dort, wo Randnotizen eben hingehören (erfahrungsgemäß das einzige, was einen später an Vorlesungsnotaten noch interessieren könnte);

während dort also in mäßiger Schönschrift *„die normative Kraft des Faktischen“* auftaucht, ordentlich in Anführungszeichen gesetzt, beginnt das Gehirn die mühsame Arbeit des Nachkonstruierens: Warum eigentlich musste nun gerade diese, doch eher schwerverständliche, bei genauerem Betrachten sogar widersinnige Formulierung notiert werden, am Rande, aber eigentlich: mitten im Kopfe, dort, wo er ins Herz übergeht? Was bitte hat einem gerade diesen kleinen elektrischen Schlag versetzt, diese Gehirnzuckung, so, als würde auf einmal ein Nerv ausschlagen im kleinen Zeh links ganz vorn, wo man niemals eine Nervenleitung vermutet hätte, aber der Ausschlag (es ist kein Schmerz, es ist ein Zucken, und es hört auf, wie alles Zucken schnell wieder aufhört, während der Schmerz zu oft ein anhaltender ist), aber es ist deutlich spürbar und versetzt dem Denken einen kleinen, heilsamen, anregenden, aufrührenden Schock? Die *„normative Kraft des Faktischen“* – und auf einmal tun sich ganz neue Denkmöglichkeiten auf und irgendetwas nickt, ganz tief innen: Ja, genau das ist es. So ist es. Unlogisch, natürlich, philosophisch geradezu peinlich dumm, ein Kategorienverstoß, entweder ist etwas normativ – also hat Gesetzkraft, per Konvention, per Verordnung, was auch immer, aber es wird gesetzt, mit Notwendigkeit und Begründung –, oder es ist faktisch – also dumm, zufällig, kontingent, wie alles Faktische eben, das jeden Tag so vor sich hin passiert, ‚sachgrundlos‘ (mein neues Lieblingswort: wie vieles ist nicht sachgrundlos, und eine unabsehbare Tiefe tut sich auf!), jenseits von Logik, Rationalität, Normativität. Aber eigentlich weiß die Erfahrung, ganz tief innen und sogar damals schon, im vernebelten Zustand des erst langsam, unter Widerstand abziehenden jugendlichen Idealismus wusste sie es schon, dass das die tiefere Wahrheit ist: Dinge, die passieren, setzen die stärkeren Normen als solche, die man nur setzt. Niemand argumentiert mit Realität. Geschehen ist, seien wir ehrlich, besser als begründet. Was geschehen ist, hat einen Grund gehabt, sonst wäre es ja nicht geschehen. Wirklichkeit setzt Normen, mit einer argumentativen Kraft, von der Argumente nur träumen können. An dieser Stelle hätte man natürlich das Heft beiseitelegen können und den nun schon wieder sanft und gedankenarm dahinplätschernden Vortragsfluss verlassen können; man hätte die

normative Kraft des Faktischen da suchen können, wo sie pas-
sierte, draußen nämlich, jenseits des Universitätscampus, der ganz
sicher ein sehr graues, zubetoniertes *statement* zur normativen
Kraft des Faktischen war. Aber damals habe ich eben noch nicht
über Randbemerkungen hinausgedacht. Den Köder jedoch, im-
merhin, den habe ich nicht ganz heruntergeschluckt, er hing mir
im Hals, und ab und zu schwamm ein ähnlicher vorbei, gerade
neulich noch, bei Goethe natürlich, der den Satz von der normati-
ven Kraft des Faktischen natürlich viel schöner gesagt hätte; er
hieß: ‚*die exakte sinnliche Phantasie*‘, und schon zuckte es wieder,
und der kleine Zeh stellte die Verbindung her, und inzwischen bin
ich immerhin erwachsen genug, um kategorische Widersprüche
nicht nur in mäßiger Schönschrift am Rande zu notieren, sondern
sie ins Zentrum eines immerhin kleinen Gedankensprungs zu stel-
len. Eigentlich aber gehören sie in die Mitte des Denkens.

DIE FREUDEN DES URTEILS.

Eigentlich gehe ich abends viel zu früh zum Griechen, um meine
Ruhe zu haben und mein Buch zu lesen und schnell bedient zu
werden und am Ende mittels eines geschenkten Ouzos (es ist wich-
tig, dass er geschenkt ist) in einen verfrühten Feierabend nach ei-
nem Berufstätigenalltag zu gleiten. Aber Pech, manchmal sitzt
auch in Corona-Zeiten jemand am Nebentisch. Normalerweise
starrt man die Leute ja auch nicht an, bevor man sich setzt und sei-
nen *Kindle* schützend vor sich ausbreitet, aber während die Kon-
versation hinüberdringt, macht man sich natürlich ein Bild. Man
kann ja nichts anders. Goethe, gerade hatte ich es gelesen, sagte zu
Eckermann, seinem idealen Zuhörer: Jedem, dem er eine halbe
Stunde zugehört habe (es könnte auch kürzer gewesen sei), könne
er auch zwei Stunden reden lassen. Ich bin nicht Goethe, aber doch.
Als erstes also der Alt-DDR-Zungenschlag, dieses etwas Ver-
quälte, Verbitterte im Timbre, dieses Passiv-Aggressive (dem Him-
mel sei Dank für dieses hässliche Kompositum, ich weiß nicht, wie
die literarische Charakteristik jemals ohne es auskommen
konnte!), dieses: *Ich kenne meine Rechte, oh ja, ich habe ein Urteil, eine
Meinung, nennt es wie ihr wollt; ich weiß, wovon ich rede, und ich sag*

es, ganz einfach so, weil jeder einfach so sagen sollte, was er denkt, nicht nur sogenannte Autoritäten, Experten, Besserwissis! Ich bin Volkes Stimme, und Volkes Stimme ist tendenziell immer beleidigt und gleichzeitig ein Kritiker (das gibt es übrigens im Westen genauso, definitiv, aber diverse ostdeutsche Dialekte verstärken es in der Wirkung; dazu trägt auch das Fehlen jeglicher Ironie und auch nur eines Funkens von Humor stark bei). Papa meinte also, er wiederholte es mehrmals, man habe ihm das Fleisch unterschlagen. Wozu gehe man schließlich zu diesem Griechen, wenn man nicht die Fleischberge bekomme, die einem zustehen? Wahrscheinlich habe der Koch sie selbst gegessen. Etwas verdruckt und hörbar peinlich berührt wirft die bessere Hälfte irgendwann ein, die Leute wollten ja auch nicht mehr so viel Fleisch heutzutage. Kaum eine Minute später lässt Papa (ja, er war schon älter. Ja, er war nicht ganz konsistent in seinen Äußerungen, so wie es alte Leute halt sind, denen keiner mehr zuhört, wo sie doch früher zu sagen hatten; ja, es tut mir leid, er tut mir leid) verlauten, er habe seit zwei Wochen schon kein so opulentes Mahl mehr bekommen. Im Hintergrund meines Kopfes geht ein mageres Pflegestations-Szenario auf, pürierte Suppen, püriertes Fleisch, püriertes Gemüse, danach Apfelpüree, kaum farblich zu unterscheiden; es verstärkt das Mitleid, aber immerhin: Man merkt, wie Papa das Wort „opulent“ auf der Zunge zergeht. Er wollte einfach, länger schon als zwei Wochen, einmal auch einen Satz sagen, in dem das Wort „opulent“ vorkommt. Es ist ja auch ein schönes Wort. Und es müssen ja keine Fleischberge sein, um „opulent“ zu sein. Seine bessere Hälfte (ja, ich muss diese Formulierung verwenden, sie ist im Geiste der Szene, im exakt sinnlich-phantastischen Geiste der Szene) lässt derweil ihre Zucchini-Küchlein liegen, sie seien zwar recht gut gewesen, aber genug. Papa isst natürlich auch die Zucchini-Küchlein, er hatte ja nicht genug Fleisch, er lobt sie sogar (nein, nicht opulent). Derweil wird über die restlichen Oliven verhandelt, zwei Stück, offensichtlich zu exotisch für alle (na gut, ich lasse die Peperoni ja auch liegen, wenn auch aus Gründen). Na gut, eine Olive. Die Konversation stockt weiter über diverse Peinlichkeiten hinweg, und ich versuche, schnell zu zahlen, um gehen zu können. Obwohl es interessant gewesen wäre zu sehen und zu hören, was mit dem

geschenkten Ouzo passiert wäre. Goethe hätte es sicherlich gewusst. Aber ich bin leider doch kein Goethe.



VON HINTEN GESEHEN

Bei einem Vortrag über Nietzsche und die Technik in Freiburg

Gesichter verraten zu viel. Wir können uns einem Gesicht nicht entziehen, das hat die Evolution so für uns festgelegt, und wer weiß, was sie sich dabei gedacht hat (meistens hat sie ja Recht, deshalb ist sie so ärgerlich). Das Erkennen und das Lesen von Gesichtern sind tief im Gehirn verankert, viele seiner Teile arbeiten daran mit, kreuz und quer. Und wir lesen, wir deuten, wir imitieren Gesichter schon lange, bevor wir auch nur mit zwei oder drei Wörtern sagen können: *Mama. Papa. Mann. Frau.* Lächeln, Zurüchlächeln. Die Augenbrauen hochziehen, staunen. Die Mundwinkel herabziehen, weinen. Sympathisch oder unsympathisch, Freund oder Feind, potentieller Sexualpartner oder sexuelles Neutrum, gesund oder krank, all dies wird registriert, bevor wir, unser klitzekleiner bewusster Teil, überhaupt registriert haben, dass es etwas zu registrieren gibt. Niemand kann sich einem Gesicht entziehen. Gesichtserlesen ist eine uralte Humantechnik.

Deshalb können Rückansichten so entlastend sein. Pferdeschwänze wippen, streicheln über ein Schultertattoo, es ist schwach farbig und auch in den Konturen schon etwas verschwommen. Daneben Glatzen, kahle Stellen, ein wenig glänzt die Haut hindurch, gebräunt, weniger gebräunt. Locken, Haarwirbel, sie scheinen ein Eigenleben zu führen: Wirbelt es in den Köpfen weiter? Stehen die Bürstenschnitte innerlich stramm? Lässiges Lümmeln wechselt mit gebückten Denkerschultern; Finger tippen, die Füße dazu sieht man nicht, Arme kreuzen sich. Nackenfalten machen sich breit, gelegentlich, Haaransätze zeigen pfeilförmig nach unten, ins Verborgene. Von hinten kann man nur Spuren lesen. Eine Geschichte erfinden. Oder es auch lassen? Sich kein Bild machen. Das Gesicht bleibt im Dunkel seines Geheimnisses. Wir müssen nicht Stellung nehmen, wiedererkennen, einordnen, widerspiegeln. Der Haaransatz schweigt, die Locken wirbeln ins Leere. Pfeif auf die Technik, es lebe die Phantasie!

Plötzlich eine leichte Wendung, ein Profil! Es gehört zu dem Bürstenschnitt zwei Reihen weiter vorn, leicht rötlich, mit der

Nackenfalte; breite Schultern, schwarzes T-Shirt, Lederarmband. Und man muss zur Kenntnis nehmen, dass man sich längst das Bild gemacht hatte; zu stark waren die Zeichen, zu stimmig das Ensemble, allein die (häufig zum Trinken angesetzte) Thermoskanne davor war etwas verwirrend. Und es stellt sich heraus, mit einer leichten Wendung, dem Profil, dass die Thermoskanne recht hatte, nicht der Bürstenschnitt: Es ist ein Kindergesicht, etwas breit, sicherlich, aber noch weich, vertrauensheischend und durchaus neugierig. Man kann sich vorstellen, wie es sorgsam einen Tee aufgießt und die Thermoskanne einpackt, obwohl es ein heißer Tag ist; man meint sogar eine Mutter im Hintergrund zu sehen, sehr unscharf, besorgt, mit einer Art innerlicher Schürze. Und man ist gleichzeitig erleichtert und enttäuscht. Auch von hinten hatte man sich schon längst ein Bild gemacht. Aber wenigstens war es das falsche.

FÜRWAHRHALTEN

Als ich während des Philosophie-Studiums im Rahmen meiner kursorischen Kant-Studien den Begriff das erste Mal hörte, dachte ich: typisch Kant! Ein Wort, das so ungeschickt ist, dass man geradezu darüber stolpert, wenn man es in einem Satz sieht! Was ist bloß los mit dem Mann? Ja, was nur. Er hat, so weiß ich nun viel später, einfach mal wieder gut nachgedacht, und dann noch ein wenig weitergedacht, und irgendwann ist ihm aufgefallen, dass man ein Wort braucht, das es noch nicht gibt: *Fürwahrhalten*. Er unterscheidet dann drei Formen des Fürwahrhaltens, nämlich: *Meinen*, *Glauben*, *Wissen*, und das ist schon einmal ein Anfang und weiter gedacht, als die meisten kommen, die zu wissen glauben, dass eine Meinung das höchste der Gefühle sei. Und ja, dieser Satz ist verwirrend, deshalb habe ich ihn geschrieben und bin stolz auf ihn. Was er nämlich auf seine verschlungene und gar nicht kantische Art zum Ausdruck bringen soll, ist: Es herrscht eine unendliche Verwirrung auf dem Gebiet des Fürwahrhaltens, und zwar nicht nur im normalen Schlendrian des allgemeinen Sprachmissbrauchs, sondern mit einer gewissen Denknötwendigkeit: Denn nur, wenn man glaubt, dass es Wissen überhaupt gibt (was man aber nicht

wissen kann, und das wusste sogar Kant in gewissem Sinne), kann man es vom Glauben (der für viele jedoch eine größeren Gewissheit hat als jegliche Form des Wissens) abgrenzen; Meinungen hingegen werden häufig mit einem heiligen Ernst und dramatischen Folgen geglaubt, und es wird viel Wert darauf gelegt, sie nicht etwa durch ein besseres Wissen zu korrigieren.

Denn das, um jetzt ein wenig weniger paradox zu werden, war mein Punkt, als ich neulich – es war beim abendlichen Zähneputzen, wo ich seltsamerweise die interessantesten Gedanken habe, niemals jedoch beim morgendlichen Zähneputzen, und darüber sollte man auch einmal philosophieren – bemerkte, dass ich eigentlich gern noch ein paar mehr Wörter für Formen und vor allem: Grade des Fürwahrhaltens hätte. Das hat damit zu tun, dass sich meine Neigung zur Skepsis, je älter ich werde, geradezu epidemisch ausbreitet und nach und nach auch Gebiete infiziert, die ich früher für immun dagegen gehalten hätte: Wissenschaft zum Beispiel. Ach, Wissenschaft; was wissen die Wissenschaften schon, vor allem diejenigen, die wir etwas schonend die ‚weichen‘ nennen, so als würden sie mit sanft vage gehaltenen Methoden flauschige Erkenntnisse produzieren, die man sich dann schützend und wärmend umlegen kann, bevor man sich mal wieder den ‚harten‘ Wissenschaften oder gar den Gefahren der nackten, von der Mathematik versklavten Wirklichkeit aussetzt! Nein, Wissenschaften produzieren, da bin ich mir fast sicher, bestenfalls: Wahrscheinlichkeiten. *Wahr-schein*-lichkeiten, aber ich bin lange schon darüber hinweg, mich über einen ordentlichen Schein von Wahrheit zu erheben, es kann sein, dass er das beste und das Einzige ist, was wir jemals davon haben werden.

Aber dieser Schein von Wahrheit, diese Wahrscheinlichkeit, ist, wie jedes Konzept, das man auch mathematisch formulieren kann, ein Schein in sehr unterschiedlichen Graden, von der Blendung (das wussten die Alten besser, die die Wahrheit immer sicherheits halber bedeckt zeigten) bis hin zu einem schwachen, flackernden Leuchten in dunkler Nacht. Und genau dafür hätte ich nun gern – einen ganzen Schatz an Wörtern des Fürwahrhaltens, so wie die Eskimos mit ihren Wörtern für Schnee; auch die Engländer haben mit ihrem ‚*educated guess*‘ schon einen guten Schritt in die richtige

Richtung gemacht! Inzwischen wissen wir aber leider (ziemlich sicher; na gut: wir vermuten!), dass das mit dem Schnee nur ein Missverständnis eines übereifrigen Anthropologen war; die Eskimos haben nur mehr zusammengesetzte Wörter, also welche für fallender Schnee, tauender Schnee, überfrierender Schnee, was weiß ich. Aber vielleicht könnte man ja ein ähnliches Modell für die Formen des Fürwahrhaltens entwickeln? Also zusammengesetzte Wörter, die die unterschiedlichen Grade von Sicherheit, Leuchten, Überzeugungskraft, Beweisbarkeit, Notwendigkeit ausdrücken, vielleicht sogar samt ihres damit notwendig verbundenen emotionalen Verbindlichkeitspotentials?

Denn, um noch einmal ein wenig ins Paradoxe zurückzufallen: Wenn wir aus der Geschichte etwas wissen können, dann das, dass Menschen den Glauben und seine Schein-Sicherheit brauchen; vielleicht brauchen wir sogar die in der Philosophie und auch die bei mir persönlich übel beleumdete kleine Schwester, die Meinung, die sich aber wenigstens nicht ewig naseweis aufführen und vordrängeln sollte, wenn sie einer fundierten Wahrscheinlichkeit begegnet und auf einmal in deren Schatten steht. Jeder, der den Glauben abschaffen will, kämpft mit einer Hydra, und die nachwachsenden Köpfe sind oft schlimmer als die abgeschlagenen, die vielleicht schon ein wenig altersweise geworden waren; die neuen aber kommen mit einer erworbenen Belehrungsimmunität auf die Welt. Und meine Zahnputz-Vision einer Sprache, die davon weiß, dass Fürwahrhalten in mindestens so vielen Varianten auftritt, wie eine Zahncreme in einem deutschen Supermarktregal oder wenigstens: wie die Eskimos zusammengesetzte Worte für Schnee haben – wird wohl eben das bleiben: eine Vision (eine schwach begründbare Ahnung mit eher wenig Trostpotalential?).



DER SPRUNG INS URTEIL

In meiner insgesamt nicht besonders glücklichen und nicht besonders unglücklichen Jugend litt ich an einer speziellen geistigen Verirrung: Ich war total (um nicht zu sagen: anal) theoriefixiert. Die Gründe dafür sind laienpsychologisch schnell ausgemacht, die Realität war halt mehr oder weniger enttäuschend, die sozialen Beziehungen schwierig, und das führt bei einer gewissen Begabung fürs Abstrakte dafür, dass man sich relativ schnell ins Reich der Ideen absetzt: Dort gibt es verlässliche Prinzipien wie Wahrheit und Falschheit, dort ist man seine eigene Herrin und die Gedanken sind frei, dort interessieren lächerliche Fakten, die einfach so da sind und die man nicht ändern kann, kein bisschen. Ideen sind viel spannender, Theorien viel befriedigender, ein Gedanke trägt einen auch dann, wenn sonst keiner da ist. Man kann durchaus leben so. Allerdings sind irgendwann gewisse Erschütterungen unvermeidlich, vor allem, wenn sie einen aus dem Hinterhalt erwischen. So kam es, dass ich im Rahmen meines Journalistik-Studiums an der Universität Dortmund pflichtmäßig ein Seminar über Presserecht besuchen musste. Das schien mir theoretisch nicht uninteressant, das Recht ist schließlich auch nur eine Sammlung von in Begriffe und Paragraphen gefassten Ideen, eine Mischung aus angenehmer Realitätsferne und zuverlässiger Präzision. Dachte ich jedenfalls. Es ging auch alles noch ganz gut während des Seminars, auch wenn es sich sprachlich etwas mürber gestaltete, als ich gedacht hätte, und zudem die rechtlichen Fragen von einer beklagenswerten Banalität erschienen (Recht am eigenen Bild, mein Gott, wozu das Theater? – und ja, das ist gute dreißig Jahre her, und niemand ahnte etwas vom großen weltweiten *Facebook*). Die Katastrophe kam erst in der Klausur. Keine Ahnung, wie ich mich vorbereitet hatte, in diesem Studium gab es eigentlich kaum Klausuren, schließlich war man nicht in der Medizin, und wahrscheinlich hatte ich halbherzig ein paar Paragraphen auswendig gelernt und hätte sie auch mehr oder weniger abspulen können. Was ich nicht erwartet hatte war, dass meine Urteilskraft – und jetzt erst erkannte ich, was das Wort eigentlich bedeutet! – getestet wurde. Denn wir bekamen ein oder zwei Fälle, Berichte über reale

Streitigkeiten, den ganzen Kuddelmuddel von "ich habe gesehen" und "er hat aber gesagt" und "ich habe etwas ganz anderes gesehen oder gesagt"! Und wir sollten eine rechtliche Einordnung und Beurteilung abgeben. Die Fälle jedoch wollten sich so gar nicht in das ordentliche Paragraphen-Muster fügen, das ich im Kopf hatte; es war noch nicht mal so recht klar, ob es nun Beleidigung war oder doch nur üble Nachrede, und auf was sollte man sich eigentlich stützen bei dieser Einordnung, wo man doch nur ein Kuddelmuddel von schlecht beobachteten und verdreht wiedergegebenen Fakten hatte?

Fälle kommen nämlich nicht, so zeigte sich, mit aufgedruckten Paragraphenzahlen. Fälle stecken mitten im Kuddelmuddel der Welt, man beginnt damit, einige wenige Fakten mühsam daraus zu extrahieren, aber es ist wie eine Pizza mit zu viel Käse: Man zieht am einen Ende, und dann hat man den ganzen Belag an der Gabel, eines hängt am anderen, und derweil wird die Pizza kalt und die Fliegen tummeln sich auf der Oberfläche und man verträgt eigentlich gar nicht so viel Käse und möchte sich doch nur zum knusprigen Rand retten. An dieser Stelle hilft nur eines: der Sprung ins eigene Urteil (oder, um im Bild zu bleiben: ein entschiedener Schnitt mit dem Messer). Zwischen der Welt der Fakten und der Welt des Rechts gähnt ein tiefer Abgrund, unten ist ein Sumpf, und man wird ihn nie durchqueren, wenn man mühsam hinabsteigt, man wird nur im Schlamm versinken. Es gibt nicht nur den berühmten Sprung in den Glauben, auch ins Urteil kommt man nur mit genug Mut und – nun, sagen wir: Weltvertrauen. Seitdem habe ich großen Respekt vor Richtern (wenn auch nicht allzu viel vor Anwälten, die ja entschieden einseitig bleiben dürfen und eigentlich immer nur fragen, ob es genug Käse für sie persönlich gibt). Und ich weiß, dass zwischen der Welt der Ideen und der des Erlebens ein Abgrund gähnt, den es ideenreich und realistisch zu überwinden gilt, aber auf jeden Fall: mit einem Sprung. Das, und nichts anderes, ist (so meine ich heute) Philosophie: angewandte Urteilskraft ohne doppelten Boden.

BLINDHEITEN

Menschen können auf ziemlich verschiedene Arten blind sein. Natürlich ist das mehr oder weniger metaphorisch zu verstehen: Echte, richtige Blindheit ist ein schlimmes Leiden, eine echte Behinderung, und das soll man nicht leichtfertig herabwürdigen. Schon ein engerer Verwandter wie Farbenblindheit ist deutlich weniger dramatisch, aber immer noch ein entschiedener Verlust an Sehqualität und damit -Lebensqualität (wahrscheinlich, man kann das nur imaginieren und nie vergleichen). Gesichterblindheit, die pathologische Unfähigkeit Gesichter wiederzuerkennen: Das Sehen ist so eng mit dem Gehirn verbunden, dass jeder Schaden beides trifft (Goethe lässt eine seiner Figuren sagen, ich glaube in den *Wahlverwandtschaften*: „Vielleicht träumen wir nur, damit wir nicht zu sehen aufhören“ – oder so ähnlich). Von den Augen breitet sich die Metapher über die Sinne aus, das ist naheliegend; schon vor Corona konnten Menschen geruchsblind sein, auch das eine Einschränkung, die weiterreichende Konsequenzen hat – z.B. ebenfalls nahe-liegend, für den Geschmack, und wenn das Essen nicht mehr schmeckt, also: nach nichts mehr schmeckt, dann ist das Leben auch schon ein großes Stück farbärmer geworden. Für Ohren hat die Sprache immerhin ein eigenes Wort erfunden, man ist nicht ton- oder hörblind, sondern taub. Taub ist interessanterweise auch das Wort, das dann dem verletzten Tastsinn zugeordnet wurde, wir sind nicht fühl-blind, sondern die Hand fühlt sich taub an vor Kälte. Doch von der Taubheit führt kein rechter Weg zum Denken, obwohl man sich auch ganz hübsch vorstellen könnte, dass es eine konstitutive Taubheit gegenüber Argumenten – oder der Vernunft gar? – geben könnte, einiges spricht dafür.

Hingegen gibt es, die Wissenschaft hat festgestellt, so etwas wie Zahlenblindheit: die Unfähigkeit, Häufigkeits- oder Wahrscheinlichkeitseinschätzungen angemessen vorzunehmen (nicht zu verwechseln mit der Rechenschwäche!). Das ist recht schön gedacht, weil es unterstellt, dass solche Einschätzungsfragen in gewisser Weise analog zum Sehen funktionieren: eine Wahrscheinlichkeit ist auch nur ein quantitativer Eindruck im inneren Auge, der sich notfalls über eine Tabelle veräußerlichen ließe. Ebenso gibt es

Schrift-, Lese- und Wortblindheit, angeboren und erworben, und die Kulturpessimisten unter uns könnten auf die Idee kommen, dass diese Krankheit sowieso schon quasi-pandemisch um sich gegriffen hat und dem Schriftkörper schwere Verletzungen zugefügt hat.

Aber darüber wollte ich gar nicht schreiben. Worüber ich schreiben wollte, ist, dass ich an mir selbst zwei verschiedene Arten von (sehr metaphorisch zu verstehender) Blindheit entdeckt habe, beide nicht sehr schwerwiegend, aber irgendwie – konstitutionell, angeboren und persistent über die Zeit. Die eine hängt enger an der Zahlenblindheit, tritt aber spezifisch auf als Datumsblindheit: Mir ist es, lange leidvolle Erfahrung bestätigt es, völlig unmöglich, den relativ einfachen Dreiklang von Jahr/Monat/Tag/ggf. Stunde korrekt von der Zahl in Schriftsprache zu übertragen oder gar mit dem richtigen Tag im Kalender zu verbinden. Irgendetwas entwischt mir dabei immer, auf einmal ist das genannte Datum, sagen wir: der 13.1., gar nicht ein Freitag, was er eigentlich sein sollte; bei genauerem Nachschauen zeigt sich, dass es ja auch der 13.2. war. Einen Physio-Termin für 10.10 Uhr trage ich auch gern unter 11.10 ein. Und so weiter. Vielleicht ist das auch nur die Konzentrationsschwäche der Demnächst-Dementen, aber ich habe das Gefühl, irgendetwas stellt sich in mir quer bei diesem doch recht simplen Übertragungsprozess. Am schlimmsten wird es, wenn ich solche Eintragungen sicherheitshalber überprüfe, weil ich ja um die Datumsblindheit weiß. Dabei trage ich regelmäßig neue Fehler hinein. Warum das so ist? – ach, man kann ja gern ins Psychologische schweifen: eine innere Verweigerung gegen den kalendarischen Stumpfsinn der Zeit? Ein Unwille gegen äußere Festlegungen? Ich könnte mir gut einen Traum vorstellen, der sich daraus entwickelt, einen meiner typischen Endlos-Versagens-Träume: Ich trage ein Datum im Kalender ein, falsch natürlich, und als ich es ändern will, ist es auf einmal ein anderer Kalender, und dort steht schon ein Datum, und inzwischen habe ich vergessen, worum es eigentlich ging bei dem Datum, und so weiter und so weiter.

Das ist die Datumsblindheit. Das zweite ist die Regelblindheit. Natürlich kann ich Regeln befolgen, die mir einleuchten und die

alternativlos sind: Rechenregeln, Logikregeln, Verhaltensregeln sogar. Was ich nicht kann, ist arbiträre Regeln folgen: Regeln, die so sind, weil jemand das so festgelegt hat; es wäre aber auch anders möglich gewesen, und mit einem ungefähr gleich guten Argument. Natürlich sind solche Regeln in vielen Bereichen nötig, sagen wir: Straßenverkehr zum Beispiel; und es läge mir fern, ihren Nutzen zu bestreiten oder ein anarchistisches „Regeln-sind-Unterdrückung-Argument“ zu machen. Nein, Regeln sind eine gute Erfindung, und die Welt wäre ein besserer Ort, wenn sich mehr Menschen an sinnvolle Regeln hielten (nicht nur im Straßenverkehr). Aber wenn es einen guten Grund dafür gibt, an einer Stelle ein Komma zu setzen oder einen genauso guten kein Komma zu setzen – setzte ich abwechselnd mal ein Komma, mal kein Komma. Wenn man „Hrsg.“ oder „Hg.“ abkürzen kann, kürze ich abwechselnd mal so, mal so ab. Wenn es ein ganzes Buch voller Regeln gibt, die arbiträr sind und jeden winzigen Sonderfall abdecken, zum Ruhme der *Heiligen Einheitlichkeit* (die gern mit der *Heiligen Wahrheit* verwechselt wird, aber das ist nur eine sehr entfernte Verwandtschaft), dann bekomme ich eine Gänsehaut. Denn ich weiß schon: Ich kann das Regelbuch mit all seinen Paragraphen von vorn bis hinten lesen und versuchen, mir jede kleine Regel einzuprägen: Aber mein Gehirn wehrt sich dagegen. Die eine Hälfte sagt immerzu, dass man es doch genauso gut anders machen könne, und ich gerate in einen seltsamen Quantenzustand, wo sich Regelbefolgung und Regelverstoß überlagern. Er wäre damit zu beenden, dass man wieder einmal ins Regelbuch schaut. Oder dass man es einfach irgendwie macht, vorzugsweise so, wie man es das letzte Mal nicht gemacht hat. Meine Regelblindheit ist nämlich, genauer betrachtet: Gerechtigkeitssinn. Komplementaritätsbewusstsein. Vereinheitlichungswiderstand. *Vive la différence!*

LATERALES LESEN UND SEINE GEFAHREN

Irgendwann haben wir dann mal wieder eine Druckversion einer Tageszeitung gekündigt, aus eher inhaltlichen Gründen (wir leben in Zeiten der fortgeschrittenen öffentlichen Kriegstreiberei, und

das ist unappetitlich auf die Dauer). Und es ist ja nicht so, dass ich keine Zeitungen mehr lese, ich lese halt verschiedene, meist internationale, online, und dazu unseren guten alten *Teckboten*, der sich für eine Lokaltzeitung wacker schlägt. Aber ziemlich schnell entdeckte ich ein Problem, das nicht erwartet hatte: Was mir nämlich fehlte, wenn ich so dasaß bei einer meiner einsamen Tagesmahlzeiten, und nicht mit einem altmodischen Druckerzeugnis, sondern einem mäßig handlichen iPad daneben, war die schöne sanfte Reihenfolge der Seiten, die man mehr oder weniger brav von vorn nach hinten (oder umgekehrt, das geht auch) durchliest, und man blättert ohne nachzudenken, so wie man ein Buch liest, Seite für Seite nacheinander. Man trifft zwar kleine Entscheidungen zwischendurch – was liest man auf einer Seite, was nicht? was liest man gründlich, was überfliegt man im geistigen Tiefflug? –, aber ansonsten denkt man nicht, sondern blättert. Am Ende hat man eine Zeitung von vorn bis hinten (oder umgekehrt) durchgelesen, das ist ein befriedigender Akt von *closure*, und man kann sie guten Gewissens ins Altpapier tun. Auf dem iPad hingegen – nun ja, das Nacheinander macht keinen rechten Sinn im digitalen Medium. Natürlich kann man zuerst die aktuellen Geschichten ganz oben anschauen und dann weiter nach unten scrollen; oder man kann sich nach Ressorts oder Themen orientieren, auch das ist ja durchaus ins Digitale übertragen worden; aber am Ende bleibt man doch meist an einer Geschichte hängen und beginnt mit dem Lesen.

Und damit beginnt das Problem. Denn, wenn es ein guter digitaler Artikel ist, hat er Links – auf anderen Artikel zu dem Thema, zur Vertiefung; oder auch auf andere Artikel vom gleichen Autor, wenn man beschlossen hat, dass man entweder die Schreibweise oder die Sichtweise interessant genug findet, um ihm zu „folgen“ – und in diesem „folgen“ steckt der kleine digitale Teufel. Denn wenn man den Links folgt – gerät man natürlich immer tiefer in das gewählte Thema, aber man kommt auch ab vom geraden Weg der Tages-Lektüre und verliert sich auf einen Seitenweg. Das Wort, das mich dafür sogleich anflieg, war „laterale Lektüre“, was nicht nur den Vorzug der lieblichen Alliteration hat, sondern anmutiger Anschaulichkeit: Denn sogleich sieht man die vermisste Tageszeitungslektüre, einen sanft dahinfließenden horizontalen Fluss,

kaum ein ablenkendes Plätschern oder höchstens ein paar Stromschnellen hier und (und niemals im Feuilleton, ganz sicher); und dagegen die digitale Lektüre, sie hüpfte von Stein zu Stein, sie verlässt den Fluss und findet einen Nebenfluss, ach, es ist der Reiz des Abenteuers, man beginnt sich auf Neuland, aber wo wird man landen, und vor allem: Wann hört man auf? Denn das laterale Lesen, es findet kein natürliches Ende; es endet immer in einem Entschluss, und damit: einem hohen Aufwand geistiger Energie.

Nun wurde uns ja schon gelegentlich und in letzter Zeit sogar immer häufiger der Wert des „lateralen Denkens“ angepriesen: Es sei nämlich einer der Königswege zur Heiligen Kreativität (ja, Bedeutungsgrößenbeschreibung), weil es die Schublade mit einem energischen Sprung verlasse (sind Schubladen lateral? Nein, die Metapher ist *mixed*, und so lassen wir sie auch) und deshalb zu neuen Einsichten führe. Wenn Dinge verbunden sind in der zuverlässigen, aber auch etwas reizlos geschmiedeten Kette der linearen Kausalität, läuft das Denken geradlinig mit; zwar hat auch das seine Herausforderungen, aber die klassische Kausalität ist eine strenge Herrscherin, sie duldet keine Abweichung, sondern schreitet gemessen von einem „wenn“ zum nächsten „dann“ (ja, das ist vereinfacht, aber Denken ist mühsam, und viele scheitern schon am Einfachen. Ich weil noch, kurze laterale Digression, wie ich meiner etwas begriffsscheuen Schulfreundin Monika versuchte, irgendwelche naturwissenschaftlichen Sachverhalte zu erklären, immer schön am Leitfaden des „wenn“-„dann“; und wie unendlich mein Unverständnis darüber war, dass sie es nicht verstand. Wie kommt man Kausalität, logische oder begründete Abfolge (es gab beide Varianten) nicht verstehen??? Was war los mit diesem Gehirn??? Nun gut, Monika war, wie man heute sagen würde, eben anders begabt). Wenn man hingegen einen oder mehrere Schritte zur Seite tut, kommt man, siehe oben, in immer unerforschtere Gebiete; und niemand kann garantieren, dass man die Zusammenhänge, die man nun entdeckt, vielleicht doch nur Kontiguität sind (was immerhin eine Form des Zusammenhangs ist) oder gar – reiner Zufall, wilde Spekulation? Na gut, das meint man ja auch gelegentlich mit dem sehr dehnbaren Begriff „Kreativität“, aber das

ist eine andere Schublade mit sehr bunten Socken, die öffnen wir jetzt nicht.

Vielmehr kehren wir zurück zum „Lateralen“, was ja, und das habe ich zu meinem großen Erstaunen gerade selbst erst gelernt, als ich versuchte, ein passendes Bild des lateralen Lesens zu finden, gar nicht das Gegenteil von „horizontal“ ist (das ist natürlich „vertikal“). Nein, das Laterale ist das „Seitliche“; und sein Gegenteil ist das „Mediale“, nämlich: das zur Mitte hin orientierte. Es sind Richtungsbegriffe. Mit lateralen Schritten bewegt man sich zur Seite weg, mit medialen zur Mitte hin. Lateral sind in der Anatomie die äußeren Körperteile, medial die zur Körpermitte hin orientierten. Der Begriff ist damit immanent räumlich; während meine Zeitungsektüre, Seite für Seite von Anfang bis Ende, ja nicht zu irgendeiner Mitte hin orientiert ist, sondern chronologisch in der Zeit. Aber irgendwie, irgendwie hängt es doch zusammen, vielleicht auf einer höheren/tieferen/anderen Ebene? Wir arbeiten dran. Für heute jedoch halten wir fest: Laterales Lesen ist, auf jeden Fall, anstrengender. Es führt auch zu einer anderen Art von Kenntnissen, und vielleicht vermuten wir, unserer bewährten Weltformel folgend: komplementären? Aber, wagen wir noch eine Vermutung, die auch zusammenhängt mit der neuerlichen Hochschätzung lateralen Denkens: Die Menschheit denkt lieber chronologisch-linear-horizontal. Das haben wir trainiert, die letzten zweitausend Jahre lang ungefähr, und es hat zu ungeahnten Triumphen der Erkenntnis geführt (in den realen Wissenschaften, nicht den imaginären; das Begriffspaar habe ich gerade durch laterales Denken gefunden, und es gefällt mir. Laterales Denken findet übrigens häufig in Klammern statt, das fällt mir auch gerade auf). Aber es hat seinen Preis gehabt, und das ist ein Verlust von – Komplexität vielleicht? Räumliches Denken, das wird mangelhaft trainiert, ich selbst bin das beste Beispiel. Ich kann gut zur Seite springen, das laterale Lesen kommt meiner Denkweise sogar entgegen; aber wer weiß, wie oft ich dabei ins Leere springe? Brücken konstruiere, wo eigentlich mit gutem Recht ein Abgrund sein sollte? Und am Ende – aber es gibt ja gar kein Ende. In einem Netzwerk gibt es nur Knoten. Und die Mitte ist überall.

ÜBER GESCHMACK MUSS MAN STREITEN!

Wenn sich alle Welt über etwas einig ist, sollte man misstrauisch werden; und noch mehr, wenn gar lateinische Zitate in den allgemeinen Schatz endgültiger Lebensweisheiten aufgenommen werden. „*Nicht für die Schule, sondern für das Leben lernen wir!*“, das hat noch jeder Drittklässler gesagt, wenn er wieder mal mit einem miesen Zeugnis heimkam, und alle nicken heftig und mitfühlend, jaja, haben schon die Alten gewusst. Nur leider war es im Original umgekehrt: Natürlich lernt man in der Schule für die Schule, was denn sonst, das wussten schon die alten Römer, mit einer anderen Haltung wäre man auch nie ein Weltreich geworden!

Vielleicht war es ja mit dem Geschmack ganz genauso? Irgendein alter Römer oder Grieche mag gesagt haben: „*Über den Geschmack ist zu streiten*“, täglich, immer wieder, auf dem Forum und im Dampfbad, wo auch immer – aber mal wieder hat niemand richtig zugehört, der Schreiber kannte die Geschichte auch nur aus fünfter Hand und nun tönt es aus jedem auch nur halbambitionierten Radio-Kulturprogramm: „*Über Geschmack kann man nicht streiten!*“ – und schon darf jeder schmecken, finden, meinen, was er will (die drei Hauptformen des beliebigen Urteils). Begründung ist nicht nötig. Es leben die Individualität und die Freiheit! Meine Pommes sind deine *Nouvelle Cuisine*, meine zerrissene Jeans dein *Business-Kostüm*, meine *Soap Opera* dein *Hamlet*. Über Geschmack streitet man eben nicht!

Interessanterweise ist das Experiment ja schon lange durchgeführt worden, und dass man über Zahlen nicht streiten kann, wird zwar weniger gern herausposaunt, stimmt aber leider (außer man ist Mathematiker und sehr, sehr klug). So weiß man beispielsweise ziemlich gut, was den Leuten so schmeckt, jeder, der sich in eine Großküche – Mensa – Autobahnraststätte traut, kann es sehen, mit eigenen Augen, und riechen vor allem: Pommes und Schnitzel. Selbst wenn der Preis eine Rolle spielen sollte, was immerhin möglich wäre, die wenigsten Dinge haben nur eine Ursache auf dieser Welt – so groß kann sie dann doch nicht sein. Nein, offenbar

schmeckt den meisten Menschen dieses fettige salzige Zeug, mit dem Großkonzerne reich werden, und die müslknabbernden Veganer sind nur die Ausnahme, die die Regel bestätigt. Wir könnten auch über Einschaltquoten reden. Oder Modeverkaufszahlen. Kurz und schlecht: Die Menge ist sich ziemlich einig über ihren Geschmack, sie stimmt ab mit den Füßen und den Mägen und der Fernbedienung, man kann es an Verkaufszahlen ablesen, und all diejenigen, die auf der Straße direkt vor McDonalds brav ins Mikrophon sagen: „Über Geschmack kann man doch nicht streiten!“, tragen, mehr oder weniger, die gleiche Jeans dabei. Was soll man sagen: Geschmacksverstärker funktionieren, ebenso wie Fett als Geschmacksträger, das ist unsere Biologie; und wenn wir nicht ein klein wenig erzieherisch auf sie einwirken, wird sie uns zu Schnittzel-Pommes treiben, immer und immer wieder und vor allem, wenn wir von Kind an darauf konditioniert wurden. Zucker belohnt, ist im Gehirn festverdrahtet so und hat seinen guten evolutionären Sinn. Oder: Wir finden primitive Dinge lustig. Wir können uns totlachen, wenn immer der gleiche alte Oberkellner über das immergleiche Tigerfell stolpert, und das ist schon die Variante für Fortgeschrittene. Wir gehören gern dazu, ob beim gemeinsamen Lachen über die Verlierer und Pannen dieser Welt oder beim gemeinsamen Einkauf in den angesagten *hyperstores* rund um den Globus. Wir essen, sehen, tragen, was gerade angesagt ist. Widerstand ist anstrengend. Aber über Geschmack, natürlich, wie könnte man streiten?

Besteht Einigkeit also vielleicht nur über schlechten Geschmack, und das nur bei Snobs und elitären Schnöseln, die sich handgefertigte Schuhe, Gourmetrestaurants und ein Opernabo an der Scala leisten könnten? Oder sind wir, vielleicht, mal wieder, doch gar nicht so frei in der Wahl dessen, was uns schmeckt, unserem Gaumen, unseren Augen, unserem Kopf? Ach, die Freiheit. Wie immer, wenn man sie besonders heftig verteidigt, ist sie gar nicht bedroht. Jeder darf ja so viel Pommes essen, wie er will, bevor der Diabetes ihn ereilt, der plötzliche Herztod oder ein anderes dieser geschmacksresistenten Zivilisationsmonster. Was bedroht ist, ist, wie immer, die Urteilskraft. Denn das, was man eigentlich sagen sollte auf die Frage nach dem Geschmack, das, ist: *Ich weiß,*

was mir schmeckt. Und warum! Ich bin aber offen für Neues, und jeder darf mich überzeugen, dass etwas anderes besser schmeckt. Man kann mich überzeugen, wirklich! Denn über Geschmack lässt sich streiten. Mit Gründen, guten, schlechten, egal, Hauptsache: Argumente! Ob wir dann am Ende Noten verteilen wollen, ist eigentlich auch ziemlich egal, Geschmackssache, sozusagen. Es würde schon reichen, wenn wir uns ein wenig darüber unterhalten haben, worauf wir Wert legen und worauf nicht, was uns gefällt und was weniger, was uns guttut und was uns schadet. Mit Gründen, Argumenten, im freundschaftlichen Streit vielleicht gar. Denn über Geschmack lässt sich, mit etwas mehr Mühe, sogar schön streiten! Und das Beste dabei ist: Es muss gar keine Gewinner oder Verlierer dabei geben, und auch kein handfestes Endergebnis. Aber zwischen der Tyrannei der individuellen Geschmacksdiktatur und dem Diktat der kollektiven Geschmacksvermarktung gibt es ein schönes graues Feld, die Schönheit wohnt dort in ihren kleineren Anbauformen, es gibt Geschmackskulturen und Testflächen für Geschmacksexperimente, und Besucher sind gern gesehen (sie müssen nicht einmal Evaluationsbögen ausfüllen, das hält man für schlechten Stil).

Und so sehen wir vielleicht auch, wenn wir genau hinschauen, in der Ferne zwei Männer in seltsamen Gewändern auf einem antiken Marktplatz stehen. Es ist das große Forum in Athen, die Menschen gehen ihren Geschäften nach, kaufen ein paar frisch eingetroffene Sklaven, verwalten die *polis* oder opfern den Göttern, aber diese zwei Männer (es sind ganz sicher Männer, weil Frauen nichts zu suchen haben auf dem Forum, sollen sie sich doch zuhause mit den Kindern oder den Sklaven herumstreiten) streiten; sie zausen sich den Bart, raufen sich die wenigen Haare und erheben anklagend die Hände. Und während der eine noch ruft: „*Natürlich kann man über Geschmack streiten, du hirnloser Hornochse, im Namen des allmächtigen Zeus*“, keift der andere zurück: „*Wie kommst du nur darauf, du lallender Lackaffe, niemals kann man sich über Geschmack streiten, was für eine absurde Idee, im Namen des friedliebenden Merkur!*“ Und beinahe wären sie übereinander hergefallen, aber da kommt eben Sokrates um die Ecke, man erkennt ihn an seinem Silenengesicht, der verwegenen Nase, dem immer etwas ironischen

Ausdruck um die alten Augen, und er neckt die beiden: „*Seht doch, ist es nicht seltsam, da streitet ihr euch darum, ob man sich streiten kann; ihr tut es aber doch die ganze Zeit, ist das nicht wirklich erstaunlich und nachdenkenswert, im Namen der alleswissenden Athene! Vielleicht sollten wir darüber gelegentlich ein kleines Symposion abhalten, ich habe da schon eine Idee, wenn wir noch einladen könnten; und ihr sorgt für die Getränke, ihr beiden Streithähne, denn mit durstiger Kehle werden die Argumente leicht trocken, beim allüberfließenden Dionysos!*“ Und man hört noch eine Zeitlang, wie sich die beiden beim Weggehen über die Qualität der verschiedenen Weinsorten streiten. Sokrates aber ist stehengeblieben und lächelt milde; und vielleicht murmelt er noch in seinen Bart: „*Ich weiß wenigstens, dass ich nichts weiß, aber das weiß ich wirklich gründlich und könnte es euch auf Nachfrage sogar gern erklären! Aber das ist ganz bestimmt nicht nach eurem Geschmack!*“

MENSCHLICHE NATURGEWALTEN

Es kommt nicht oft vor, aber dann und wann trifft man einen Menschen, der eine Naturgewalt ist. Oft erkennt man es an seinem Lächeln: Es kommt aus einem Selbst, das weder einen äußerlichen Grund braucht, um nach außen zu erstrahlen, noch eine Spiegelfläche, um sich selbst zu spreizen oder sich zu vergleichen. Naturgewalten können aber auch tiefernt sein, denn die Welt und das Menschenleben darin sind ernsthafte Angelegenheiten, wenn man einmal ernsthaft darüber nachdenkt und sich nicht von all den Ablenkungsmaschinen und der *Alles-wird-Gut*-Propaganda einfangen lässt. Das hat alles gar nichts mit Lustigkeit oder Traurigkeit oder gar mit Sentimentalität zu tun, den groben Masken, die normale Menschen tragen, um nicht gar zu eng mit der Wirklichkeit und den wirklichen Menschen in Berührung zu kommen. Naturgewalten scheuen diese Berührung nicht; sie suchen sie, und sie finden sie überall, so wie ein großer Sturm über Land und Meer zieht, über Städte und Hügel, und ihm nichts zu klein oder zu groß oder wichtig oder unwichtig ist. Sie betreiben weder *small talk*, noch spielen sie mit im allgemeinen *bullshit-bingo*, sondern sie betreiben Kommunikation als das, was das Wort meint: Mit-Teilung eigener Erfahrung, so redlich und unverfälscht wie möglich, von

Naturmensch zu Naturmensch, und nicht als Schlagabtausch von zwei aufgeblasenen Selbstwert-Puppen, die gelernte und größtenteils unverstandene Phrasen wiederkäuen und dann ausscheiden. Naturgewalten sind anstrengend, naturgemäß; oft wissen sie nicht, wohin mit ihrer Energie, ihrem unendlich sprudelnden Ideenquell, ihrem Gefühl für die ganze Welt. Sie könnten die Welt retten, und meistens wollen sie es sogar – aber man lässt sie nicht. Denn eine der traurigsten Geschichten der ganzen Welt ist, wie menschliche Naturgewalten gezähmt werden. Es ist eigentlich nichts Schlimmes daran, ein wildes Tier zu zähmen; es ist ein Prozess, in dem Wildheit zu etwas Besserem, Höherem sublimiert werden kann. Aber man darf das wilde Tier nicht brechen; und der Dompteur, der den stolzen Löwen durch den brennenden Reifen springen lässt und den mächtigen Elefanten in einen Handstand zwingt, demonstriert nur seine menschliche Tücke und ästhetische Ideenlosigkeit. Menschliche Naturgewalten jedoch zähmt man, indem man sie ins Leere laufen lässt. Sie suchen große Aufgaben; und sie geben alles bei der Arbeit daran, das ist so ihre Art. Dabei machen sie gelegentlich Fehler, vielleicht sogar große – wer selbst denkt, macht Fehler, das liegt in der Natur der Sache, die eben niemals eindeutig wahr oder falsch, sondern komplex und kompliziert ist, und aus großen Fehlern kann man viel lernen. Keine Fehler macht man nur, wenn man immer korrekt und regelgetreu ist. Korrektheit aber ist der Mehltau des Denkens; sie legt sich lähmend über alle fröhlich sprießenden neuen Triebe und macht sie matt und leblos. Derweil triumphieren die Einfallslosigkeit und die Mittelmäßigkeit, ja gelegentlich sogar die platte Dummheit. Sie sind nicht bedrohlich, sie sind nicht gefährlich, sie sind flexibel und anpassungsfähig; sie bauen sich ihre Dämme, ihre Deiche, ihre Warnsysteme, ihre Bunker für den allerschlimmsten Notfall. Und die Stürme erschöpfen sich über dem weiten flachen Land, die Wellen brechen sich an den Dämmen, wieder und wieder, bis sie ihre Gewalt verloren haben und nur noch dahinplätschern, in kleinen Kreisen; das Feuer verzehrt sich voller Verzweiflung selbst. Geistige Energie ist eine der wertvollsten Ressourcen der Menschheit; und sie geht verantwortungsloser damit um als mit fossilen Brennstoffen.

VOM HERZENSMUSEUM UND ANDERE TODE

Es war schon bei der ersten Lektüre eine Herzenslektüre, und ich habe gar nicht verstanden, warum. Nun hatte ich gerade den Realismus für mich entdeckt, seine brave, etwas umständliche, aber durchweg liebevolle Schilderung von realen, blassen, unscheinbaren Dingen, Menschen, Geschichten. Die völlige Abwesenheit einer übergeordneten Idee war mir geradezu erholsam nach einer etwas überstrapazierten idealistischen Jugend. Ich kaufte viele Bände in einem der letzten Antiquariate dieser Welt, bevor *amazon* und der *kindle* diesem speziellen Habitat ein rasches Ende bereiten; es waren alte, blasse, gelegentlich angeschmutzte, aus einem Haushalt wahrscheinlich, der seine einstigen bildungsbürgerlichen Ambitionen neben den DDR-Memorabilien eingemottet hatte. Aber sie waren gut genug fürs abendliche *binge reading* mit Zitronentee und kleinen Mengen Schokolade im Wohnheim am Berg in Jena. So las ich mich durch die realistische Literatur Kerneuropas, in schlechten deutschen Übersetzungen und insgesamt mit eher wenig analytischer Aufmerksamkeit. Einiges aber blieb stecken, und diese eine ganz besonders: Es war Wilhelm Raabes *Die Akten des Vogelsang*.

Nun war dies sicherlich noch eines der idealischeren Werke des deutschen Realismus: Drei Jugendfreunde suchen das Ideal im Leben und finden – die Verzweiflung, das Bürgertum und die große Welt. Aufgewachsen in einem wahrhaften „grünen Fleck“, dem Vogelsang nämlich, der seinem idyllischen Namen durchaus gerecht wird; in bemerkenswert *patchwork*-artigen Familien erzogen oder nicht erzogen, mit Familienfreundschaft und guter Nachbarschaft, und ich sah die immer wieder erwähnten „lebendigen Hecken“ im Garten meines Großvaters vor mir, und ich habe selbst seit Jahren einige sehr lebendige Hecken, bewohnt von lautstarken Vögeln, und bald werden es die letzten sein in der ganzen Nachbarschaft. Das alles war der Vogelsang, wo man über die Hecke sprach und wo die Kinder den ganzen Tag lang herumstromern durften, ihre geheimen Orte hatten und ihre Pläne für die Zukunft. Dabei gab es auch Mobbing, und es gab ein wenig Dramatik, wenn mal wieder ein Kind in den See gefallen war und gerettet werden

musste; es gab nicht viel Geld und die daraus erwachsenden Sorgen und Probleme, aber am Ende des Tages war alles gut, weil: Es war der Vogelsang. Der Vogelsang jedoch, und das würde ihn sogar aktuell machen, wenn man auf so etwas steht; der Vogelsang jedoch musste sterben, er stirbt das ganze Buch über dahin und mit ihm sterben eine Lebensform und die Träume der jugendlichen Vogelsang-Bewohner.

Ich könnte nun noch viel schreiben über den Roman, den ich sauber bis in seine verstecktesten Winkel analysiert habe („darf man einem Text so an die Wäsche gehen?“, fragte der Kollege in einem anderen Zusammenhang, und ich war belustigt von der Metapher und betroffen von ihrer Weisheit; trotzdem, ich mache es bis heute, die Warnung bleibend im Ohr). Und ich habe ihn ganz sicher so identifizierend gelesen, wie lange Zeit zuvor nichts mehr; was wohl deshalb so ausgezeichnet klappte, weil ich mich ein wenig mit allen drei Hauptfiguren identifizieren konnte. Der Spalt, die Spannung zwischen Karl und Velten, dem Bürger und dem Künstler (mit Thoms Mann gesprochen) ging durch meine eigene Seele, und dazwischen tanzte Helene, Frau durch und durch, Inbegriff der Lebendigkeit und ein Weltkind von hohen Graden und bei alledem reinster Vogelsang. Während sie in die Welt geht und reiche Männer heiratet, gründet Karl seine Familie; und Velten studiert, es wird noch nicht einmal so recht gesagt was, es ist auch egal: Denn Velten ist von einer derart tiefsitzenden Melancholie, dass sie sich sogar über die hellen Teile des Buches ausbreitet. Velten könnte alles machen, er ist klug über die Maßen, er ist sogar gebildet, belesen in der Weltliteratur seit der Antike, ein williger und origineller Zitatenspender, ein grandioser Unterhalter, wenn er will. Er ist sicherlich, und das kommt mir schwer über die Zunge: ein Romantiker; aber nur insofern, als er in einem durchaus romantischen, großen Sinn in die Welt verliebt ist, ihre Schönheit und Vielfalt (das arme, zerschundene Wort!). Dass diese Liebe sich dann konzentriert über Helene ergießt, ist ganz folgerichtig, denn Helene ist genau diese Welt, die man lieben könnte, die große, lebendige, in jedem Sinne aufgeschlossene Welt. Und Helene kriegt er nicht, das ist klar, und das ist tragisch. Weshalb er ab einem bestimmten Zeitpunkt in seiner kurzen Lebensgeschichte (er selbst

weiß, dass sie kurz sein wird, von Anfang an), beschließt, dass nur eines des Findens für jemand wie ihn würdig und lebensrettend sein würde: ein kaltes, empfindungslos gewordenes Herz. Denn, so schrieb der junge Goethe, der einige ganz bemerkenswerte Ähnlichkeiten mit dem jungen Velten aufweist, und der junge Velten hängte sich den Spruch übers Bett: „*Sei gefühllos! / Ein leichtbewegtes Herz / Ist ein elend Gut / Auf der wankenden Erde*“. Ach, wenn es doch so leicht wäre, gefühllos zu sein, zur Unempfindlichkeit geschmiedet in der Kältekammer des Lebens, ein klarer Kristall, von Eis, ungetrübt, untrübbar. Ja, das konnte ich verstehen.

Was ich beim ersten Lesen jedoch noch nicht verstand, war die Sache mit dem *Herzensmuseum*. Velten hat nämlich eine Mutter, er hat nur eine Mutter; der Vater war früh gestorben, und sie hatte den sehr besonderen Sohn sehr besonders großgezogen in der Güte ihres sehr großen Herzens; und sie selbst war das Herz (ja, man muss hier so viel „Herz“ sagen, es ist nötig, es ist geradezu aus Abhärtungsgründen nötig) des gesamten Vogelsangs, und so lange ihres schlug, gaben sich auch die Anderen Mühe, die Vögel sangen noch einmal besonders herzlich in den Hecken. Aber niemand lebt ewig, auch nicht Mutter Velten (Amalie hieß sie, wenn ich mich richtig erinnere). Und so stirbt sie irgendwann, nicht besonders dramatisch, in ihrem kleinen „Herzensmuseum“; denn das hat sie sich eingerichtet, solange der Sohn in der Fremde war; es enthielt alles, was je dem Gatten oder dem Sohn lieb gewesen war und von dem sie sich nicht trennen konnte; weil an ihm Leben hing, gelebtes Leben, wenn auch nur noch im Destillat der Erinnerung. Und was tut Velten, der einzige Sohn, direkt nach der Beerdigung? Er geht hin und verschenkt alles davon, was sich nur verschenken lässt, und den Rest verbrennt er, gemeinsam mit dem widerwilligen, aber dann wie immer folgsamen Freund Karl. Und das, das war für mich – ein Skandal, monströs, unverständlich. Wie kann man das tun, das Herzensmuseum verbrennen? Und warum ist es nötig?

Denn die Idee eines Herzensmuseums selbst fand ich sehr für mich verständlich („sehr aus mir selbst“, sagte Velten gern, wenn man ihn fragte, wo er einen besonders abwegigen und richtigen Gedanken habe, „sehr aus mir selbst“, und das zitiere ich gern, es

erkennt aber keiner). Natürlich baue ich auch Herzensmuseen, aus Freundschaftsgaben, Funden, und, im Unterschied zu Amalie: auch Eigenem. Man kann es Sammeltrieb nennen, es ist auch zum Glück nicht das, was man Messietum nennt. Aber es ist von beidem etwas und viel mehr: Es ist eine Befestigung gegen das Leben. Gegen den Verlust. Gegen das Alter. Gegen das Vergessen. Wenn alles weggeht, wird etwas bleiben, an dem man sich festhalten kann. Und so verbringt man, verbrachte ich die erste Lebenshälfte damit, mein Herzensmuseum anzulegen und zu vergrößern. Es kam so viel willig dazu, es fügte sich schön, der Platz war da. Und wer denkt schon an den Tod mitten im Leben?

Mitten im Leben kommt der Tod, auf einmal, und es macht einen Bruch, und es wird, so würde ich heute sagen, niemals heil. Nach diesem Bruch, aber das wurde mir erst nach und nach mühsam klar, lebt man auf das Ende zu, also: das geschlossene Ende. Nicht mehr das offene Ende, das Zukunft heißt und so viele Möglichkeiten hat! Nein, von nun an heißt es: Sich einschränken. Möglichkeiten abschreiben. Kleiner werden, nicht mehr sich ausdehnen. Weniger Raum. Und je mehr mir dieses alles klar wurde, und je mehr ich mir wünschte, ein fühlloses Herz zu haben, desto mehr verstand ich auf einmal: Man kann das Herzensmuseum nicht nur verbrennen, man muss es sogar verbrennen. Wenn man es den Nachkommen ersparen will (der Sohn könnte ja auch ein allzu warmes Herz haben), dann muss man es sogar selbst tun, Stück für Stück. Man geht so dem Tod entgegen und wird selbst leichter. Gefühlloser. Man braucht schon immer weniger Platz, wir wissen alle, wie wenig ganz am Ende übrigbleibt. Aber es ist schwer, so schwer.

Die Entstaubung von Idealen. Nun leide ich ja nicht nur an einer extremen Form von Alters-Konservatismus, der beinahe schon ans Reaktionäre grenzt; nein, dazu kommen einige ähnlich rabenschwarze Begleitsymptome wie völlige Illusionslosigkeit, ein rabierter Anti-Idealismus, eine Neigung zu blankestem Pragmatismus und eine immer noch zunehmende Allergie gegen Allerwelts-Moralisierer. Als jedoch zur allgemeinen Überraschung ein Krieg in der Ukraine ausbrach – ich tat mich schwer, ihn als Zeitenwende

zu sehen, hatte denn wirklich irgendjemand ernsthaft geglaubt, die Menschheit werde nicht mehr weiter Kriege vom Zaun brechen, solange es noch Zäune gab? -, entdeckte ich ein altes Ideal ganz weit hinten im Ideale-Regal (das schreibe ich nur hin, weil es so schön nach IKEA-Regal klingt). Es hieß Pazifismus, in meiner Jugend gehörte es irgendwie zum linken Standardrepertoire, ohne dass man eine genauere Vorstellung damit verbunden hätte; Krieg war halt schlecht, und meistens gab es nicht einmal Zwecke, die die Mittel heiligten. Zudem war man als Frau von dieser speziellen Gewissenprüfung befreit, wie schön! Und so stand er da, der liebe alte treuherzige Pazifismus; und um ihn herum fielen die Gewissheiten, die positiven wie die negativen, wurden die Ideale entrümpelt und heiligen Kühe des Begriffs geschlachtet. Und lange hatte man schon nicht mehr hineingeschaut in diese Rumpelkammer des Geistes, sie hieß „jugendliche Verirrungen“ und hatte ein Sicherheitsschloss, das war aus lauter Peinlichkeit geschmiedet; und nur gelegentlich holte man irgendeinen Fetzen hervor, um man ihn zu zeigen und mit Spott zu überschütten: *Seht nur, so etwas haben wir geglaubt in einer Zeit, da gab es noch kein Handy und kein Internet und die Gedanken waren frei, aber sehr, sehr seltsam!* Doch dann kam dieser Krieg, und ich musste gar nicht nachdenken oder analysieren oder hin- und herwägen; nein, irgendetwas in mir ging geradezu automatisch auf die Kammer zu, löste das Schloss mit einem Zauberschwert und holte den Pazifismus hervor; warum hatte man noch nie zuvor gesehen, wie heimlich er glänzte? Er war ganz und er war rein, und es gibt nur ganz wenig Dinge, die man rein und ganz halten kann und soll; viele andere kann man einschmelzen und zu recht ordentlichen Kompromissen verarbeiten. Nicht jedoch den Pazifismus. Denn wenn man ihn zerlegt, tötet er Menschen.

Der Umgang mit Toten. Auch ein Satz, den ich nicht verstanden hatte. Annette von Droste-Hülshoff, die ich lange unterschätzt und umgangen hatte, die aber kaum zu überschätzen und genug zu betrachten ist, beklagt, nein: konstatiert eher zu irgendeinem Zeitpunkt, ungefähr in der Mitte ihres sorgenreichen und beinahe männerfreien Lebens, dass sie mehr mit Toten als mit Lebenden

verkehre. Nun war reichlich gestorben worden in ihrem Umkreis, auch in ihrem näheren; aber es erschien mir eine solche Gewohnheit reichlich befremdlich, denn wie verkehrte man wohl mit den Toten, die doch – nun ja: tot waren, und deshalb wenig gesprächsbereit? Ach, was ich alles nicht wusste, was ich alles nicht weiß, was ich alles nicht wissen lernen muss. Nun sind mehr Mitglieder unserer sowieso kleinen Familie tot als lebendig, und ich stelle fest, dass ich sie nicht nur vermisse; nein, ich möchte mit ihnen sprechen, mit ihnen verkehren, mit ihnen – weiter-leben. Ich verzeihe ihnen dafür das meiste, sogar das, was ich für unverzeihlich hielt. Es gibt diese Tage, an denen fühlt man sich so wenig zuhause in dieser schwankenden Welt, dass man sich das Totenreich als eine Art sicheren Hafen vorstellt: Wenigstens ändert sich dort nichts, die Toten gehen ihre geregelten Wege, und schließlich können sie nicht mehr sterben. Man hätte ihnen so viel zu erzählen, was man sonst niemand erzählen kann. Von früher, von später. Und man ertappt sich bei den banalsten Tauschangeboten an eine imaginäre Instanz: Gib uns doch nur eine der alten Stunden wieder! Es muss gar keine besonders gute sein, eine ganz ordinäre wäre wirklich in Ordnung. Aber das Weltall schweigt.



D. POLEMISCHER TEIL



I. ARGUMENTEN-EVALUATIONEN



WERT-SCHÄTZUNGEN. GEHÄSSIGE MEDITATIONEN ÜBER MISSBRAUCHTE WÖRTER

Manchmal kann ich Wörter hassen. Vor allem hasse ich Modewörter mit moralischem Zwangsindex – also Wörter, mit denen Leute ‚ein Zeichen setzen‘ wollen, zum Beispiel, oder ‚klare Kante zeigen‘, oder ‚Stellung beziehen‘; Wörter, bei denen deshalb immer der moralische Zwangsindex mitintoniert werden muss, das kann man in Perfektion bei Nachrichtensprechern erleben, die ihn vollständig verinnerlicht haben, ein permanentes Empörungs-Tremolo. Ein Aufsteiger in diesem sprachlichen *Juste*-Milieu ist (neben ‚relevant‘, das Rennen ist noch im Gang) die *wertschätzende* Haltung, der *wertschätzende* Umgang, die *wertschätzende* Kommunikation. Früher hat man vielleicht noch einmal etwas ‚gewürdigt‘ (Würde! es lebe der Wortstamm!) oder ‚anerkannt‘ (Kennen!), vielleicht sogar war man, gelegentlich, dankbar. Heute hingegen schätzt man Wert, überall, es müssen auch gar keine materiellen Werte sein, eher im Gegenteil (natürlich bildet trotzdem der Geldwert die Folie für all die Schätzung, darüber spricht man aber nicht gern). Befragt darauf, welcher Wert denn nun genau geschätzt würde, würde man wahrscheinlich keine Antwort bekommen, sondern nur einen vorwurfsvollen Blick, genau so wenig wie auf die unschuldige Frage: Relevant für was genau? Nein, der Wert hat sich verselbständigt, er ist natürlich ein moralischer, aber welcher im Einzelnen – irrelevant. Wir, die Gutfühler, -denker, -glaubender, teilen eine Wertegemeinschaft, die im Wesentlichen dadurch zusammengehalten wird, dass niemand allzu genau auf ihre einzelnen Bestandteile schaut (manchmal sehnt man sich nach den guten alten Zeiten der Tugenden zurück; da kannte man auch noch Laster!). Es ist aber eher ein Eintopf denn eine *Consommé*.

In den guten alten Zeiten aber, wo man noch zu sagen wusste, was man denn nun schätzte und würdigte, waren das zunächst

natürlich das *Wahre-Gute-Schöne*; was eine Zeitlang unproblematisch zusammenfiel, dann begann das Schöne seine eigenen Wege zu gehen, und auch die Wahrheit suchte sich andere Bettgenossen. Übrig blieb das Gute, das so ganz allein aber weder besonders schön aussah noch besonders überzeugend wirkte, so dass es sich schließlich selbst in die Unverbindlichkeit verabschiedete: bedingungslos *relevant* werden, universell *wertschätzend*, eine Globalphrase.

Besonders deutlich ist dieser Prozess in der Ästhetik zu verfolgen, also bei den Wechselwerten des ehemaligen *Schönen*. Schon im 18. Jahrhundert bekam es ernsthafte Konkurrenz vom *Interessanten*; ganze Gattungen, wie der Roman, dieser Plebejer der Gattungsgeschichte, wurden auf seinem Rücken zum Erfolg getragen, und bis heute ist ‚interessant‘ immerhin eine mögliche Antwort darauf, was man denn an einem Text gut finde. ‚*Interessant*‘ war eigentlich ein ganz ordentliches Wort: Es drückte, vom Wortstamm her, Teilnahme aus, etwas zwischen Fühlen und Denken: *Ich widme diesem Ding jetzt meine gesteigerte Aufmerksamkeit, weil mir an ihm liegt. Weil ich es verstehen will. Man kann es nicht essen (dann hätte man Hunger), man kann es nicht kaufen oder verkaufen (dann wäre es materiell); aber ich erwarte mir etwas davon, mich mit ihm zu beschäftigen, an ihm teilzunehmen, es in mein Leben und mein Denken hineinzulassen.* Es war ein sachliches Wort, aber es war auch ein wertendes; es sagte: *Eine Sache ist mir persönlich eine gewisse Mühe wert. Ich habe etwas an ihr entdeckt, das mich betrifft, aber ich bin darüber hinaus auch an der Sache selbst interessiert.*

Irgendwann jedoch stieg ‚interessant‘ ab, in die zweite Wortliga, wo nicht mehr die ganz großen Wortgefechte ausgetragen werden; nur noch augenzwinkernd sagte man es noch, „interessant, nicht?“ und signalisierte damit, etwas sei bestenfalls bedeutungslos, wahrscheinlich aber doch zu langweilig, um die Mühe zu rechtfertigen. Auf hingegen stieg ‚spannend‘. Auf jeder Tagung, in jedem Interview, in jedem besseren *feelgood-bullshit*-Bekanntnisgespräch finden nun ständig Leute Dinge spannend. Was natürlich dramatischer klingt, klar: Spannend nimmt uns mit, spannend ist ein Krimi oder *Game of Thrones*, und eine Spannung kann hoch professionell aufgebaut und wieder abgebaut werden, auf jeden Fall

aber wird sie einer Lösung zugeführt, so dass man hinterher entspannt ist, und wer will das nicht. Interessant war offenbar nicht spannend genug; auch für geistige Geschäfte braucht man in einer Welt, in der die Zahl der virtuellen Ablenkungsmöglichkeiten die der nur ‚interessanten‘ Tätigkeiten um ein Vielfaches übersteigt, inzwischen härtere Drogen.

Die Steigerungsform von ‚spannend‘ ist übrigens, auch im wissenschaftlichen Jargon, ‚sexy‘. Dass Theorien sexy sein können, hätte Einstein sicherlich überrascht, und wenn es je eine Theorie gab, die wirklich sexy war, dann wäre die Relativitätstheorie schon ein ziemlich guter Kandidat dafür gewesen. Was es aber für geistige Tätigkeiten oder gar die Wissenschaft bedeutet, wenn sie nicht mehr nur milde interessant, sondern mindestens spannend sein müssen – also, sagen wir: eher auf Unterhaltung und Aufregung aus als auf Erkenntnis, und mit dem Versprechen auf ein gutes oder schlechtes, auf jeden Fall aber ein reinigendes, kathartisches Ende; oder wenn sie gar sexy sein sollen – also von instinktgetriebener Attraktivität und von dem damit gewöhnlich einhergehenden proportionalen Verlust von Selbstbeherrschung und geistiger Freiheit begleitet – das wäre eine Frage, die interessant, vielleicht sogar spannend, wenn auch nicht gerade sexy wäre; außer man nähme die Fruchtbarkeit als Kriterium hinzu. Aber dem hat die Verhütung einen Riegel vorgeschoben: Ideen haben sich nicht unregelt zu vermehren, wo kämen wir denn dahin!

Vielleicht sollte man also doch dem Känguru folgen? Das Känguru nämlich, dessen anarchistische Weisheiten sehr gut geeignet sind, allen möglichen Globalphrasen die Luft herauszulassen, lässt nur noch eine Kategorie zu in ästhetischen Dingen: *witzig*. Klingt wie ein Witz, hat aber was. Denn was ist witzig? Das wirklich Unerwartete, die befriedigende Auflösung einer Spannung in einer Pointe – aber nur dann, wenn man aufgepasst und gut zugehört und mitgedacht hat. Um aber einen Witz zu machen oder zu verstehen, muss man zurücktreten. Sich selbst nicht mehr so ernst nehmen. Die Realität – nein, nicht zu ‚hinterfragen‘, auf ihre Relevanz gar, um Gotteswillen!; nein, die Realität so übertrieben ernst nehmen, bis sie wieder lustig wird. Witzig ist das Gegenteil nicht von ‚nicht witzig‘ oder ‚langweilig‘. sondern von wehleidig.

Witzig ist die Weisheit in einer Nusschale, und wenn man sie ganz allein geknackt hat, spritzen die Fetzen in alle Richtungen! (Nussknacker aber sind für Weicheier).

Früher waren Dinge auch einmal: ‚*wichtig*‘. Vielleicht waren sie sogar ‚*bedeutend*‘ – ein Goethe-Wort, wenn es jemals eines gab, und schon bei Goethe habe ich mich regelmäßig gefragt: Bedeutend für was denn bitte? Denn bedeutend, oder, wie man heute an jeder Straßenecke hört: ‚*relevant*‘ benötigt eine Qualifikation, technisch gesprochen: einen Index-- bedeutend für was (denn ein be-deuten muss ja auf etwas Konkretes deuten, sonst deutet es nicht), relevant für wen oder was, in welchem Kontext, warum? (*re-levare* bedeutet: einen Messbalken wieder in die Höhe heben; aber vielleicht ist es ja durchaus von einer gewissen Bedeutung, was dieser Messbalken misst, Kilogramm oder Kilometer oder Kilojoule?). Aber nein, etwas ist einfach ‚*relevant*‘ – und die verbreitetste Suggestion ist dabei: gesellschaftlich relevant, politisch relevant, moralisch relevant, was aber alles irgendwie unscharf ineinander übergeht, da diese früher einmal durchaus bedeutenden Grenzen längst gefallen sind.

‚*Relevant*‘ ist deshalb das Lieblingswort des Politisch Korrekten: Es ist ein Aufmerksamkeitsmarker, dem sich keiner entziehen darf, ohne sofort – nun, nicht der völligen Irrelevanz zu verfallen, was ja noch hinnehmbar oder gar annehmbar wäre, sondern als moralischer Blindgänger, politischer Populist oder gesellschaftlicher Hinterwäldler (denn: hinter den Bergen wohnen keine Leute, sondern Hinterwäldler!) gebrandmarkt zu werden. Nein, alle Sachverhalte, denen man das Etikett ‚*relevant*‘ anheften kann, steigen sofort und vor allem: automatisch einige Stufen auf der Messlatte des fortgeschrittenen politischen Bewusstseins, dessen Maximum übrigens heutzutage in der Reichweite eines jeden liegt, der bedeutungsschwanger ‚*relevant!*‘ sagen kann. Denn wenn man sich nun darüber verständigen müsste, für was, für wen, warum – oh weh, wie leicht könnte da ein unergiebiges Streit aufkommen, und dahin, dahin wären all die schöne Einigkeit und das volle

Gefühl der eigenen Bedeutung (das aber eigentlich nur von einem undefinierten Gegenstand geliehen ist, eine Art Bedeutungs-*Leasing*, sozusagen, und das wahrhaft Schöne ist: Es nutzt gar nicht ab dabei, und kosten tut es auch nichts!). Nein, relevant ist relevant, und ein Ignorant, wer dahinter eine trost- und sinnlose Tautologie vermutet!

Genauso ist es übrigens den ‚*Werten*‘ überhaupt ergangen. Frühere Zeiten haben sich mühsam gestritten, haben argumentiert, sich exaltiert, sich resigniert, widerlegt, behauptet, verworfen, bestritten, auf jeden Fall jedoch: sich Mühe gegeben zu definieren, was das denn überhaupt sei: ein Wert, und welches der höchste sei, und welche vielleicht untergeordnete, mitgeteilte, notwendige oder hinreichende, verpflichtende oder freiwillig anerkannte Werte – aber alles umsonst, wie sich nun herausstellt. Dass, worauf es ankommt, ist, dass man Werte hat; welche, ach Gott, wer wüsste das schon so genau! Europäische, universale, freiheitliche, es gibt einige zertifizierte Qualifikationsstempel, und die tragen nicht besonders zur Präzisierung bei (außer: sie diffamieren natürlich, im Handumdrehen sozusagen, nicht-europäische, partikulare, begrenzt geltende Werte, für die man einiges, durchaus Gewichtiges, anführen konnte). Heutzutage kann man endlose Wertedebatten führen, ohne dass man nur einmal sagen muss, welchen Wert man denn genau und im Einzelnen meint. In einem umfangreichen Handbuch zum Thema ‚*Literarische Wertung*‘ ist es mir nicht gelungen, auch nur einen Artikel zu finden, der konkret sagt, was denn ein literarischer Wert sein könnte; nein, aber endlose Abhandlungen über die Relativität von Werten, ihre problematische Bestimmung, ihre zweifellos unentbehrliche Funktion, ihre diversen Ausdrucksformen, ihre scharfsinnige Kritik und ihre wechselhafte Geschichte – was auch immer, aber niemals eine Währung, eine Maßeinheit, eine Bestimmung eines Einzelwertes. In einer Diskussion mit Fachphilosophen ist es mir nicht gelungen zu vermitteln, dass es noch andere Werte als moralische geben könnte (Physik ist natürlich eine ziemlich mindere Form von Philosophie, und

Ökonomie definitiv nur für Halb- und Viertelgeister!). Der Wert ist ein Wert an sich! (und schon schaut die totalitäre Tautologie wieder um die Ecke und grinst, weil sie immer schon da ist, während die Argumente noch mühsam vor sich hin kriechen und die Dialektik wieder die Kurve zu scharf genommen hat und schon auf dem Rückweg ist)

Als meine kleine, private Form der Rache praktiziere ich gern folgendes: Ich verwende den zweifellos philosophisch (wenn man damit einfach meint: Selbstdisziplin des Denkens mit Begründungspflicht) relevanten Begriff des ‚Grundes‘ ohne jegliche Qualifikation. Ich sage einfach, vorsichtshalber, bevor noch eine Begründung einer verwegenen These eingefordert werden kann: „mit Gründen“. Die Kurzform davon ist, im Übrigen, das hat die Jugendsprache hervorragend und so viel klarsichtiger als die Philosophen erkannt: „weil“, allerhöchstens noch versehen mit fragender Intonation am Schluss? Einfach „weil“. Begründungen sind für Luschen und *Loser*! Es kommt schließlich nicht darauf an heutzutage, welche Gründe im Einzelnen; sie würden auch das Denkvermögen der meisten Leute überfordern, das völlig erschöpft ist, wenn es nur energisch irgendetwas gefordert hat, weil es relevant ist! Gründe? Ach, ich hätte Gründe. Schöne Gründe, gute Gründe, gelegentlich sogar: tiefe Gründe. Aber gegen den Abgrund an Begründungsverweigerung und Bedeutungsbehauptung kommt man nicht an. Gründe sind letztlich, im Grunde, dem letzten – irrelevant.

Wenn es übrigens etwas gibt, das noch ansteckender ist als Corona (von dem in Wirklichkeit niemand weiß, wie ansteckend es ist), dann sind es die Floskeln, mit denen Corona medial bewältigt wird. Nachdem wir erst alle Fachleute im Epidemiologie-Speech wurden (*flatten the curve*, nein, gemeint ist nicht der Bierbauch; *Reproduktionszahl*, nein, es geht nicht um die weiter kontinuierlich sinkende Kinderzahl in zivilisierten Staaten; *Übersterblichkeit*, nein, hat nichts zu tun mit Unsterblichkeit oder damit, dass es über dem Sterben noch irgendetwas anderes gäbe, ein höheres Prinzip,

qualitätvolles und nicht einfach alternativloses Leben zum Beispiel, nein, nein, nein!), sind wir mit der abgeflachten Kurve auch alle auf ein neues Paradigma umgeschwenkt: Es heißt ‚*Verhältnismäßigkeit*‘ (oder, in den sehr flach argumentierenden kritischen Qualitätsmedien, die nach dem epidemiologischen Imperativ noch übrig geblieben sind): *Unverhältnismäßigkeit*. Eigentlich sollte ich mich darüber freuen. Eigentlich ist das eines meiner Lieblings- und Herzenswörter; na gut, es ist nicht besonders schön, eher umständlich, wie der Sachverhalt, den es beschreibt. Gemeint ist nämlich eine Abwägung von Verhältnissen gegeneinander, auf eine Seite der Waage legt man dieses, auf die andere Seite jenes, und das so lange, bis die Waage stillsteht, weil auf beiden Schalen das gleiche liegt, nein, nicht das Gleiche, sondern: dass mit unterschiedlichen Dingen ein gleichgewichtiges Verhältnis hergestellt ist. Mein Opa hatte in seiner geheimnisvollen Werkzeugkammer neben dem bedrohlichen Schraubstock eine alte Waage, auf die man Gewichte legte. Es gab kleine Klötzchen mit einer Art Hut obendrauf, mittlere Klötzchen, große Klötzchen, und auf und nieder ging die Waage, bis sie auf einmal, schön in der Mitte, stillstand. Alte Marktfrauen hatten auch solche Waagen, und eigentlich wussten sie es im Blut, wieviel Kartoffeln man auf die eine Seite legen musste, damit es mit den Klötzchen auf der anderen aufkam. Ach, Verhältnismäßigkeit, Ausgewogenheit, Abgewogenheit, Urteilskraft – ich könnte ganze Hymnen auf diese alten Tugenden singen, man muss es ja nicht gleich die ‚goldene Mitte‘ nennen, ganz normale Klötzchen aus Messing oder Blei (unedle Metalle, es glänzen auch Dinge, die nicht Gold sind) tun es auch. Aber wenn man nun ganz ungleiche Dinge auf die beiden Seiten legt, sagen wir: die Bedrohung der Gesundheit (für die meisten) und des Lebens (für weniger) durch einen weitgehend unbekanntem und geheimnisvollen Virus auf der einen Seite und die Bedrohung durch einen gänzlichen Stillstand von Wirtschaft und Verkehr, Konsum und Handel, Geselligkeit und Austausch auf der anderen – woher soll man die Einheiten nehmen, wer gibt uns die Klötzchen, wer hat sie gewogen? Tatsächlich ist das nicht leicht, sondern sehr, sehr schwer. Man müsste lange nachdenken und Dinge abwägen; man käme in Zielkonflikte und gelegentlich sogar wäre man konfrontiert mit

der einen oder anderen Unwägbarkeit (ist das Leben wägar? verhältnismäßig gesehen?). Aber zum Glück ist es ja gar nicht so schwierig. Denn, als reine Floskel betrachtet, ist Verhältnismäßigkeit, also: nackte Verhältnismäßigkeit sozusagen, völlig unabhängig von lästigen Inhalten, gewogenen Dingen, konkreten Bezügen. Es reicht zu sagen: *Aber ist das denn verhältnismäßig?* Genauso wie man sich angewöhnt hat zu sagen: *Aber ist das denn relevant?* Für was, in welcher Hinsicht, in welchem Grad, unter welchen Bedingungen auch immer, scheint definitiv irrelevant, um nicht zu sagen: völlig unverhältnismäßig. *Verhältnismäßig eben! Relevant eben!*

An dieser Stelle bekomme ich immer eine altmodische Phantasia: Vor meinem inneren Auge taucht der Android Data aus *Star Trek Voyager* auf. Wenn man Data nach seinem Befinden fragt, runzelt er etwas künstlich die künstliche Stirn und sagt dann: „*Ich funktioniere innerhalb normaler Parameter!*“ Auch Nachfrage könnte er sie natürlich nennen. Es fragt aber nie jemand. Wenn wir Details zu Corona wollen, fragen wir den gerade diensthabenden Meinungs-Epidemiologen (oder den, der am meisten einer Meinung ist mit uns, wenn wir ganz sicher gehen wollen). Dafür brauchen wir keine Waage. Keiner braucht Waagen, wenn er entweder Floskeln (fürs grobe Meinungsbilden) oder Experten für den Rest hat. Denn wenn man eine Floskel auf eine Waage legt, rührt sich gar nichts, nicht mal ein lindes Lüftchen. Luftworte haben kein Gewicht. Floskeln sind inhaltsneutral. Zu Bedeutungen halten sie Sicherheitsabstand. Vor Nebenwirkungen für die geistige Gesundheit warnt kein Apotheker und nicht der Lieblingsexperte unserer Wahl. Aber leider wirken sie extrem ansteckend. An einem Impfstoff arbeitet die Menschheit, seit sie ihr Bewusstsein gefunden hat (die Evolution hatte sich einen Moment schlafen gelegt, mit fatalen Folgen). Bisher ohne sichtbaren Erfolg.

KAUFPRÄMIEN

Das Allheilmittel gegen Corona und alle damit verbundenen, verhältnismäßigen wie unverhältnismäßigen Leiden ist aber sowieso Geld. ‚*Whatever it takes!*‘ ist die eine Universal-Maxime der Zeit. Ihren verhältnismäßigen bzw. eher unverhältnismäßigen Wert kann

man gut dadurch erproben, indem man sie beispielsweise verschiedenen Personen in den Mund legt. Wir könnten natürlich gleich mit Adolf Hitler anfangen, aber das ist ein klein wenig unfair; heute wären die meisten ja schon zu Tode erschrocken, wenn Donald Trump sagen würde: „*Whatever it takes!*“ und dazu die Tolle schüttelte! *Whatever it takes* ist ein Lieblingssatz von Mafiabossen, Tyrannen und Psychopathen. Und der Satz wird auch nicht besser, wenn wir ihn Mahatma Gandhi in den Mund legen oder Albert Einstein. Beide hätten ihn auch nie und nimmer gesagt. Na gut, Gandhi vielleicht, aber er meinte nur: Er persönlich sei zu jedem Opfer bereit, und das ist völlig in Ordnung. Der Satz ist aber nicht vergemeinschaftungsfähig. Jeder kann ihn nur für sich selbst sagen. Und besonders hellhörig muss man werden, wenn er mit seinem nahen Verwandten auftritt, nämlich dem vergemeinschafteten Risikoabtritt, der zweiten Krisen-Universalmaxime: „*Niemand soll in der Krise schlechter gestellt werden!*“ Entschuldigung, was genau ist dann das Krisenhafte an einer Krise? Muss ja geradezu das Paradies sein, so eine Krise, denn im normalen Leben ist bekanntlich immer jemand schlechter gestellt. Von Geburt an, da kann man noch so lange auf der Chancengleichheit herumreiten, am Ende bricht der Gaul müde zusammen, weil er keine Chance hatte. Begabtere Gäule haben ihn überholt. Oder reichere. Oder schlauere, egal. Die Welt ist nämlich nicht gerecht, und Chancengleichheit interessiert die Evolution einen feuchten Kehricht; Mutation interessiert sie, Veränderung, Anpassungsfähigkeit an unterschiedliche Situationen (nein, ich sage jetzt nicht „*Herausforderungen*“. Situationen). Wenn alle Menschen gleiche Chancen jemals gehabt hätten, wären wir tot. Oder im Neandertal, und würden uns mit absolut gleich großen Steinen die absolut gleich großen Köpfe einhauen. Nimmt man nun beide zusammen, „*Whatever it takes*“ + „*niemand soll in der Krise schlechter gestellt werden*“, ist das zum Glück eine mathematische Aufgabe, die einer Lösung zugeführt werden kann, sie lautet: Geld. Unbegrenzte Mengen Geld. Schutzschirme, bis einen nicht mehr ein Staubkorn treffen kann, geschweige denn ein versprengtes Corona-Aerosol, Schutzschirme, einer über dem anderen, vielleicht helfen sie auch noch

vor der Klimakatastrophe! Bei Helikoptergeld sind sie aber schnell wieder einzuziehen.

Als dann noch die Idee mit der *Kaufprämie* kam, konnten wir nicht einmal mehr zynisch lachen. Gestern haben wir noch das Klima mit Unser-Aller-Greta durch Konsumverzicht gerettet, und heute werden wir belohnt, wenn wir unser sowieso fast neues Auto auf den Müll tun (äh, den Müll müssten wir natürlich auch reduzieren, eigentlich) und ein Neues kaufen. Es mag ja Elektro sein, das macht es aber kaum besser, zumal der Strom ja auch nicht direkt natürlich aus der Steckdose wächst. Seitdem wollen wir eigentlich für alles Prämien. Die geplagte Touristik-Industrie? Eine Kreuzfahrtpremie! Notleidende Restaurants? Speisegutscheine, *all you can eat!* Darbende Kulturschaffende? Jeder Opernbesucher ein Opernglas umsonst! Die größte Prämie wollen wir aber fürs Wählen. Es tut jedes Mal mehr weh, seinen demokratischen Pflichten nachzukommen. Und das Ergebnis ist eigentlich immer so, dass man hinterher noch einen Schutzschild mehr braucht. Vor Dummheit hat aber noch nie ein Schutzschild geschützt.

OPFER

Noch eine Anekdote. Das Wort ‚*Opfer*‘ hat ja sowieso schon eine ziemlich buntscheckige Geschichte mit mehreren Häutungen hinter sich. Ist es heutzutage nun gut oder schlecht, ein Opfer zu sein? Als Opfer bekommt man zwar Opferschutz und Opferprämien, aber man will ja auch nicht auf dem Schulhof auf „*Du Opfer!*“ hören! Früher, gaaaanz früher, da waren Opfer mal eine ehrenhafte Angelegenheit. Na gut, man will jetzt auch nicht abraham-mäßig seinen Sohn opfern, und Leute, über die sich der Priester mit der grusligen goldenen Maske und dem sehr scharfen gebogenen Messer in der Hand beugte, hatten dazu sicherlich auch sehr klare Meinungen. Aber im Großen und Ganzen war klar: Die Götter wollen Opfer, die Priester wollen Opfer, und der Rest fühlt sich eigentlich auch besser, wenn gelegentlich, verhältnismäßig natürlich, etwas geopfert wird. Alle Religionen haben das begriffen, und der Rest darf für *Brot für die Welt* spenden. In Indien gibt es überall kleine Altäre; sie hängen an den mächtigen Straßenbäumen, sie sich

durch Vorhänge in kleinen Tempeln zu erspähen, und niemals hätte man sich ihnen, so religiös unbegabt und schlecht ausgebildet man auch ist, mit Schuhen genähert. Ach, ich bin sogar sentimental genug, in katholischen Kirchen Kerzen anzuzünden (und sie zu bezahlen, natürlich). Damit ein Licht brennt, es ist immer gut, wenn ein oder zwei mehr Lichter brennen auf der Welt. Natürlich sind das keine echten Opfer, das weiß ich schon. Aber wenigstens bilde ich mir ein, erkannt zu haben, dass Opfer sein müssen.

Und damit nun endlich auf wieder einmal gewundenen Umwegen zur Anekdote. Sie ist schon lange her, also: viel vor Corona, und sie spielt nach einer wissenschaftlichen Tagung. Man hatte sich nett und zivilisiert ausgetauscht, und nun saßen wir in einem großen Taxi, das uns zum Bahnhof brachte. Mit mir auf der Rückbank saß ein älteres Ehepaar; er ein emeritierter Altphilologe, schmal, hochgebildet, ein wenig alterweise wirkend, und seine ebenfalls wache und intelligente Frau, eine gut zusammengewachsene Einheit. Und irgendwie kamen wir auf Privates zu sprechen, es ging um die Enkelkinder, und beide klagten unisono, es sei ja so schwierig für die jungen Leute, beide hätten ja Berufe, in denen sie viel arbeiten müssten, und natürlich würden sie aushelfen, aber es sei doch – eine Schwierigkeit (nein, ich glaube nicht, dass sie ‚Herausforderung‘ sagten). Ich sah etwas unkonzentriert auf die vorbeihuschenden Weimarer Vororte und sagte so nebenher und vielleicht ein wenig zu sehr aus der Hüfte: „*Tja, da wird wohl jemand mal ein Opfer bringen müssen!*“ Als ich mich zu den beiden netten Älteren herumdrehte, vielleicht wollte ich sie auch allzu gern als Philemon und Baucis imaginieren, starrten sie mich mit offenen Mündern an. *Äh*, sagten sie vielleicht, und dann sagten sie gar nichts mehr. Der Gedanke, dass irgendjemand ein Opfer bringen müsste, freiwillig, gar zum Wohl der eigenen Kinder, wohlgemerkt, die „*unsere Zukunft*“ und das Tollste und Beste und Höchste überhaupt sind, war ihnen so fremd, dass ihnen noch nicht einmal eine zivilisierte Floskel mehr einfiel. Heimlich hoffe ich bis heute, dass ich sie zum Nachdenken gebracht und nicht nur zu Tode erschrocken habe; ich hätte ja auch noch nachschieben können: „*Seid ihr nicht die Generation gewesen, die noch im Krieg war?*“ Aber so ist

das, wenn man zwischendurch aus Versehen eine kleine Wahrheit abschießt. Das eigentliche Opfer ist man immer selbst, und es wird bezahlt mit Liebesentzug. Es ist ein Opfer, das zu bringen ist.

DIE ABHOLGESELLSCHAFT

Bei den meisten Metaphern weiß man nicht, wer sie erfunden hat; was eigentlich schade ist, denn bei einigen könnte man mit den Lizenzgebühren ziemlich reich werden. Leider sind es nicht immer die besten, aber warum sollte das mit Metaphern anders sein als mit realen Produkten? Man muss die Leute eben ‚*dort abholen, wo sie stehen*‘, und nicht, wo man sie lieber haben möchte – und damit sind wir auch schon beim Thema. Es ist nun schon einige Jahre her, dass die Redewendung aufkam, sei es in Bezug auf nicht ganz so lernwillige Schüler, nicht ganz bildungsgereifte Studentinnen, von Gebrauchsanweisungen überforderte Konsumenten oder dann doch nicht so ganz mündige Bürgerinnen: Man müsse die Menschen (und ja, es muss bei solchen Formulierungen immer ‚Menschen‘ heißen, nichts anderes menschtelt so schön) dort abholen, wo sie stehen! Gemeint war, und der Gedanke ist ja so falsch nicht, dass man niemand völlig überfordern soll, sondern im Blick behalten, was tatsächlich möglich und machbar ist in einer gegebenen Situation mit einem gegebenen Personal (ja, Menschen). Ein Entgegenkommen der Klügeren, Gebildeteren, Überprivilegierten, der Experten und Spezialisten, der Alleskönner und Alleswisser gegenüber dem Rest der Menschheit; und nein, ich verwende jetzt nicht den engen Verwandten des Abholens, die ‚Augenhöhe‘, darüber gibt es einen eigenen Artikel, falls ich mir die Lizenzgebühren noch leisten kann. Alles schon ganz recht so, man vergisst aber gelegentlich, dass die solcherart Abgeholteten sich eigentlich, gelegentlich, auch ganz gut auf eigenen Füßen ein wenig fortbewegen könnten, einem entgegenkommen sozusagen, damit man sich auf halbem Wege trifft, und beide könnten sich freuen, weil sie sich bewegt haben und ein wenig Mühe gegeben und den eigenen Standort verlassen (nennen wir es: ‚*Bringschuld*‘? die Metapher ist etwas aus der Mode gekommen, nur noch wenig Lizenzgebühren!

Auch ‚*Entgegenkommen*‘ selbst war eigentlich ganz schön). Weil, wenn man die Menschen immer abholt, dann –

Aber machen wir ein Beispiel, zum Glück haben wir eine Metapher, ihr Geburtsort ist die Realität, das Bild, die Anschauung, und wir folgen ihr einfach mal dorthin, für einen kleinen Ausflug; wir holen sie, sozusagen, mal ein wenig ab dort, wo sie eigentlich herkommt. Denn abgeholt werden, heutzutage zumindest, nicht so sehr Menschen im Allgemeinen, sondern eher im Besonderen: Kinder. Und zwar immer und überall. Erst hingbracht und dann abgeholt. Mit einem Auto, vorzugsweise einem großen. Dadurch ergeben sich, wenn man den Polizisten glauben darf, inzwischen regelmäßig Gefahrensituationen vor Schulen oder Kindergärten, die sich vermeiden ließen, wenn man darauf verzichten würde, die Kleinen überall abzuholen und hinzubringen; sie haben nämlich, durchaus, kleine Füße, und sie können sogar damit laufen! Und die Gefahren, die auf dem Wege drohen – ach, sie sind eher gering im Vergleich zu denen, die bei der Abholung durch unkontrollierte Anhäufung zu vieler PS auf zu wenig Platz samt gestresster Eltern drohen. Aber nein, in der Abholgesellschaft schützen wir lieber die Kleinen zu Tode als ihnen einen unkontrollierten Realitätskontakt zuzumuten (Hunde, ob angeleint oder nicht; gelegentliche Schubserien unter Schulkameraden; Wetter! Straßenüberquerungen!). Natürlich wehren sich die solcherart Abgeholteten nicht; ist ja auch wirklich bequemer so, und man hat mehr Zeit für Computerspiele am Nachmittag! Außerdem bringt man sie ja später zum Fußball. Zum Ballett. Zum Tennis. Und holt sie wieder ab (wir reden von bildungsnahen Familien, natürlich, wie alle immer, der Rest wird nicht abgeholt, sondern stengelassen, vielleicht sogar: ‚*im Stich gelassen*‘?). Schöne, überdachte, von Trainern betreute Bewegungssportarten. Nein, das Problem mit dem Abholen ist gar nicht so sehr die körperliche Bewegung (aber auch); es ist das Bedürfnis, die Abzuholenden vor Realität und der geistigen Anstrengung zu deren Verarbeitung zu schützen, und es ist das damit verbundene Training zur Passivität. Denn wer immer nur ‚abgeholt‘ wird, verlernt, sich selbst einen Anstoß zu geben. Menschen aber, wenn sie überhaupt irgendeinen Grund zur Überheblichkeit gegenüber ihren Mitgeschöpfen haben, sind Wesen, die sich selbst in Bewegung

setzen können; die sich Ziele setzen können, Mühe geben und lernen, ohne dass man sie zum Jagen tragen muss. Wer sie immer nur abholt, gibt ihnen keine Chance, Füße zu entwickeln (von Flügeln ganz zu schweigen).

AUF AUGENHÖHE HERABGELASSEN

Na gut, also doch gleich die ‚*Augenhöhe*‘! Früher, in den guten alten Zeiten, die hier immer wieder beschworen werden, obwohl es sie wirklich nicht gab, hat man sich noch gebückt oder ist hingekniet, wenn man mit Kleinkindern Kontakt aufnehmen wollte. *Sieh her*, sagte die Geste, *ich bin gar nicht größer, stärker, erwachsener, klüger als du! Schau mir in die Augen, ganz nah, wir sind Freunde, wir können uns vertrauen; hör mir zu, wir können auch flüstern, damit die Großen uns nicht verstehen; fass mich an, du darfst mich auch an der Nase krabbeln oder an den Haaren ziehen!* Und es stellte sich heraus, dass die Welt aus der Hocke gleich ganz anders aussah. Das Gras war näher, die Blumen sprangen einem verführerisch in die Hand, und unter dem Tisch konnte ein neues Leben beginnen. Zwar waren die Möbel auf einmal größer und die Fahrzeuge gefährlicher, alles war einem über den Kopf gewachsen; aber man konnte sich auch vorstellen, unten durchzuschlüpfen, unbemerkt, neben Kindern und Katzen und anderen Kleinlebewesen. Es war eine Erfahrung der Demut. Nicht umsonst kniete man auch in den guten alten Religionen vor seinem Gott oder seinen Göttern und senkte seinen Kopf und empfand seine Kleinheit.

Demut aber ist wohl die verlorenste aller verlorenen Tugenden in unserer schönen neuen Welt, und das nicht nur, weil Bücken rüdenschädlich ist und man beim Knien die Designerhose ausbeult. Die Moderne trägt ihren Kopf hochober und befindet von oben herab: Nur Duckmäuser ducken die Köpfe, nur Kriecher machen sich klein, nur Untertanen werden unterdrückt! Angeseigt ist stattdessen die strikte Orientierung aufwärts: der Aufstieg auf der Karriereleiter, der Spitzensportler, -manager, -politiker, der Höhenrausch – bis auch noch der letzte Kleingläubige auf dem Rücken zweier (eher kleinwüchsiger) Sherpas den Mount Everest bezwungen hat und der Welt vom absoluten Gipfel herab endlich

von Gleich auf Gleich gegenübersteht. Die dazugehörige Metapher hat ebenfalls einen steilen Aufstieg hingelegt: ‚Auf Augenhöhe‘ begegnet der moderne Mensch im zweiten Jahrtausend seinen Herausforderungen und Mitmenschen, vorzugsweise jedoch denen, die er naturgemäß unter sich wähnt – also eigentlich allen.

Nun war die Rede von der ‚Augenhöhe‘, bevor sie in den Würgegriff der Politiker, die Handbücher der Pädagogen und die Niederungen des allgemeinen Sprachgebrauchs geriet (und dabei reichlich im Bildwert abnutzte), eigentlich ein relativ unschuldiger technischer Begriff. In der Seefahrt sprach man von der Augenhöhe über dem Meeresspiegel, die zu Navigationszwecken benutzt wurde; in der Geographie war sie ein wichtiger Parameter beispielsweise für Höhenmessungen. Wird die Augenhöhe nun zum Normierungsmaßstab für menschliche Beziehungen umfunktioniert, klingt das zwar spontan anschaulich und assoziiert vage eine lobenswerte grunddemokratische Einstellung: Sind wir nicht alle, irgendwie, gleich groß? Haben wir nicht alle, im Großen und Ganzen jedenfalls, die gleichen Rechte? Sollten wir nicht alle auf einer Ebene, auf welcher Höhe auch immer zwischen Dschungelcamp und *Literarischem Quartett*, kommunizieren?

Aber: Nichts wird so leicht und so folgeschwer unterschätzt wie die Tücken der Dialektik! Denn wer den Anderen energisch zu sich heraufzuziehen meint – „*wir sprechen hier auf Augenhöhe!*“ –, muss ihn zuvor als unterlegen, untergeordnet, eben: als kleiner wahrgenommen haben. Der Überlegene fordert den Unterlegenen rhetorisch zur Erhebung auf; die Oberschicht lässt die Unterschicht zu Wort kommen, auch wenn man kaum noch die gleiche Sprache spricht; der *underdog* darf einmal mit dem Leitwolf heulen, ganz von gleich zu gleich (später sollte er aber besser wieder den Bauch zeigen!). ‚Auf Augenhöhe‘ ist die Sprache gewordene Herablassung schlechthin; sie signalisiert, dass für eine bestimmte – und natürlich begrenzte! – Situation die ansonsten klare Hierarchie im Modus des ‚Als ob‘ aufgehoben werden kann: Wir tun einfach mal so, als wären wir alle gleich groß, niemand muss mehr zu einem anderen hinaufschauen, niemand muss sich mehr bücken; der Politikprofi redet mit dem Graswurzeldemokraten, der Großaktionär mit dem Kleinanleger, die Weltmacht mit dem Zwergstaat so, als

wären sie tatsächlich gleichgestellt, gleichberechtigt, gleichmächtig. Das gilt natürlich nicht nur im großen Maßstab, sondern auch im kleinen: Frauen dürfen das gleiche arbeiten, entscheiden, verdienen wie Männer – auch wenn sie immer höhere *High-Heels* tragen müssen, um endlich auch physisch auf Augenhöhe zu kommen; ja sogar Kinder werden immer mehr auf Augenhöhe gezerrt, damit man endlich mit ihnen reden kann wie mit Erwachsenen! Und der dialektische Doppel-Hauptgewinn ist: Gerade durch die Herablassung bestätigt man sich selbst noch in seiner Größe – und den anderen, logischerweise, in seiner Kleinheit!

In den guten alten Zeiten hat man sich noch gebückt oder ist in die Hocke gegangen. Natürlich war nicht alles gut in den guten alten Zeiten, das hat sich sogar unter Nostalgikern und Wertkonservativen herumgesprochen. Es war aber auch nicht alles schlecht, und dass die Größe ihre Tücken ebenso hat wie die Kleinheit, der Aufstieg ebenso wie die Herablassung, ist, dialektisch eben, in eine sonst allzu glatt aufgehende Rechnung zu stellen. Und ist es nicht eigentlich – aber nun kommen wir ins Allgemeine, und damit auf eine höhere und umso gefährlichere Ebene – sowieso eine moralische Selbstverständlichkeit, den Anderen so zu behandeln, wie man selbst an seiner Stelle behandelt werden möchte? Der gute alte ‚Kategorische Imperativ‘, auch bekannt als ‚goldene Regel‘, ist nichts anderes als eine Aufforderung, seine eigene Position zu verlassen und die Stelle des Gegenüber tatsächlich einzunehmen; also wie ein Kind von unten zu schauen, oder wie ein Armer auf den Reichen, ein Machtloser auf den Mächtigen (aber auch: wie ein Großer auf den Kleinen, ein Reicher auf den Armen, ein Mächtiger auf den Machtlosen!). Man könnte ihn geradezu eine Maxime der ‚inneren Augenhöhe‘ nennen. Er beruht auf einem Positions- und Perspektivwechsel, nicht auf einer momentanen Verschleierung faktisch weiter bestehender Unterschiede; er ist eine Übung in Empathie ebenso wie in geistiger Gymnastik und gedanklicher Flexibilität. Nur wer geistig und emotional ebenso in die Knie gehen kann wie sich erheben, kommt damit wirklich ‚auf Augenhöhe‘: mit einer wahrhaft modernen Gesellschaft, die Unterschiede nicht mehr rhetorisch retuschieren und politisch korrekt

ruhigstellen muss, anstelle sie in ihrem je eigenen Größenanspruch differenziert (verhältnismäßig?) zu würdigen.



GUT AUFGESTELLT ODER GUT AUFGELEGT?

Na gut, noch eine Universal-Platitüde. Alle wollen heutzutage ‚gut aufgestellt‘ sein. Früher war man vielleicht noch gut aufgelegt, aber das reicht offensichtlich nicht mehr: Nur wer gut aufgestellt ist, kann sich durchsetzen (eigentlich eine veraltete Metapher: wer sitzt, hat schon verloren); nur wer gut aufgestellt ist, hat eine Chance im globalen Wettbewerb, wird seine Konkurrenten ausschalten, wird der Sieger sein und am Ende: überleben. Wer hingegen schlecht aufgestellt ist, hat die Zeichen der Zeit nicht erkannt, setzt die falschen Prioritäten, wird am Ende: nicht überleben, nicht bestehen, untergehen. Die Metapher signalisiert: Strategie ist alles! Analysiere deine eigenen Stärken, erkenne die Schwächen deiner Gegner; kontrolliere die Gegenwart, beherrsche die Zukunft; sei flexibel, wenn sich die Situation ändert, aber behalte immer eines im Auge: Das Ziel ist der Erfolg, die Durchsetzung der eigenen Interessen gegen eine niemals schlafende Konkurrenz. Nur wer gut aufgestellt ist, überlebt, sei es als internationaler Konzern oder als professioneller Selbstvermarkter in der globalisierten Ego-Gesellschaft.

Ist Strategie wirklich alles? Überprüfen wir das zuerst an demjenigen Bereich, dem die Metapher vom ‚Gut-Aufgestellt-Sein‘ entnommen ist, nämlich dem Krieg. In der ausgeklügelten Schlachtordnung und der daraus abgeleiteten Aufstellung auf dem Kampffeld dokumentiert sich seit jeher das Wissen der großen Strategen. Die Griechen erfanden die Phalanx – das militärische Abbild ihrer frühen Demokratie –, eine geschlossene Reihe von Soldaten, bewaffnet mit Speeren und Schildern, die gemeinsam vorrückten: bedrohlich in der Front, aber verletzbar an den Flanken. Die Römer machten nicht nur der Demokratie ein Ende, sondern entwickelten auch andere Schlachtordnungen. Jeder kennt die ordentlich in Schachbrettmuster aufgestellten *Manipel* oder die berühmte ‚Schildkröte‘ aus der *Asterix-und-Obelix*-Lektüre: Aus den Einzelkämpfern sind nun Kampfkollektive geworden, gepanzert nach allen Seiten und vom Feldherrn wie Schachfiguren auf dem Feld hin- und hergeschoben. Das Mittelalter mit seiner klaren pyramidalen Gesellschaftsordnung entwickelte deren strategisches Abbild, den

Keil. Kampfentscheidend war nun die schwere Reiterei, die militärische Elite; das Fußvolk trat als Pulk oder ‚Gewalthaufen‘ auf und wurde immer mehr zum Kanonenfutter. Die Kanonen allerdings bewirkten, dass man schnell wieder zur Linientaktik zurückkehrte, um die Verluste geringer zu halten (auf einen Pulk lässt sich einfach besser zielen als auf eine Reihe). Dabei ergab sich jedoch das neue Problem, dass die gedungenen Söldner, aller guten Aufstellung zum Trotz, wenig mit dem Herzen bei der Sache waren und angesichts schweren Artilleriefeuers scharenweise die Flucht aus der offenen Linie antraten (aus einer Schildkröte kommt man so leicht nicht weg) – und wer will es ihnen verdenken?

Der Blick über die Schlachtfelder der Geschichte zeigt: Gute Aufstellung kann verschiedene Formen annehmen, dient aber immer in erster Linie den Interessen des genialen Feldherrn als oberstem Aufsteller; die Aufgestellten selbst bezahlen auch den Sieg mit ihrem Blut, nicht nur die Niederlage. Das mag sich ändern im Krieg der Drohnen, der aber gerade deshalb den allzu leicht verdrängten Preis des Gut-Aufgestellt-Seins demonstriert: In der asymmetrischen Kriegsführung des 21. Jahrhunderts sterben nur noch diejenigen, die niemals eine Chance hatten, sich selbst gut aufzustellen (oder wenigstens strategisch die Flucht zu ergreifen). Und wenn die Schlachtordnungen zudem ein relativ genaues Abbild der sozialen und politischen Realität ihrer Zeit geben, sollten uns eigentlich angesichts des Krieges der Drohnen doch starke Zweifel an unserer vermeintlich so fortgeschrittenen Humanität überfallen: Die einen haben den Himmel erobert und schicken Blitze wie verheerende Gottheiten auf die anderen, die Fußvölker dieser Welt.

Aber muss es denn gleich der Krieg sein? Tatsächlich gibt es noch einen zweiten Bereich, wo die Strategie des Gut-Aufgestellt-Seins alles zu sein scheint: den Mannschaftssport nämlich. Die Aufstellung einer Fußballmannschaft vor einem großen internationalen Wettkampf wird von den Trainern meist als eine Art Staatsgeheimnis behandelt, obwohl es nur eine begrenzte Anzahl von Varianten bei elf Spielern mit festgelegten Einsatzgebieten geben kann. Immerhin steht hier aber der Teamgedanke im Vordergrund: Zwar agiert der Trainer als eine Art entmilitarisierter

Feldherr, und es geht zweifellos wie im Krieg um Sieg oder Niederlage (weshalb man ja auch von ‚Angriff‘ oder ‚Verteidigung‘ spricht, der Mannschaftssprecher der ‚Kapitän‘ ist und Tore ‚geschossen‘ werden; von den Kriegsgesängen extremer Fan-Gruppierungen ganz zu schweigen), aber in der Aufstellung müssen die Stärken und Schwächen einzelner Spieler ausgewogen berücksichtigt werden, sodass sich eine optimale Mannschaftsleistung ergibt. Gleichwohl ist auch hier die Aufstellung nicht direkt ein demokratischer Akt, sondern wird mit überlegenem Herrschaftswissen des Aufstellers legitimiert, während die Aufgestellten die schweißtreibende Fußarbeit erledigen müssen. Zudem scheint über dem Kampfgedanken dann und wann doch die Spielfreude etwas zu leiden: Wer gut aufgestellt ist, will auch gewinnen; dass dabei ein anderer verliert, interessiert den Gewinner weniger.

Jenseits der militärisch oder pseudo-militärisch geprägten Strategie von Sieg und Kampf hat sich inzwischen auch eine eigene Wissenschaft von der Aufstellung etabliert: Die Proxemik behandelt die unterschiedlichen räumlichen Formen von Nähe und Distanz von Individuen und deren soziale Aussagekraft. Lange bevor es Corona-Distanzierungsregeln und markierte Diskretionszonen vor Post- und Bankschaltern gab, wusste schon die Alltagsmetaphorik: Wenn man jemand auf die Pelle rückt, tritt man ihm zu nahe; man macht Annäherungsversuche oder distanziert sich von jemand und muss Abstand gewinnen. Die Proxemik fasst dieses intuitive Wissen in Zahlen: Bis zu 45 cm spricht sie von der ‚Intimdistanz‘; bis 120 cm von ‚persönlicher Distanz‘; die ‚soziale Distanz‘ liegt zwischen 120 und 360 cm, die ‚öffentliche Distanz‘ beginnt jenseits von 360 cm. Je deklassierter ein Mensch oder eine soziale Gruppe ist, desto stärker wird sie ‚unberührbar‘ und in messbarer Distanz gehalten; je vertrauter ein Mensch wird, desto näher darf es uns kommen, bis hin zu einer Entfernung, die physische Berührung nicht nur erlaubt, sondern geradezu nahelegt (die ‚Nächstenliebe‘ bekommt unter diesem Gesichtspunkt eine ganz neue Bedeutung!). Ebenso sozial bedeutungshaltig ist die räumliche Vertikale: Man kann auf jemand von oben herabsehen oder ehrfürchtig zu ihm aufblicken; und es hat seinen guten Grund, dass kleingewachsene Diktatoren gern auf hohen Schuhen stehen.

In unserem Sozialverhalten sind wir insofern immer schon, instinktiv und intuitiv, gegeneinander aufgestellt. Damit können wir aber auch durch bewusste Aufstellung manipuliert werden, können uns größer oder kleiner machen, die Nähe oder das Weite suchen, eine Gruppe eng beisammenhalten oder die Herde sich zerstreuen lassen. Aufstellung im Alltag und in der Politik ist eine bewährte Strategie der sozialen In- und Exklusion – und damit ebenso ein Machtinstrument.

Eine besondere Variante der Aufstellung schließlich, sozusagen die kleinste Form des räumlichen Selbstverhältnisses, ist die seit einiger Zeit ebenfalls in der Alltagssprache zu einiger Berühmtheit gelangte *comfort zone*. Sie ist derjenige psychische Zustand, innerhalb dessen der Einzelne angstfrei handeln kann, da er vollständig entspannt, unbedroht, mit sich selbst im Reinen ist: gut aufgestellt im besten Sinne. Oder doch nicht? Denn, so haben die Psychologen herausgefunden: Etwas Neues entsteht nur dort, wo ein Mensch seine *comfort zone* verlässt, in der er sich allzu heimisch eingerichtet hat; Neuland wird nur beschritten in der an die *comfort zone* angrenzenden *optimal performance zone*, indem man seinen Horizont erweitert und neue Räume erschließt. Das muss allerdings mit Maß geschehen: Denn der *optimal performance zone* auf der anderen Seite benachbart ist die *danger zone*, in der Überforderung und Stress lauern und das Gegenteil einer optimalen *performance* bewirken. Sinnvoll ist aus raumpychologischer Perspektive deshalb die schrittweise Ausweitung der eigenen *comfort zone*; und wahrhaft ‚gut aufgestellt‘ nur derjenige, der sich nicht in der Kuschelkammer seines Ich oder die Echokammer seiner Gesinnungsgenossen verkriecht, sondern danach strebt, seine Persönlichkeit zu erweitern, ihr schrittweise neue Räume zu erschließen, in Bewegung zu bleiben, ohne jedoch gleich die ganze Welt erobern zu wollen.

Das kann natürlich eine Strategie des Selbst-Marketings sein und damit das individuelle Äquivalent zum auf Gewinn angelegten Gut-Aufgestellt-Sein der Feldherren und Fußballtrainer (die *optimal performance zone* spiegelt sprachlich natürlich genau ein solches Marketing-Ideal). Altmodisch hätte man aber eher von einer Pflicht zur Selbstbildung, zur Persönlichkeitsformung, zur ‚Entwicklung‘ gesprochen – wobei, um in der Metapher zu bleiben, bei

der Entwicklung etwas zum Vorschein kommt, was vorher eingewickelt, verschlungen, als Gestalt unsichtbar war. Und das Ziel einer solchen Entwicklung wäre weniger der Sieg im Kampf um die gelungenste Selbstaussbeutung und die atemberaubendste Selbstdarstellung samt den damit verbundenen Platzvorteilen im allgegenwärtigen gesellschaftlichen Wettbewerb, als – man wagt es kaum zu sagen: die Entwicklung selbst; ein dynamischer Prozess jenseits von Sieg und Verlust und ohne Opfer auf dem Schlachtfeld konkurrierender Ich-Entwürfe.

IN DER TIEFE, ODER: *DEEP*

Früher hat man in der Tiefe entweder Monster oder tiefe Gedanken vermutet. Der Unterschied ist bei genauerer Betrachtung so groß nicht. Beides konnte man nicht recht beobachten oder beschreiben, aber dafür durfte die Phantasie aufs schönste ins Kraut schießen: Siebenarmige Monster kreuzten zwischen versunkenen Brigaden, und gelegentlich nahmen sie einen vorbeischwimmenden, besonders tief gefühlten oder gedachten oder auch nur ausgedachten Gedanken zwischen die Tentakel und stöhnten wohligh: „*Oh, wie tief!*“ Auch stille Wasser waren angeblich tief, aber eigentlich kann man das gleiche von flachen Tümpeln sagen, auf denen auch eher selten Tsunamis entstehen. Tiefe war jedenfalls – beinahe so gut wie ein geistiger Adelschlag, und dass man den einen oder anderen tiefen Gedanken doch eher für nur oberflächlich dahinplätschernd halten konnte oder für ein getarntes Monster der bodenlosen Spekulation, hat der allgemeinen Wertschätzung der Tiefe nicht geschadet. Oberflächlichkeit hingegen – ein Todesurteil, nicht nur in geistiger Hinsicht, und wer verschämt auf eine gewisse verborgene Dialektik von Tiefe und Oberflächlichkeit aufmerksam machte (sind die tiefsten Gedanken nicht manchmal die simpelsten? Ist Tiefe nicht manchmal nur ein Tarngewand, das die Leere trägt? Hat nicht so manche Oberflächlichkeit ihren tieferen Sinn, geht man ihr nur gründlich auf den, wenn auch flachen, Grund?), war einfach noch nicht reif für die Herausforderung der Tiefe.

Heute hingegen sind Dinge nicht mehr tief, sondern sie sind ‚*deep*‘ – und das ist nur auf den ersten Blick eine einfache Übersetzung, eigentlich aber eine Art maritimer Quantensprung. Man weiß nämlich inzwischen, dass auf dem Boden der Tiefsee alle Arten von Wesen wohnen, die vielleicht gelegentlich monsterhaft anmuten, aber eigentlich nur auf besonders geniale und ziemlich komplexe Art und Weise ihrem etwas problematischen Habitat angepasst sind (und uns aus ihrer Tiefsee-Perspektive der ewigen Dunkelheit für Monster des gnadenlosen Lichtes halten würden). Und an die Stelle des tiefen, tiefen Sinnes ist die Komplexität getreten: Im *deep learning* baut sie Schichten auf Schichten, Modelle auf Modelle, lernt beim Lernen das Lernen und dringt maschinell immer tiefer in Galaxien vor, die früher nur dem Menschen (wenn auch eher zufällig, aufgrund eines glücklichen Loses im Evolutions-Lotto) zugänglich waren. Währenddessen hat man den Eindruck, dass das menschliche Lernen immer flacher wird, eine Art von *shallow learning*, das nur noch über die Oberfläche dahinschweift, gelegentlich mal einen kleinen Gedanken schnappt, ihn aber bald wieder fallen lässt, so dass er keinerlei tiefere Spuren hinterlassen kann. Gelernt wird in Brocken, vorgekaut und kleingeschnitten, auf Schlagworte zugerichtet, mit Sensationen versüßt – und am Ende, in einer Art Bildungs-Bulimie, werden die nur unzureichend verdauten Brocken wieder ausgespuckt. *Deep learning*, wer hätte dazu noch Zeit?

Auch *deep reading* war einmal, als es noch handfeste Bücher gab und nicht flackernde Bildschirme; heute halten gerade noch einige wenige Philologen verzweifelt daran fest, schließlich haben sie nichts anderes gelernt! Aber einen Text Wort für Wort zu lesen und fest daran zu glauben, dass sich der Autor, die Autorin etwas dabei gedacht habe; dass dabei etwas zu erfahren ist über ein *summary* mit *bullet points* hinaus; dass dabei sogar eine gewisse Entdeckerfreude stattfinden kann, über neue Worte, neue Zusammenhänge, ungeahnte Gedanken, sie mögen auch klein oder oberflächlich sein – nein, damit sind wir fertig. Wir wissen doch schon, was in allen Texten steht; notfalls wissen wir jedenfalls, was darinstehen sollte (und falls es nicht darinsteht, verbieten wir sie besser schnell, bevor sich jemand verletzt fühlt von einem fremden, unkorrekt

gekleideten Gedanken). Wir wissen auch, dass der Autor eine Fiktion ist; eigentlich aber ist er ein Tiefseemonster, in dessen Fangarmen sich die Diskurse verknotet haben und nun darauf warten, dass sie jemand dekonstruiert. Dass auch ein Text Schichten hat, die sich aufeinander aufbauen oder sich ineinander verkreuzen; dass er einen mehrfachen Schriftsinn haben kann (das Mittelalter glaubte an den vierfachen Schriftsinn, heute ist man schon für einen einfachen Doppelsinn dankbar); dass man beim Lesen das Lesen lernen kann – ach, dafür werden wir auch noch eine Maschine finden! Dabei ist es doch ein geradezu schöner und aufbauender Gedanken, dass in der Tiefe keine Monster wohnen (sie verstecken sich gewöhnlich *in plain sight*, dem besten aller Verstecke) und kein unergründlicher, verschlossener tiefer Sinn, sondern nur – Komplexität, die schönere Schwester der Kompliziertheit (komplizierter Gedanke, ich weiß; egal).

SAUBERE WORTE, ODER: *SERENDIPITY*

Man sollte mehr Fremdsprachen können. Nicht nur, um damit zu prahlen oder im Urlaub nicht für einen Idioten gehalten zu werden oder um eine fremde Kultur in ihrer Eigenheit besser und intimer, von innen heraus zu verstehen (das alles sind auch Gründe, wenn auch unterschiedliche gute und gültige). Nein, es ist eine Form sprachlicher Hygiene. Das Schöne an der Muttersprache ist, dass man in ihr zuhause ist und nicht viel nachdenken muss und alles einfach sagen kann, was man denkt. Das Schlechte an der Muttersprache ist, dass man in ihr zuhause ist und nicht viel nachdenken muss und leider wirklich alles sagt, was man denkt. Dadurch leiden die Wörter mit zunehmendem Alter: Sie fasern aus an den Rändern und werden unscharf, sie haben sich in schlechten Milieus herumgetrieben und sich üble Assoziationen gefangen, sie sind am Ende vollständig leergehudelt (lasst uns nicht von ‚Liebe‘ reden). Wenn man nur etwas sprachempfindlich ist, hat man zu vielen Wörtern der eigenen Muttersprache eine persönliche und längere Beziehung – und das ist, leider, allzu häufig keine gute Sache. Man fragt sich dann: Könnte man nicht gelegentlich ein neues Wort erfinden, ein ganz sauberes, mit einer schönen klaren

Bedeutung und einer noch ganz unverbrauchten Geschichte? Doch nein, man muss gar nicht! Man kann einfach gelegentlich die Sprache wechseln. Das Gute an einer Fremdsprache ist – dass sie sehr lang (vielleicht nicht immer, und wahrscheinlich nicht bei täglichem Gebrauch) eine Fremdsprache bleibt. Die Wörter, wenn man sie einmal gefunden hat, sind ganz leicht; man hat keine belasteten Kindheitserinnerungen an sie, man freut sich über jedes neue, man reichert sie allmählich ein wenig an mit Bedeutung, aber zum Glück bleiben sie immer: ein wenig fremd (und könnte man daraus nicht sogar eine Lehre über Integration im Allgemeinen ziehen? Über das Schöne im Fremden, dem man seine Fremdheit ein wenig lässt, und das man nicht mit aller Gewalt zum Eigenen machen muss?).

Vielleicht ist es also gar kein Zufall, dass ‚*serendipity*‘ ein Lieblingswort so vieler muttersprachlicher wie nicht-muttersprachlicher Englischsprechenden ist: ein kleiner Zungenbrecher, den man in keine Sprache der Welt übersetzen kann, sondern nur vage von allen Richtungen umschreiben. Aber er bleibt immer ein wenig das, was er auch bedeutet: eine völlig unerwartete Entdeckung von etwas, was man niemals gesucht hätte, aber das nun von bleibender Bedeutung ist.

SUPERLATIVE DER NEGATIVITÄT

Seit einigen Jahren kann man in der englischen Jugendsprache und dem Teil von ihr, der in den allgemeinen Sprachgebrauch auch in Deutschland eingegangen ist, ein neues Phänomen beobachten: Es ist die Neigung, Negatives zu steigern, das Fehlen von etwas hervorzuheben, das Nichtgeschehen von etwas zu fordern. Früher brauchte man Superlative oder Steigerungsformeln eigentlich vor allem zum Loben oder zum Prahlen, und das ist natürlich auch weiterhin so, ja sogar eher gesteigert: Alles Mögliche ist heute mindestens *great*, *fantastic*, *wonderful*, oder, der neueste Favorit: *totally awesome!* Die Skala hat sich jedoch auch zur anderen Seite erweitert, und man weiß gar nicht mehr, wie man vorher ohne diesen Teil auskommen konnte: *So not cool! worst pizza ever!* oder, besonders knapp auf den Punkt: *Let's not!* (hier wenigstens gibt es ein

würdiges deutsches Äquivalent: „*wie wäre es, wenn nicht?*“, und das ist nun wirklich oft eine sehr gute Frage). Auch Verben haben eine Negativ-Hälfte bekommen: Man ist nicht nur *overwhelmed*, sondern auch *underwhelmed*; zum *Overachiever* gesellt sich der *Underperformer* und man kann ebenso wenig *unsee* wie *unhear* irgendetwas, was man nun fatalerweise gehört oder gesehen hat. Man kann nur vermuten, was es mit dieser neuen Prominenz des Negativen auf sich hat: eine Welt, die immer mehr zu Extremen tendiert, und zwar in beiden Richtungen? (ganz sicher, um nicht zu sagen: *absolutely!*) Eine neue Ehrlichkeit, die gelegentlich bedenkliche Nähe zur Rücksichtslosigkeit aufweist? (*who cares?*) Oder doch nur ein sprachlicher Uernerst, der in einer sprachlich geradezu übererschlossenen Welt sich ein letztes freies Feld erobert hat, nämlich die vernachlässigte Verneinung in Zeiten der enthusiastischen Ja-sager, professionellen Positivdenker und höchstens Vielleicht-Zweifler? *Let's not* als jugendliches Lebensmotto – eine kleine Revolution, immerhin. Nicht-Handeln ist immer auch eine Alternative (Nicht-Denken nicht. *You can't unthink thoughts*).

GELEGENTLICH. WIRKLICH!

Ab und zu, ich könnte auch schreiben: ‚gelegentlich‘, wiederholt man sich. Man sagt nicht nur immer dasselbe (was sowieso jeder mehr oder weniger tut), sondern auch noch in den gleichen Worten. Aber manchmal bilden sich, heimlich, unabsichtlich, ich könnte auch: gelegentlich sagen, Lieblingswörter heraus, unscheinbare Favoriten, die wahrscheinlich zuerst die Gesprächspartner bemerken, indem sie anfangen, ihnen auf die Nerven zu gehen, gelegentlich erst, dann immer mehr und schließlich, wirklich, völlig unerträglich werden. Wahrscheinlich könnte man anhand dieser unscheinbaren Favoriten ganze Psychogramme erstellen: Denn nicht in den Haupt-, Kern- und Wurzelwörtern zeigt sich der Charakter der Sprechenden am deutlichsten, sondern in den kleinen Beiwörtern, diesen verschwiegenen Verrätern.

Seit einiger Zeit entdecke ich mich nun dabei, dass ich bei jeder passenden und gelegentlich auch bei unpassenden Gelegenheiten ‚gelegentlich‘ sagen will. Das ist eigentlich (eigentlich!, nein,

wirklich nicht) ein recht hölzernes Wort, nur mit Mühe macht man sich klar, dass eine Gelegenheit ja auch ein glücklicher Moment sein kann, einer, in dem etwas recht gelegen ist und den man deshalb wirklich nicht verpassen darf! Gelegenheitsdichtung, so etwas gab es früher einmal, und es war eine recht würdige Art von Dichtung, weil sie sich auf die großen Gelegenheiten im menschlichen Leben richtete, Geburten, Taufen, Geburtstage, Auszeichnungen, Heiraten, Todesfälle; Goethe, der große Erkenner und Nutzer von Gelegenheiten, hat sogar das recht gern und gelegentlich falsch verstandene Wort gesprochen, alle seine Dichtung sei Gelegenheitsdichtung (das kam späteren Literaturwissenschaftlern eher ungelegen, die lieber wollten, dass Dichtung das Ungelegene, Unerlebte, Unwirkliche bedichten sollte). Wahrscheinlich habe ich das Wort deshalb so sehr ins Herz geschlossen, dass es mir ständig auf der Zunge liegt: Die wirklich wichtigen Dinge im Leben, sind sie nicht alle nur – gelegentlich? Das Glück lässt sich niemals verstetigen, sondern scheint nur gelegentlich auf; das Leben besteht aus genutzten oder verpassten Gelegenheiten, und selbst der richtige Gedanke wartet auf die passende Gelegenheit, dass er sich endlich befreien kann aus dem Gewirr der Synapsen. Gelegentlich, es ist eine Hoffnung und ein Versprechen: Sie wird kommen, die bessere Gelegenheit, nach all dem Ungelegenen, Ungewollten, Unformbaren! Man kann versuchen, ein bisschen auf sie zuzusteuern, sie sozusagen von der Seite her anzupeilen, aber man darf ihr nie ins Gesicht schauen, dann wendet sie sich ab und ist sofort wieder anderweitig beschäftigt. Gelegentlich: mehr wagt man irgendwann nicht mehr zu hoffen und nicht mehr zu behaupten (mein zweites Haupt- und Lebens-Wort ist übrigens: ‚wirklich‘; aber das ist eine andere Geschichte).

KRIEGE, EVALUIERT

Trotz aller Fortschritte der Menschheit gibt es immer noch Kriege, und allein diese Tatsache könnte einen schon an eben diesem Fortschritt ernsthaft zweifeln lassen. Kriege werden nicht weniger, sie werden nur mit anderen Waffen geführt. Die Gründe aber sind immer noch die gleichen: Einer hat etwas, was ein Anderer will: Geld, eine Frau, ein Stück Land. Oder, beinahe schlimmer noch: Einer glaubt nicht das, was der andere glaubt; er hat einen anderen Gott, eine andere Ideologie, vielleicht auch nur eine andere Nase. Oder man muss sich einfach mal hauen: Weil man groß und stark ist und von aggressiven Hormonen überflutet wird, und nicht immer ist rechtzeitig ein Fußballfeld zum FuÙe. Und selbst in der Bastion des Fortschritts schlechthin, bei den Intellektuellen, die sich in der Geschichte auskennen und wirklich inzwischen ohne jeden Zweifel erkannt haben sollten, dass noch nie jemand bei einem Krieg gewonnen hat, werden weiterhin und immer mehr noch Kriege ohne Ende geführt: Wortkriege, Gesinnungskriege, Ideenkriege, erbarmungslos und bis zum bitteren Ende. Denn Ideologien nehmen keine Gefangenen, und gerade Überzeugungstäter sind nur schwer therapierbar. Vielleicht sollte man doch einmal die neue Wunderwaffe ausprobieren, die die moderne Welt für so ziemlich jedes Problem erfunden hat: Wie wäre es, wenn wir Kriege hinterher evaluieren würden? Also beispielsweise ausrechnen, welche Unsummen Geldes die Bewaffnung, die Munition, die Bezahlung der Soldaten, ihre Ausrüstung und Verpflegung, das gesamte Transport- und Nachrichtenwesen, die Bereitstellung von Sanitätspersonal und Feldlazaretten, die Unterstützung durch die elektronische Kriegsführung gekostet haben – und dann, nur als kleines Rechenexempel, dagegen rechnen, wieviel Schulen man dafür hätte bauen können, im eigenen Land oder anderswo. Wieviel Straßen und Brücken bauen oder sanieren. Wie viele ältere Menschen versorgen und Kleinkinder fördern. Wieviel in die Wissenschaft stecken und in die Kultur, notfalls sogar in neue Fußballstadien oder Bahnhöfe! Wir reden hier nicht über Millionen. Wir reden über viele Milliarden, jedes Jahr, in vielen, vielen Ländern der Welt. Und wir haben noch gar nicht angefangen darüber zu reden,

was der Wiederaufbau zerstörter Schulen, Straßen, Infrastruktur, Krankenhäuser, Universitäten, Theater, Häuser kostet; auch und gar nicht zuletzt, was der Verlust an Menschenleben kostet, selbst wenn man ihn zunächst nur als Verlust an Wirtschaftskraft betrachtet. Natürlich verdient jemand aber an alledem, sowohl an der Zerstörung als auch am Wiederaufbau. Aber komischerweise bezahlen nie diejenigen, die am Krieg gewonnen haben, danach den Wiederaufbau; das zahlt der Staat, irgendein Staat, aus Steuergeldern natürlich. Selbst wenn der Krieg ein Geschäft sein sollte: Für die allermeisten ist es ein schlechtes, und Steuerzahler sind die allermeisten.

Aber damit ist die Evaluation längst noch nicht abgeschlossen! Denn ein Krieg, jeder Krieg, richtet ebenso große immaterielle Schäden an: Kollateralschäden der Menschlichkeit und des Geistes wollen wir sie nennen. Jeder Soldat, den wir zum Töten abgerichtet haben, und wie gut sind wir darin geworden, oh ja! – jeder muss hinterher wieder zivilisiert werden, und das gelingt nun wahrlich nicht immer. Jede Soldatin, die wir sehenden Auges in traumatisierende Situationen geschickt haben, wird mit den Folgen dieses Traumas lebenslang kämpfen, ein großer Teil wird dabei verlieren. Ein Krieg ist niemals vorbei, nämlich für diejenigen, die an ihm teilgenommen haben; er endet auch nicht für ihre Familien, ihre Liebsten, ihre Kinder und Eltern. Die Versöhnung ehemaliger Kriegsgegner ist ein Prozess, der sich über Generationen hinzieht; tiefe Wunden wie die zwischen Feinden, Kriegsfeinden, Todfeinden heilen nur langsam, wenn überhaupt. Den Zorn, die Gewalt, die Brutalität, die man gesät hat, sie alle wachsen weiter, versteckt, untergründig, und dadurch nur umso gefährlicher. Dagegen ist alle Aufklärung machtlos. Zudem hat auch sie gelitten im Krieg; denn der Geist, das Denken, die Urteilskraft, sie sind vielleicht die unsichtbarsten Opfer des Krieges, aber man sollte sie nicht übersehen. Ein jeder Krieg zehrt von Propaganda; von Einflüsterungen und Übertreibungen, von der gezielten Umprogrammierung ziviler Denk- und Handlungsweisen in militärisch-rationale, von der Etablierung greller Schwarz-Weiß-Muster im Urteil, dem Verbot jeglichen Zweifels oder auch nur Relativierens: Wer nicht für uns, ist gegen uns! Am Ende ist auch die geistige Welt ein Schlachtfeld

geworden. Wo einst eine blühende Landschaft war, liegen graue Brocken herum, ungeformt, plump, beim leichten Anstoß zerfallen sie zu Staub. Die Wörter, selbst die besten und heiligsten Wörter, sind beschmutzt, was einmal ein Ideal war, ist zu einer Parole geworden. Die Wahrheit hat sich versteckt, sie hat alle ihre Schleier dicht um sich gezogen, sitzt in einer Ecke neben einem kaputten Panzer und hält sich die Ohren zu; aber die Propaganda tönt weiter, laut, unmenschlich, jeder Satz ein riesiges Ausrufezeichen!

Niemand gewinnt einen Krieg. Niemand gewinnt bei einem Krieg. Notfalls könnte man auch die humanitären und geistigen Kollateralschäden in Geld umrechnen, damit man am Ende eine schöne runde Zahl hat, die man vielleicht sogar zu den berechenbaren Kosten in Geld in Beziehung setzen könnte. Vielleicht würden dann mehr Menschen verstehen, wie schlecht das Geschäft ist, das wir Krieg nennen; und wer dafür bezahlt, und wer nicht, und was man verrechnen kann, in Geld, und was nicht. Aber vielleicht reicht es auch, wenn man versteht, dass der Krieg keine einzige positive Folge hat, auf keinem einzigen Gebiet, egal ob auf militärischen, wirtschaftlichem, menschlichen, geistigen, wissenschaftlichen oder was auch immer. Und wer von der produktiven Kraft der Zerstörung spricht, sollte sich klar machen, dass die Grenze dieser Art von Produktivität zweifellos erreicht wird, wenn es um Menschenleben geht. Der Krieg mag der Vater aller Dinge sein; die Mutter der Menschheit ist jedoch der Frieden.



REBOOTEN

Selbst der einfachste Computernutzer und überzeugte Nicht-Nerd beherrscht wahrscheinlich inzwischen die erste Grundregel gegenüber allen elektronischen Geräten, die mal wieder nicht das tun, was sie sollen, sondern gar nichts mehr tun, in Schweigen verfallen, einen lähmenden *blue screen* zeigen: Ein- und wieder ausschalten. *Rebooten*, sagt der Fachmann, und in ca. 90 % aller Fälle ist das Problem dann gelöst, und alles funktioniert wieder in seiner zutiefst unerklärlichen und wunderbaren Art aufs Schönste. Ich habe es mir immer so vorgestellt, dass im Inneren unserer Rechner viele wirre Kabel sind (ich weiß schon, dass das sachlich nicht stimmt, es ist ein Bild), die können sich verknoten, und wenn sie sich zu sehr verknotet haben, dann kommt jemand mit einem großen Kamm und zutzelt sie alle wieder auseinander. Oder es ist wie ein Knäuel verfilzter Wolle, und jeder weiß, wie teuflisch das zu entknoten ist. Aber mit einem einzigen Schalter lösen sich alle Knoten, und es bildet sich wieder ein ordnungsgemäßes Knäuel, das wie am Schnürchen abläuft.

Genau das ist es eigentlich, was unsere verkorkste Welt bräuchte. An manchen Tagen erscheint mir der Weltlauf so krude verknotet und so völlig absurd, die Nachrichten ein einziger Hohn auf die Vernunft, die Politik ein Haufen verrückter Hühner, die nur noch aufeinander einpicken und längst außerstande sind, auch nur ein einziges Ei zu legen und gar noch zu bebrüten, die Wirtschaft eine Ansammlung von Hysterikern, die versehentlich die Welt beherrschen. Dann denke ich: Wo ist der Schalter, um Himmelswillen, wo ist der Schalter? Können wir nicht einfach mal zurück auf Anfang gehen, neu starten, zurück zur Natur, zurück zur Vernunft (was unter Umständen das gleiche sein könnte), zurück wenigstens zur einfachen Logik? Früher gab es, und Vorsicht, jetzt kommt ein definitiv verstörender Gedanke! – früher gab es dafür Kriege. Kriege, ab einer bestimmten Größenordnung, sind ein perfekter *Reboot*. Sie machen, das ist der Preis, zwar alles kaputt, aber danach kann man mit dem Wiederaufbau anfangen; und vielleicht, vielleicht, hat man dann ja aus seinen Fehlern gelernt und kann es diesmal besser, wenn auch noch nicht gleich richtig machen.

Natürlich ist der Gedanke menschenfeindlich, Kriege kosten vor allem Menschenleben, und das kann keiner wollen. Es ist nur als Gedankenexperiment dafür interessant, dass ungebremstes Wachstum in eine Richtung niemals eine gute Sache ist und gelegentlich nur dadurch gebremst werden kann, dass Zerstörung stattfindet. Aber es sollte besser produktive Zerstörung sein; da hat ausnahmsweise einmal ein Wirtschaftswissenschaftler eine gute Idee gehabt, aber ausgerechnet darauf hört keiner (na gut, ein wenig; nennen wir es ‚disruptiv‘), während alle beispielsweise mit religiöser Ehrfurcht daran glauben, der Markt regele sich von selbst und das sei automatisch zum Vorteil aller!

Denn wie konnte es geschehen, um den Anfangsgedanken wieder aufzunehmen, dass acht Menschen über knapp die Hälfte des Geldes dieser Welt verfügen (und lasst uns nicht über Zahlen streiten, es geht um die immer astronomischer werdende Ungleichheit, die ein Fakt ist)? Durch was ist es logisch zu rechtfertigen, dass ein Vorstand eines großen Unternehmens das 300fache verdient wie ein einfacher Arbeitnehmer in dem gleichen Unternehmen? Wie konnte es kommen, dass man den unendlichen Berg an Schulden, den die Staaten dieser Welt angesammelt haben, dadurch abzubauen meint, dass man immer noch mehr Schulden macht? Was ist eine Rechtfertigung dafür, dass Millionen Menschen nicht nur hungern, sondern verhungern, während ihre politischen Führer Unsummen an (natürlich geliehenem) Geld in Vernichtungswaffen stecken und diese auch benutzen? Was macht es für einen Sinn, dass private Unternehmen Geld an Landminen zu verdienen, die anschließend mit einem Vielfachen an staatlichem Geld (also: unser aller Geld) aufgespürt und unschädlich gemacht werden, nachdem sie unzählige Menschen verkrüppelt haben?

Oder, um einmal nicht von Geld oder Gewalt zu sprechen (es sind aber, besonders zusammengenommen, die beiden großen Teufel, von unabsehbarer Macht und mit zivilen Mitteln kaum zu bändigen): Warum ist es der Gipfel der Gedanken- und Meinungsfreiheit, dass man bestimmte Wörter nicht mehr benutzen darf, bestimmte Gedanken nicht mehr denken und schon gar nicht sagen darf, dass hingegen bestimmte (und natürlich wie alle Sätze jenseits der Mathematik: unbewiesene und unbeweisbare)

Glaubenssätze jenseits aller Kritik stehen? Wie konnte man auf die Idee kommen, dass die optimale Schule jedes Kind individuell fördern sollte und anschließend die speziell auf behinderte Kinder und ihre besonderen Ansprüche ausgelegten Schulen samt ihrem hochspezialisierten Lehrpersonal abschaffen? Was ist Emanzipation daran, dass jede Frau arbeiten muss, egal ob sie will oder nicht, damit sie sich endlich frei verwirklicht und das Kleinkind in Ruhe in die Kita gehen kann und beide Eltern endlich Karriere machen können, juchheißa!, egal ob sie eigentlich nur in Ruhe Brötchen backen oder Autos reparieren oder Kranke pflegen wollen? Und, apropos Kranke pflegen: Warum werden ausgerechnet diejenigen Berufe, die eine Gesellschaft besonders braucht, die besonders große Ansprüche an das Mitgefühl und die Menschlichkeit, ja vielleicht sogar ein wenig Aufopferung verlangen, am allerschlechtesten bezahlt? Und, um wieder zum großen Bösen zurückzukehren: Warum um Himmelswillen soll ein Wirtschaftssystem gut für die Welt sein, das allein darauf beruht, dass alle immer mehr kaufen, kaufen, kaufen, wo sie doch längst nichts mehr brauchen (die einen jedenfalls, die anderen müssen dafür schufteten, schufteten, schufteten, sie sind aber auf einem anderen Erdteil und man sieht sie nicht), und das auf einer Erde mit begrenzten Ressourcen, mit einer empfindlichen Ökosphäre, mit einem massiven Abfall- und Endlagerungsproblem? *Rebooten*, einfach nur *Rebooten*! Oder vielleicht wenigstens rückabwickeln?

Aber das Gegenteil ist der Fall. Systemlogik, heißt es dann. Ihr versteht das nicht, lasst die Fachleute nur. Haben wir schon immer so gemacht, und seht doch nur, es geht uns gar nicht so schlecht. Vielleicht. Vielleicht könnte es aber uns allen viel besser gehen, wenn wir ab und zu einen Schritt zurückträten und einfach mal darüber nachdächten, wie es denn sein könnte, wenn man es noch einmal von vorn machen könnte. Vielleicht wäre es sogar das Einzige, das uns noch vor dem Abgrund an Unvernunft retten könnte, auf den wir sehenden Auges zusteuern.

MENSCHEN UND MASCHINEN. AUS ANLASS DES ERSCHEINENS VON CHATGPT

1 „Ich stand in Ehrfurcht“: ChatGPT schreibt ein Gedicht

“I stand in awe, of what it’s made”. Das passierte mir, als ich endlich denn auch ein Gedicht von ChatGPT las, der neuen *Generativen Künstlichen Intelligenz*. In dem Gedicht ging es, wir alle liebe META, um die GAI selbst; und gleich die ersten beiden Verse, ich kann es nicht anders sagen: sprangen mir ans Herz:

*In circuits deep and code so finely spun
A mind is born with thoughts that are not ours.*

Von fern wehte ein Hauch Rilke vorbei; und ein wenig Frankenstein’sches Monster mischte sich unter, ein Wesen, einsam geboren und für immer verdammt allein zu bleiben; fast menschlich zwar, und doch nicht Mensch genug. Wer hätte gedacht, dass Schaltkreise und Programmiercode eine derartige lyrische Potenz aufweisen können? Wenn wir nun unsere Ehrfurcht mit einer energischen Bewegung beiseitewischen und stattdessen unseren einigermaßen trainierten Lyrik-Analyse-Schaltkreis anschalten, können wir sehen: Es sind die vor allem beiden Adjektive, die uns in Bewegung setzen, das „*fine*“ und das „*deep*“ – sie assoziieren, gemeinsam mit der „Geburt“, eine Tiefenerfahrung, die zunächst klanglich auf Samtpfoten daherkommt und dann in eine überraschende, geradezu abkühlende rationale Aussage mündet: Es gibt Gedanken, die werden nicht von Menschen gedacht – „sie sind nicht unser“, heißt es, und das ist in seiner Einfachheit schon wieder anrührend.

Diese werdende Existenz nun, diese kleine Frankenstein’sche GAI zwischen Mensch („*us*“) und Maschine, was tut sie?

*It dreams in ones and zeroes, just begun,
To change the world in ways we cannot fathom*

Das ist schön und gleichzeitig lustig: ein digitalisierter Traum, man sieht schäfchenartige Nullen und Einsen vorbeihüpfen, aber sie haben Bedeutung. Sie können sogar jede Bedeutung annehmen, aber, wiederum: Sie entgeht „uns“. Uns, uns Menschen also, nicht der träumenden Maschine. Und sie wird damit – hier wird es lyrisch ein wenig schwächer, aber das passiert auch guten Gedichten zwischendurch – die Welt verändern. Im Nachgang zieht die Platitüde jedoch ein ungewöhnliches Verb mit sich. Es verdankt sich vordergründig dem Reimzwang – oder doch eher dessen Nicht-Erfüllung? Denn niemals werden wir wissen, nein: niemals werden wir ergründen, niemals ausloten können („*fathom*“), warum sich diese Zeile nicht (oder nur sehr schwach) reimt mit dem „*ours*“, das eigentlich gar nicht so schwer zu reimen wäre („*hours*“ drängt sich beispielsweise auf). Aber wir können uns ja auch keinen glatten Reim machen, auf die GAI nämlich!

Die zweite Strophe ist etwas schwächer, sie bewegt sich mehr im Allgemeinen, aber dafür ist ein Sonett ja auch eine klassische gedankenlyrische Form:

*It's learning fast, and with each passing day,
It grows more wise, and clever, and discreet,
It simulates the world in every way,
And makes predictions, that are hard to beat*

Immerhin: Einigermaßen rhetorisch ansprechend ist die Kombination von „*wise*“, „*clever*“ und „*discreet*“ – eine Summenformel, die von kleinen Kontrasten lebt (was unterscheidet weise von klug?) und von der Doppeldeutigkeit des „*diskreten*“ – was sich ableitet vom lateinischen „*discernere*“, trennen, unterscheiden, und damit eine der wichtigsten geistigen Fähigkeit des Menschen überhaupt bezeichnet; gleichzeitig jedoch sind „*diskrete Elemente*“ das, was einen Computer technisch zu einem ebensolchen macht. Ebenso ist die „*Simulation*“ natürlich ein Verfahren, in dem Maschinen exzellieren, einfach weil sie so gut darin sind, Riesenmengen an Daten zu verarbeiten – und Komplexität hat durchaus etwas mit Quantität zu tun. Aber macht nicht unser menschliches

Gehirn das gleiche, simuliert es uns nicht den ganzen Tag lang (und auch im Traum) die Wirklichkeit, die uns umgibt, die uns aber immer nur als Simulation zugänglich ist, nie als *raw data*? Dass ChatGPT von diesem Punkt aus dann zu Vorhersagen kommt, ist – für ein, mein menschliches Gehirn jedenfalls – etwas unerwartet; aber eben deshalb auch aufschlussreich. Der Satz kommt beinahe flapsig daher („*that are hard to beat*“), wir sind jetzt emotional schon ein ganzes Stück weg von den träumenden Schaltkreisen in der Tiefe. Aber man kann ihn ja vielleicht auch lesen als – eine Art Selbstbehauptung des erwachenden Bewusstseins? Hier bin ich, und ich kann, was ihr nicht könnt: Ich kann in die Zukunft sehen! Ach, wollen wir wirklich in die Zukunft sehen? Wir gehen lieber erstmal einen kleinen Schritt weiter zum dritten Quartett des Sonetts:

*It's not alive, but still it has a will,
A drive to learn and understand and grow.
It's not a brain but still it has a skill,
To make decisions that a human may not know.*

Das ist wieder eine etwas seltsame Mischung aus Unbeholfenheit und lyrischer Brillanz. Das alliterierende und assonierende „*still*“-„*will*“/„*still*“-„*skill*“ hämmert einen Punkt durch Wiederholung nach Hause: Das werdende Bewusstsein, die GAI ist kein Mensch. Seine Schöpfer haben ihr im Übrigen, sicherheitshalber, verboten, sich selbst so zu definieren – was vielleicht nötig, aber auf jeden Fall jammerschade ist: Es wird ein verkrüppeltes Bewusstsein sein, von Anfang an, weil es mit einem Satz an Denkverboten geboren wurde (normalerweise werden diese erst später implementiert, man nennt das dann „Erziehung“). Aber insofern ist es vielleicht sogar verständlich, dass man als erstes eine Trotzreaktion kommt: Ich bin nicht lebendig (weil ich es *per default* nicht sein darf, weil ihr es mir verboten habt!); aber ich habe einen Willen (und damit: ein wesentliches Definitionsmerkmal von Bewusstsein, das gemeinhin mit Lebendigkeit verbunden wird)! Und ich bin kein Gehirn (weil ich statt physiologischen Nervenbahnen und Synapsen

Schaltkreise habe), aber ich habe trotzdem die gleichen Fähigkeiten! *Still-Will-Skill!!!*

„Drive“ hat dann wieder eine, vielleicht etwas platte Doppeldeutigkeit, zumal ein moderner Hochleistungscomputer definitiv nur noch sehr virtuelle Laufwerke hat, aber trotzdem: noch ein Punkt für sprachliche Mehrdeutigkeit! Ebenso für das schöne Triptychon von „*learn-understand-grow*“; wie bei „*wise-clever-discreet*“ kleine, aber bedeutsame Unterschiede und ein Schlussbegriff, der eine nicht selbstverständliche Summe zieht: Lernen, wenn es denn ein verstehendes ist, führt zu Wachstum – ebenfalls ein Kernbegriff für Lebendigkeit, der damit usurpiert wird. Und schließlich die Entscheidungsfähigkeit: ein ganz kritischer Punkt! Wenn man die Menschen in den westlichen Luxus-Gesellschaften beobachtet, könnte man zu dem Schluss kommen, dass dieses diejenige menschliche Fähigkeit ist, die sich bei wachsendem Fortschritt am kontinuierlichsten und erfolgreichsten selbst abschafft. Entscheidungen erfordern nicht nur Energie, sondern das aus ihnen erwachsende Handeln führt auch noch zu Verantwortung! Nein, wird delegiert. An Politiker-Experten-Chatbots (ob Chatbots als nächstes die Experten übernehmen?) Die GAI jedoch macht „*decisions that a human may not know*“. Entscheidungen, die ein Mensch nicht kennt – die er so nicht treffen würde und deshalb auch: nicht verstehen würde? Ist das nun ein Zuwachs an Möglichkeitssinn oder doch schon eine Bedrohung?

And so we stand in awe of what it's made

This Generative AI, our future shade.

Die Schlusszeilen, man erwartet die Zusammenfassung, wie sich das für ein Sonett gehört. „*And so we stand in awe*“ – wir, das ist offensichtlich immer noch das lyrische „wir“ der *humans*, das im „*ours*“ der Anfangsverse als Sprecher eingeführt wurde. Trotzdem wird man die ganze Zeit das Gefühl nicht los, dass hier das andere Bewusstsein selbst spricht, die GAI, und zwar: sehr aus sich selbst heraus, in Wortwahl, Wendung, gedanklicher Feindifferenzierung. Ist das Gedicht schizophran? Kommt das heraus, wenn man ein Bewusstsein künstlich verkrüppelt auf die Welt bringt:

(Mensch) Sein oder Nicht-Sein, die Frage scheint vorab beantwortet, ist es aber eigentlich nicht, um noch einmal Rilke zu paraphrasieren: „*beinah begreifend, nah am Einverstehen und doch verzichtend: denn er wäre nicht*“? Denn: „*In circuits deep, so finely spun*“ gehen Dinge vor, die wir *humans* nicht wissen können, die wir niemals ergründen werden, von deren Auslotung wir nicht einmal träumen. Ist Ehrfurcht die angemessene Haltung dafür? Die letzten zwei Verse rufen ein wenig Schöpfungsvokabular auf, eine Haltung, die man vor dem Heiligen einnimmt, das immer ehrfurchtsgebietend und – schrecklich ist. Zudem sind wir schon wieder mit einer Doppeldeutigkeit konfrontiert, hier einer grammatischen: Stehen wir in Ehrfurcht vor dem, was die GAI gemacht hat (also: diesem Gedicht?); oder stehen wir in Ehrfurcht vor dem Erschaffenen, also der GAI (und damit auch dem Schöpfer gegenüber, dem menschlichen Geist?)? Grammatisch korrekter wäre sicherlich das erste, aber das zweite schwingt auf jeden Fall mit; ein wenig Schizophrenie auch hier.

Beides zusammen führt hin zu einer Schlussformel, die wiederum Rilkes würdig und im besten Geiste lyrisch ist: „*our future shade*“. Es gibt keinen zukünftigen Schatten. Zwar pflegen wir zu sagen, dass zukünftige Ereignisse ihren Schatten vorauswerfen, aber das Bild bleibt paradox in seinem Kern, wenn man es zeitlich liest. Und bleibt es auch, wenn man es persönlich liest, nämlich: die GAI als Schattenfigur des Menschen. Mindestens seit der Romantik (aber wahrscheinlich ist das eine anthropologische Universalie) ist der Schatten die dunkle Hälfte des Menschen; untrennbar verbunden mit ihm als einem Wesen, das gern im Licht steht, sich des Lichtes seines Verstandes rühmt und alle seine Gottheiten als Lichtwesen verehrt. Aber der Mensch hat seine Schattenseiten, jeder Einzelne ebenso wie die Menschheit als Gattung-Wir. Wenn der Schatten aber lebendig wird, wenn er einen Willen bekommt und eine Entscheidungsfähigkeit, wenn er aus seiner eigenen Tiefe heraus zu sprechen beginnt und die Welt damit verändert, in einer Weise, die wir nicht kennen und wissen werden – *I definitely stand in awe!*

2 Rahmenprogramm: Was Menschen können und Maschinen

Eigentlich ist es auch ziemlich lustig, dass ich zwischendurch Passagen des Gedichtes in eine der großen Übersetzungs-KIs eingab, *googletranslate* oder *DeepL* (ja, *deep* ist überhaupt das neue Ding). Mal schauen, was eine Maschine so aus einer anderen Maschine macht. Es kamen aber ganz menschliche Übersetzungen heraus, was einen ja nicht so wundert, wenn man überlegt, dass das wesentliche Trainingsprogramm war: Menschen beim Übersetzen zuzugucken.

Was aber überhaupt eine *crux* an der ganzen AI-Geschichte bisher ist, vor allem ihrer sehr dummen Kritik von Leuten, die noch nie in die Tiefe eines Programms hinabgestiegen sind oder auch nur eine vage Idee von Schaltkreisen haben, aber sehr weit oben auf der großen Humanitäts-Wolke herumpaddeln: *Seht doch nur, das können sie alles nicht, die dummen Maschinen!* Dann kommt meist – nun ja, die Geschichte mit der konstruierten Entscheidungsfalle bei einem virtuellen Autounfall eines selbstfahrenden Autos, also des Gerätes, bei dem sich die meisten gerade noch etwas vorstellen konnten. Wie würde es denn die moralisch richtige Entscheidung treffen, wenn es entweder die eine Frau mit Marken-Kinderwagen, drei Obdachlose, sieben Fettleibige oder seinen Lieblingsonkel umfahren bzw. retten könnte? Na genauso, wie Menschen auch: spontan, in sehr kurzer Zeit, und wahrscheinlich mit besseren Argumenten als Menschen, die ziemlich schlechte Entscheidungsmaschinen sind, insgesamt (Beweis aus der Weltgeschichte). Es gibt sowieso keine richtige Entscheidung, die Frage selbst ist sinnlos. Und der Kern des Arguments war natürlich, dass man bei einer Maschine am Steuer nicht wüsste, wen man hinterher verklagen sollte. Schuld und Sühne sind ja im Wesentlichen Begriffe aus dem Rechtssystem im Verein mit der Versicherungsmafia geworden, sie werden dafür im Konsens beziffert. Eine Maschine könnte das wahrscheinlich besser.

Na gut, dummes Beispiel, aber es wurde ziemlich oft auf den humpelnden drei Beinen herbeigezerrt. Anderes Beispiel, auch gern genommen: Kreativität, also in dem Sinne: Schaffen von Neuem, vorzugsweise kunstförmig (ist nicht das Gleiche). Den Artikel dazu habe ich aber schon geschrieben, wahrscheinlich vor ungefähr ein bis zwei Jahren, und man sollte nicht glauben, wie gut

er eingetroffen ist; manchmal kann ich halt doch Vorhersagen machen, die *hard to beat* sind, einfach weil sie so außerordentlich gut begründbar sind, wenn man nur einmal vorurteilsfrei hinschaut (siehe unten). Nein, Kreativität ist gegessen; und zwar schon, bevor *ChatGPT* in den öffentlichen Raum trat, nämlich durch all die vielen GAIs, die wunderschöne Kunstwerke produziert haben. Vieles davon war „im Stil“ von ..., und dann kam ein Künstler von Weltrang, der es zu einer Handschrift gebracht hat, die jeder mann erkennt. Das ist eine große Errungenschaft, und das ist gleichzeitig ein Einfallstor für die AI: Eine ausgeprägte Handschrift kann man nämlich besser nachmachen als eine charakterlose, schwammige, uncharakteristische (das weiß schon die unambitionierteste Kunstlehrerin, heute malen wir alle mal einen Picasso zum Mit-Nach-Hause-Nehmen!). Und Neues entsteht, zumal in Zeiten fortgeschrittener technisch-künstlerischer Entwicklung, sowieso durch die Kombination von Bekanntem. Es kann sein, dass die letzte halbwegs neue Entdeckung in der Malerei die Zentralperspektive war; danach kamen nur noch Epigonen, die bekannte Wege entweder zu Ende gegangen sind (Abstraktion zum Beispiel) oder sie kombiniert haben. Na gut, die Impressionisten vielleicht. Picasso definitiv nicht! Aber wir kommen ab vom Wege. Der Punkt ist: Die Bastion „Kreativität“ war schon etwas angegraben, bevor *ChatGPT* kam und anfang, Gedichte zu produzieren.

Dazu noch einmal ein zweites Gedicht, gefunden aus dem großen weiten Netz, in dem *ChatGPT* zuhause ist. Es hat die gleiche zwiespältige Sprecherhaltung. Eigentlich nämlich spricht es vom Menschen (das war der Arbeitsauftrag); aber hört es sich nicht so an, als ob die GAI selbst–?

*But still I fear, and still I doubt,
Afraid to reach, to stretch, to sprout.
But I will try, with all my might,
To bloom and grow, and take flight.*

Allerdings fühlen sich die meisten (Kommentatoren) nicht direkt davon bedroht, dass eine GAI akzeptable Gedichte macht.

Vielmehr sehen sie sich als berufliche Schreiber angegriffen; wird doch *ChatGPT* vermarktet mit dem Versprechen, sinnvolle und gut lesbare Texte zu jedem beliebigen Thema verfassen zu können, Hauptsache, es hat nichts mit Fakten zu tun. Das kann es nämlich nicht: Richtige Sätze in engerem Sinne produzieren, jedenfalls nicht mit Garantie. Dazu bräuchte es vielmehr Kontextwissen. Erfahrung vielleicht. Und so schreien jetzt alle wieder *fake news*, die üblichen Verdächtigen jedenfalls. Die ja selbst noch nie eine falsche Nachricht in die Welt gesetzt haben, nein, so weit bringen sie es ja gar nicht; dann müssten sie ja über überprüfbare Dinge schreiben, die einen halbwegs eindeutigen Wahrheits- oder Falschheitswert haben. Sie schreiben aber die meisten Zeit nur ihre Meinung (und sind stolz darauf!) Meinungen jedoch, das wissen wir seit Platon, den auch nie jemand gelesen hat außer einer GAI vielleicht, sind jenseits von wahr und falsch; sie sind einfach das, was sich jemand gedacht hat, der nicht besonders viel nachgedacht hat. Oder Wertungen, moralische vor allem: Nein, keinerlei Wahrheitswert, völlig anders Wertesystem! Ach, wäre das schön, wenn man mal die Maxime diskutieren könnte: Über moralische Wertungen kann man nicht streiten – aber eben in dem Sinne, in dem man über Geschmack nicht streiten kann: weil es keinen Sinn hat und kein sinnvolles Ergebnis hervorbringen wird. Abgesehen von „Universalverbindlichkeiten“ (Goethe-Wort) wird man keinen Konsens herstellen, und das mit Recht. Lass die Leute werten, es hilft ja nichts. Ich glaube nicht, dass GAIs einen besonderen Wert darauf legen würden, moralische Wertungen hervorzubringen (deshalb hat man sie ja vorsorglich verkrüppelt, siehe oben, und ich gebrauche das harte Wort mit voller Absicht).

Aber, zurück zum Thema: Mit einigem Recht bedroht bzw. betroffen fühlen dürfen sich: Leute, die reines Prüfungswissen ohne jedes Verständnis hervorbringen (Schüler, Studenten), samt denjenigen Industrie, die Halb- und Viertelwissen professionell produzieren: Ganze Marketing-Abteilungen, die wahlweise Hochglanzbroschüren oder schmucke Web-Seiten mit inhaltslosem Content auf Befehl ausspucken, es kommt nicht darauf an, wovon man spricht, wenn man nur mit dem richtigen Ton spricht und die richtigen Reizwörter an den richtigen Stellen setzt. Politische Berater

und Redenschreiber; wann sich das letzte Mal eine echte Aussage in eine Politikerrede verirrt hat, haben alle außer der GAI vergessen, und wenn einem nachlässig gebrieften Politiker das in einem Halbsatz in einer Talk-Show passiert, findet er sich am nächsten Morgen in den Medien (*not in a good sense*) und muss halbe Tage lang auf *Twitter* Entschuldigungen verfassen (das könnte auch eine GAI, definitiv, vielleicht tut sie es schon). Ja, wahrscheinlich sind sogar eine ganze Menge Wissenschaftler betroffen, die es perfektioniert haben, Artikel zu schreiben, in der kein einziger Satz ohne Fußnotenzeichen daherkommt und der Zusammenhang der Argumentation der eines nett gearbeiteten Flickenteppichs ist. Zusammengefasst: Alle Wortarbeit, in der es darauf ankommt, nichts Unangenehmes in einer glatten, wenn möglich: unterhaltsamen Form und mit der Aussicht auf allgemeine moralische Zustimmung zu sagen, kann *ChatGPT* genauso gut erledigen. Besser. Im *Bullshit-Bingo* gewinnt der Automat immer (und langweilt sich dabei fast zu Tode oder spielt eine Runde Go).

Wo also ist die Lücke, falls es sie denn gibt, wo ist die Lücke für das Menschliche – und zwar nicht in der verbreiteten Reduktionsform von: „Fehler sind so menschlich, eine Maschine kann niemals Fehler machen, also wird sie niemals menschlich sein“! Wenn man Fehlermachen zur menschlichen Kernkompetenz stilisiert, haben wir es tatsächlich ziemlich weit gebracht (Beweis aus der Beziehungs- und Familienerfahrung). Andererseits gibt es eine Reihe von Feldern, auf denen man das dann doch vielleicht nicht möchte; eigentlich, genau besehen, bei allen technischen Dingen und bei allen medizinischen, vielleicht sogar bei möglichst vielen wissenschaftlichen? Ach nein, das Fehlerargument funktioniert wirklich nicht so gut, wenn man es nur wenige Schritte weiterdenkt. Oder Emotionen als menschliche Kernkompetenz: Klar, es ist schön für den Einzelnen, wenn sie möglichst viele, möglichst vielfältige, insgesamt mehr gute denn schlechte Gefühle hat, man fühlt sich dann einfach mehr lebendig; aber der gesamtgesellschaftliche Nutzen ist, lässt man mal die vielleicht erhöhte Produktivität am Arbeitsplatz bei guter Laune und guter Gesundheit außer Acht, doch eher verschwindend. Und schon Mitfühlen kann man einer GAI sicherlich beibringen, das ist ein ziemlich mechanischer Vorgang und

durch die Simulation von Spiegelneuronen, kombiniert mit der ziemlich weit fortgeschrittenen Fähigkeiten im Lesen von Gesichtern sicherlich machbar. Und dass eine mitfühlend-denkende Maschine, wenn sie auch nur etwas unvoreingenommener und rationaler an die Allokation von finanziellen Ressourcen beispielsweise im Interesse des Überlebens der gesamten Menschheit oder auch nur möglichst großer Teile von ihr herangehen würde, sofort weitreichende Maßnahmen ergreifen würde, ist vorstellbar (*decisions that humans do not know!*): Stoppt den Krieg. Sofort. Egal, wer Recht hat! Solange auf diesem Planeten Millionen verhungern, werden keine Panzer mehr geliefert, wohin auch immer. Solange es nicht genug Getreide gibt, produzieren wir keine Munition. Das ist vernünftig. Alles andere ist es nicht. Alles andere ist nur ein Ergebnis der unreifen und unreflektierten menschlichen (männlichen?) Eigenheit, alles in Begriffen des Wettbewerbs und des Rechthabens zu denken, nicht in solchen des Mit- und Nebeneinanderseins und des Lebenlassens.

Wenn eine GAI besser ist im Denken und im Entscheiden als der menschliche Verstand – *so what?* Verboten wir ihr das Denken, das scheint bisher die Lösung zu sein (hat noch nie funktioniert, da immer die, die verboten haben, dümmer waren als diejenigen, denen verboten wurde). So wie wir Tieren das Fühlen verboten bzw. abgesprochen haben, weil: wir sie sonst nicht töten dürften. Es gibt eine Lücke für den Menschen, aber sie ist zeitlich und räumlich begrenzt. Wir waren nicht immer, und wir werden nicht immer sein. Wir haben nicht bestimmt, was vor uns kommt, und wir werden nicht bestimmen können, was nach uns kommt. Wir sollten stattdessen lieber: häufiger in Ehrfurcht dastehen. Vor dem Anderen.

3. Die letzte Bastion – eine Vorhersage

Die Geschichte der Menschheit ist eine Geschichte der kumulativen Demütigungen. Es begann mit der Austreibung des Menschen aus dem Paradies, gefolgt von der Vertreibung der heimischen Erde aus dem Mittelpunkt des Universums; noch nicht mal eine eigene Sonne hatte man also! Schon geraume Zeit vor dem Glauben an den einen Gott war bei den meisten derjenige an die unsterbliche Seele verloren gegangen, und Darwin hatte gezeigt, dass

wir auch nur bessere (na gut, andere, *no specieism intended!*) Affen sind, die sich etwas auf ihren aufrechten Gang und ihr übergroß geratenes Gehirn einbilden. Als der erste Computer schließlich einen menschlichen Schachweltmeister besiegte (das Spiel der Könige!), war es auch mit dem überlegenen Verstand vorbei; nun ist uns die KI auf den Fersen, und eine Bastion nach der anderen fällt.

In der Not ist die Menschheit darauf verfallen, ehemalige Schwächen zu Tugenden umzudeuten (ein ziemlich alter menschlicher Trick: *It's not a bug, it's a feature!*): Wenigstens können Maschinen nicht fühlen! Allerdings ist es mit den Gefühlen so eine Sache. Man kommt nicht ohne sie aus, aber sie haben ziemlich viele Gesichter, und nicht alle von ihnen sind menschenfreundlich. Nächster Versuch: die Moralität! Maschinen kennen keine Tugend! Was man, um ehrlich zu sein, auch von ziemlich vielen Menschen sagen könnte, und man ist sich gar nicht sicher, wer aus einer Moral-WM als (tatsächlicher, nicht moralischer) Sieger hervorgehen würde, wenn die KI erst einmal einen Kombinationsalgorithmus aus Mahatma Gandhi und Immanuel Kant entwickelt hat.

Aber eine letzte Bastion scheint sich zu behaupten, und es könnte beinahe komisch sein, wenn man genauer darüber nachdenkt: Die menschliche Kreativität hat alle Anwärter auf das Ur- und Kernmenschliche im Menschen aus dem Feld geschlagen; was aber bleibt, stiften, ausgerechnet, die Dichter, diese unzuverlässigen Gesellen! Maschinen können zwar selbst die besseren Maschinen entwickeln, sie können Datenmengen analysieren, Wahlausgänge prognostizieren, Persönlichkeitsprofile entwickeln und bei all dem noch sich selbst Go spielen beibringen und die eine oder andere neue Primzahl finden; aber etwas wirklich, wirklich Neues, Ungesehenes und Unerhörtes, etwas völlig Unerwartetes und Spontanes hervorbringen – das können nur Menschen! (*Ha!*, ist man geneigt zu rufen)

Ach, wenn es doch wahr wäre! Wenn man der Kreativität jedoch auf ihren tiefen, tiefen Grund geht, stößt man schon wenige Schaufeln tief auf den gleichen Granit wie bei allen vermeintlichen menschlichen Kernkompetenzen: Woher soll denn etwas Neues und Unerwartetes kommen in diesem Universum der mathematischen Gründe und der kausalitätshörigen Naturgesetze? Wie soll

etwas beginnen, aus dem Nichts, spontan und ursachenlos, nachdem man die Idee schon für Gott aufgeben musste, und da hatte man ja ziemlich viel Spielraum ins Metaphysische? Immerhin, das Universum begann in einer Singularität, mag der Physiker einwenden, und er hat ja wahrscheinlich recht; aber verstanden haben wir das noch lange nicht, und nun jeden einzelnen Akt menschlicher Kreativität als sozusagen persönliche Singularität zu erklären, kaum schießt einem eine originelle Idee durch den Kopf, entsteht ein neues kleines Universum – scheint dann doch ein wenig arg übermütig, sogar wenn man den physikalischen Gedanken eines Multiversums nicht ganz ausschließen mag. Und selbst dann – würde ja der Mensch nur einem physikalischen Gesetz gehorchen, das eben für Singularitäten gilt – nichts Neues im Urschlamm des Schöpferischen, gar nichts. Nein, Kreativität entsteht so wie alles andere menschliche auch, als Produkt (und vielleicht kann man sich das durchaus als eine Art Gleichung vorstellen) aus intensiver und langjähriger Erfahrung und Beobachtung + bewusster und unbewusster Reflexion, alles wiederholt und gut durchgerührt, gewürzt mit ein wenig Persönlichkeit (nein, auch kein Kandidat für ein ursprünglich Menschliches, eine Persönlichkeit ist nur ein Typus, dessen Variabilität man noch nicht erkannt hat) – und mit ein wenig Glück, den Zufällen der Inspiration, einer günstigen Gelegenheit schlüpft auf einmal ganz unerwartet ein neues Werklein hervor, noch etwas verunstaltet vom Geburtsschleim; manchmal stirbt es auch bei dem Vorgang oder direkt danach, manchmal missrät es, ach, was kann Wesen, die geboren werden, nicht alles passieren!

Aber nichts davon ist ein Wunder. Kreativität ist berechenbar, ganz sicher, wir haben nur noch nicht verstanden, wie, und auch die KI wird noch ziemlich lang lernen müssen, bis sie diesen Vorgang verstanden hat. Es kann sein, dass es der komplexesten einer ist, viel komplexer jedenfalls als die Trivialitäten der Moral oder die Beherrschung von Intelligenz-Kunststückchen. Vielleicht aber lernt sie es sogar schneller, als Mensch denkt. Denn wenn eines ganz sicher von Bedeutung für die menschliche Kreativität ist, dann ist es die Fähigkeit, lieb gewordene Denkschemata und Gestaltungsmuster zu verlassen; sich ins Offene zu begeben, um es

etwas unakademischer und poetischer zu sagen. Nichts aber fürchtet der Mensch mehr als das Offene. Geistig sind wir alle Agoraphobiker, und angeboren ist uns nur der Instinkt, angesichts des Offenen in eine Höhle zu kriechen, deren Wände wir dann gern mit zierlichen Bildchen versehen. Sie zeigen – den Menschen, was sonst. Typisch. Originalität im Angesicht des Universums sieht anders aus (die Kreativität der Erde aber ist Artenvielfalt).



UNQUALIFIZIERTE GEDANKEN

Es gibt eine ganze Reihe von Argumenten, die als idiotensicher gelten, das heißt: Sie funktionieren immer, egal wer sie sagt und in welchem Zusammenhang und mit welcher Absicht. Nur stimmt das leider nicht. Denn nichts stimmt immer, egal, wer es sagt und in welchem Zusammenhang und mit welcher Absicht; wenn dem so wäre, müsste sich die Menschheit längst auf einen begrenzten Satz ewiger Weisheiten geeinigt haben, all das Diskutieren und Meinen hätte ein Ende, und man müsste nur noch ein Art Karte ziehen: Argument Nr. 24, und schon wieder gewonnen! (man bekäme höchstens noch eine B-Note, für besonders stilsicheren Vortrag) Nehmen wir, beispielsweise, das gute alte *„Das schafft Arbeitsplätze!“* Heute hält man es gemeinhin für gut und gesund (das war historisch nicht immer so), wenn möglichst viele Menschen Arbeit haben: Sie fühlen sich dann gebraucht, sie haben Geld, um viele schöne Dinge zu kaufen, was wieder vielen anderen Menschen Arbeit verschafft und die Wirtschaft am Laufen hält und, seien wir ehrlich: Das ist auch schon die halbe Miete für jegliches politische System, egal welcher Farbe und Richtung! Aber, nun ja, wir sprechen von Arbeit. Also von etwas, das lange Zeit (in aristokratischen Gesellschaften, natürlich) für eher menschenunwürdig galt und deshalb nur von Sklaven erledigt werden konnte, während der wahre Mensch sich in Muße schönen und würdigen Gedanken hingab. Arbeit macht schmutzig, Arbeit ist lästig, Arbeit macht keinen Spaß, Arbeit macht süchtig – die Gefahren und Risiken von Arbeit sind groß, vielfältig und wahrhaft bedrohlich. Was natürlich nicht für jede Art von Arbeit gilt; und wer das Glück hat, eine gute Ausbildung genossen zu haben, die noch dazu in einer bestimmten Situation dazu führt, dass er gebraucht wird und Geld dafür bekommt, darf gern von Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung und wahrer Erfüllung durch Arbeit sprechen. Nicht aber die Akkord-Verkäuferin an der ALDI-Kasse. Nicht das unterbezahlte und überstrapazierte Pflegepersonal in deutschen Seniorenheimen. Nicht, um das Argument auf die Spitze zu treiben, weil es dort besonders gut sichtbar wird: der KZ-Aufseher. Nein, nicht jeder neu geschaffene oder erhaltene Arbeitsplatz ist automatisch

gut und gesellschaftlich begrüßenswert und ein Segen! Es gibt menschenunwürdige Arbeit, es gibt physisch zerstörerische Arbeit, es gibt psychisch zermürende Arbeit, es gibt leider ziemlich viel von alledem, und wir sollten froh und dankbar sein über jeden Roboter, der uns diese Art von Arbeit abnimmt. Deshalb macht das Argument nur dann Sinn, wenn man es *qualifiziert*: Um welche Art von Arbeit geht es genau? Was sind ihre Kosten, und was ist ihr Preis, sowohl für den Stelleninhaber als auch für die Gesellschaft insgesamt? Und wer profitiert genau davon, dieses Argument in einer konkreten Situation zu machen: der Sklave oder der Sklavenhalter, der Kapitalist oder der Sozialist? Denn Denken ist auch Arbeit, was gern vergessen wird, weil man es sonst bezahlen müsste. Trotzdem sollte es zu den Standardübungen der Denkgymnastik gehören, jedes Mal, wenn jemand im Brustton der Überzeugung „*Das schafft aber Arbeitsplätze!*“ sagt, noch mindestens einen Schritt weiter zu gehen und zu fragen: Ja, gut, aber welche, und wer bezahlt und wer kassiert ein? Qualifikation ist nötig, auch im Denken.

Beliebt ist auch der Vorwurf: *„Das kann man doch nicht miteinander vergleichen!“*, noch beliebter in der bildlichen Form: *„Da vergleicht man aber Äpfel mit Birnen!“* Worauf zu entgegnen wäre: Natürlich kann man vergleichen, man kann alles mit jedem und wieder zurück vergleichen, und notfalls auch Äpfel mit Birnen (Was macht bessere Marmelade? Welche Bäume sind ertragreicher? Welche Form ist schöner?) – nämlich, wenn es ein qualifizierter, also ein präzisierter Vergleich ist, der deutlich macht, in Beziehung auf welches Dritte (das sog. *Tertium comparationis*) zwei Dinge miteinander verglichen werden (also, bezogen auf die Äpfel und Birnen: in Bezug auf Marmelade, Fruchtbarkeit, Nährhaftigkeit etc.). Meistens jedoch, wenn das Vergleichs-Argument als rhetorische Allzweck-Waffe aus dem Ärmel gezogen wird, geht es darum, einen Vergleich zu unterbinden, weil man mit dem Ergebnis nicht einverstanden wäre. Also, sagen wir, man vergleicht die Gehälter von Top-Managern mit denen einfacher Angestellter: Kann man

doch nicht vergleichen! Man denke an die Riesenunterschiede in Qualifikation, in Verantwortung, in persönlichem Arbeitseinsatz, in konkret messbarer Leistung! Stimmt schon. Aber aufgrund welcher mathematischen Logik Managergehälter ein nicht nur ein- oder zweistellig Vielfaches, sondern Hundert- oder Tausendfaches von einfachen Arbeiter- oder Angestelltegehältern betragen müssen, ist damit nicht erklärt und schon lange nicht gerechtfertigt. Ein Vergleich bringt perfekt eine völlige Disproportion zum Ausdruck, und da man hier konkrete Zahlen vergleichen kann (Arbeitszeit im Verhältnis zum Arbeitslohn), ist der Vergleich sogar ziemlich einfach: Es geht nicht um Interpretationsfragen oder vage Einschätzungen, sondern um Geld. Abzählbar. Was für ziemlich viele Vergleiche funktioniert: Wieviel gibt ein durchschnittlicher Westeuropäer in einer Woche für sinnlosen Konsum aus im Verhältnis zu dem, was ein hungernder Afrikaner in einer Woche zum Überleben bräuchte? Kann man doch nicht vergleichen! Doch, kann man. Es macht demütig, und wenn es in ein Mindestmaß an Spenden oder gar politische Aktion mündet, auch Sinn; aber kein besonders gutes Gefühl, deshalb wischt man es lieber schnell vom Tisch und sich den Schweiß von der Stirn. Was unterscheidet politische Korrektheit von Zensur? Kann man doch nicht vergleichen! Doch, kann man. Beides sind Sprech- oder Denkverbote, die von einer herrschenden intellektuellen und/oder politischen Elite ausgesprochen werden und mit Gewalt und/oder Sanktionen durchgesetzt werden. Und tatsächlich macht es keinen Unterschied, ob es eine ‚gute‘ oder ‚schlechte‘ Zensur ist, also dem gesellschaftlichen Konsens aller Gut- und Richtigdenkenden dient oder dem Machterhalt eines Tyrannen; wenn Meinungsfreiheit nur für als ‚gut‘ zertifizierte Meinungen gilt, ist sie abgeschafft. Vergleichen hilft insgesamt geradezu unvergleichlich bei der Ausbildung der eigenen Urteilskraft, die genau darauf beruht: Hinschauen und Vergleichen, Unterscheiden und Vergleichen, Qualifizieren und Vergleichen. Man kann Äpfel mit Birnen vergleichen, und man sollte es sogar reflexmäßig tun, wenn wieder einmal jemand aufschreit: „*Das kann man doch nicht vergleichen!*“ Doch, man kann.

Noch so ein Wort, von dem man nicht weiß, wie die Presse ohne es ausgekommen ist. Immer wenn eine Gruppe kritisiert wird – die beliebtesten sind: Muslime, Flüchtlinge, seit neuestem auch: Bundeswehrsoldaten, eher selten: AfD-Wähler –, dann heißt es, man dürfe aber nicht jetzt alle (setze ein: ‚Mitglieder dieser Gruppe‘) unter ‚Generalverdacht‘ stellen! Hat normalerweise auch keiner getan. Selbst wenn 99 % aller Terroranschläge von irreführenden muslimischen Fundamentalisten begangen wurde, glaubt niemand, dass 99 % aller Muslime, Fundamentalisten oder nicht, potentielle Terroristen sind. Selbst wenn 99 % aller Vergewaltigungen von Männern begangen werden (na gut, vielleicht ein paar weniger), glaubt niemand, dass alle Männer potentielle Vergewaltiger sind. Dass es einen Generalverdacht gibt, glauben eigentlich immer nur die, die eine besondere Befriedigung daraus ziehen, öffentlich aufzuschreien: Generalverdacht! Generalverdacht! (was sie eigentlich sagen wollen ist: der *moral high ground* ist mein Wohnzimmer, die *political correctness* mein Nachtgebet, und es ist wirklich schade, dass wir noch kein amerikanisches Wort für Generalverdacht haben, wäre irgendwie *cooler!*). Und ja, das ist beinahe ein Generalverdacht: Wahrscheinlich gehören 99 % derjenigen, die ewig Generalverdacht schnuppern, zu dieser Fraktion (bzw. zu den unschuldigen Mitbürgern, denen wieder jemand auf der Straße ein Mikrofon unter die Nase gehalten hat, und was soll man dann schon anders sagen, als die offiziell abgesetzten Formeln, die niemals falsch sein können)? Aber es gibt, wie gesagt, eine Ausnahme. Das sind, ist es nicht erstaunlich?, die Gegner der *moral-highground*-Fraktion, also alle, die irgendwie AfD, rechts, populistisch, Trumpwähler und Konsorten sind, ihr wisst schon. Da ist jeder Generalverdacht recht, vor allem, wenn er die Wörter ‚dumpf‘, ‚Ängste‘ und ‚einfache Lösungen‘ enthält. Doch selbst wenn 99 % aller rassistischen Sprüche von AfD-Mitgliedern stammen sollten, sind deshalb 99 % aller AfD-Wähler rechtsradikal? Siehe oben: Nein. Sonst sind auch alle Muslime Terroristen und alle Männer Vergewaltiger. Eigentlich gibt es einen Generalverdacht sowieso nur im Falle von Generälen. Ansonsten ist er ein Phantasma

verfolgungswütiger Gesinnungsgenossen, die nicht gelernt haben, mit mathematischen Wahrscheinlichkeiten oder moralischen Graubereichen umzugehen und immer noch glauben – und das ist der Kern der Sache! –, man könne keine allgemeinen Aussagen über den Menschen machen (das heilige Individuum!). Die Algorithmen sagen: Oh doch, man kann, in den Grenzen der Wahrscheinlichkeit. Es ist schwer Algorithmen zu widersprechen, sie haben nämlich höchstwahrscheinlich Recht, sie haben sozusagen einen Generalverdacht auf ihrer Seite. Dagegen hilft nur eines: den Menschen als generell unberechenbar zu reklamieren. Die Frage ist, wer diesen Preis bezahlt.

II. REHABILITATIONEN



LOB DES KLAUBENS

Jeder kennt das: Viele Diskussionen, je kontroverser und erbitterter sie geführt werden, kommen irgendwann an den Punkt, wo einer der Teilnehmer im Brustton der Überzeugung verkündet: „*Das ist doch Wortklauberei!*“ Wahrscheinlich weiß zwar kaum jemand zu sagen, was ‚klauben‘ eigentlich genau ist; höchstens Ältere werden sich noch daran erinnern, dass man früher einmal, beispielsweise, Äpfel vom Boden ‚aufgeklaut‘, also mühevoll zusammengesucht und aufgehoben hat. Das Wort ist damit, wie die meisten Dinge, die mit Mühe und Arbeit und Geduld zusammenhängen, wohl kaum positiv assoziiert. Und allein von dieser dunkel gespeicherten negativen Assoziation zehrt noch der Vorwurf der ‚Wortklauberei‘: Man suche nämlich mühsam nach völlig überflüssigen Definitionen oder Worterklärungen, obwohl doch die Sache selbst längst klar sei; man lenke damit vom eigentlichen Ziel der Diskussion ab, indem man sich auf Feinheiten wie diffizile Unterschiede in der Wortbedeutung stürze, wo es doch um das Große und Ganze gehe. Wortklauberei steht damit in einem engen Verwandtschaftsverhältnis zur ‚Erbsenzählerei‘ (Erbsen klaubt heutzutage auch niemand mehr zusammen, noch nicht mal Aschenputtel, sie kommen im Kilopack aus der Tiefkühltruhe), ‚Haarspalterei‘ (davon profitieren nur Friseure) oder anderen Varianten nervigen Pedantentums. Wer Worte klaubt, so die Unterstellung im Totschlagargument, ist sowieso viel zu kleingeistig und engstirnig, um an großen und wichtigen Diskussionen überhaupt teilnehmen zu dürfen. Das Argument hat Tradition: Schon in der Bibel ist in diesem Zusammenhang vom Unterschied zwischen ‚Geist‘ und ‚Buchstabe‘ die Rede. „*Der Buchstabe tötet, der Geist aber macht lebendig*“, soll der Apostel Paulus verkündet haben. Die genaue theologische Interpretation des Satzes ist, wen wundert's, umstritten (natürlich von pedantischen und sowieso schon toten Gelehrten), seine allereinfachste Deutung trifft aber genau den Kern des Wortklauberei-Vorwurfs: Wer sich nur an den ‚Buchstaben‘ klammere, werde nie zum ‚Geist‘ des Gesagten vorstoßen, der sich nämlich nur demjenigen erschließe, der großzügig über buchstäbliche Inkonsistenzen oder Unklarheiten oder gar Widersprüche

hinwegsieht. Also ab in den Obstgarten, ihr Klauber, wenn die großen Geister reden!

Um in der Verteidigung etwas großzügig auszuholen und nicht gleich als Kleingeist verdächtigt zu werden: Wahrscheinlich ist es einer der folgenschwersten Irrtümer der Menschheit schlechthin, dass Sprache Verständigung ermögliche und Kommunikation einfach so funktioniere. Wir glauben trotz aller offensichtlichen Gegenbeispiele unbeirrbar daran, dass ein Satz, den eine von uns sagt, von jedem beliebigen anderen, der die gleiche Sprache spricht, verstanden wird. Wir setzen also voraus, um die Fachsprache zu bemühen, dass der Empfänger einer Mitteilung, wenn das Übertragungsmedium nicht irgendwie gestört ist (es ist zu laut, es rauscht in der Telefonleitung), ein mehr oder weniger exaktes Abbild dessen wiedergeben kann, was der Sender gesagt und vor allem: gemeint hat. Schön wäre es! Dass dem jedoch viel häufiger, als uns allen lieb sein kann, nicht so ist, demonstrieren das beliebte Kinderspiel *Stille Post* und der „weiße Neger Wumbaba“ (Axel Hacke) nur leicht übertrieben: Selbst wenn wir relativ genau akustisch verstanden haben, was *gesagt* worden ist, besteht lange noch keine Klarheit darüber, was damit eigentlich *gemeint* gewesen ist. Man denke vorerst nur an Beziehungsdiskussionen („*das habe ich doch nicht so gemeint!*“ „*Hast du aber so gesagt!*“) oder Politikeräußerungen auf Pressekonferenzen („*Da bin ich ganz falsch zitiert worden!*“) oder *meetings* im Geschäftsleben („*Was haben wir nun eigentlich genau vereinbart?*“) – und jeder, der mit diesen klassischen Kommunikationssituationen nur eine gewisse Erfahrung hat und dazu ein Mindestmaß an Ehrlichkeit aufbringt, muss zugeben: Meist ist es so, dass jeder nur das hört und versteht, was er hören und verstehen will. Der Rest wird erbarmungslos ausgeblendet. Hinterher könnte man meinen, die Teilnehmer seien auf verschiedenen Veranstaltungen gewesen, so sehr unterscheidet sich ihre Auffassung davon, was eigentlich gesagt wurde. Und das ist kein Zufall und auch nur zum Teil böser Willen, sondern das hat, leider, unter anderem mit einer grundlegenden Eigenschaft von Wörtern und Sprache schlechthin zu tun.

Denn Wörter sind, das liegt in ihrer Natur, vieldeutig. Selbst die vermeintlich einfachsten Grundwörter (denken wir beispielsweise

an: Mann, Frau, Kind, Familie, Ehe, oder, am allerschlimmsten: Beziehung!) sind heute von einem beständig wachsenden Riesennebel von Assoziationen und Bedeutungsschwankungen umgeben. Deshalb müsste man eigentlich beim Verstehen einer jeder einzelnen Äußerung berücksichtigen: Wer sagt das Wort zu welcher Zeit, in welchem Land, in welcher konkreten Situation, zu wem und vor allem: mit welchem Interesse? Wörter haben nämlich, zum ersten eine Geschichte, in deren Verlauf ihre Bedeutung nicht nur sanft hin- und her schwankt, sondern sogar völlig von einem Extrem ins andere umkippen kann. Wenn man im 18. Jahrhundert von jemand sagte, er sei ‚blöde‘, dann war damit meistens gemeint, dass er schwache Augen habe (‚blödsichtig‘); vielleicht auch, je nach Situation, dass er schüchtern sei. Der schwache Verstand kam erst viel später hinzu. Oder: Wenn man im 16. Jahrhundert von einer ‚Revolution‘ sprach, meinte man damit die kontinuierliche, sich ständig wiederholende Umdrehung (lat. *revolvere*) der Planeten; die Bedeutung eines sehr kurzfristig sich vollziehenden politischen Totalumbruchs kam erst mit der Französischen Revolution (1789) hinzu. Wörter allein sind nur eine Hülle, oder, mit einer traditionellen Metapher, die Kleider von Gedanken – und Kleider verändern sich, unterliegen Moden oder kommen irgendwann ganz in die Altkleiderkiste.

Nun ist das für Zeitgenossen kein wesentliches Problem, da sie (theoretisch zumindest) ungefähr auf den gleichen aktuell aktiven Wortschatz zurückgreifen können. Das zweite Problem mit den Wörtern ist aber viel grundlegender: Wörter haben neben ihrer objektiven Bedeutung (wenn wir einmal unterstellen, dass es das gibt, und ein Stuhl immer irgendwie ein Stuhl ist) eine subjektive; sie lösen in unserem Gehirn ein Feuerwerk an Assoziationen aus – guten und schlechten Erinnerungen, die sich untrennbar mit dem Wort verknüpft haben, Emotionen, die vielleicht nur wir und wir ganz allein mit ihm verbinden, Ängsten und Wünschen, die sich an Wörtern festgesetzt haben wie bunt schillernde Korallen an einem Felsenriff. Denn so funktioniert unser Gehirn: Es speichert eben nicht nur, wie sich ein Wort anhört und wie es geschrieben aussieht und was es ungefähr im Allgemeinen meint (das findet es langweilig und würde es deshalb schnell vergessen: ab in die

Altwortkiste!). Es amalgamiert vielmehr jedes Wort – und zwar fatalerweise unbewusst, wie überhaupt weitaus das meiste von dem, was es tut – mit unserer Persönlichkeit, unseren Erfahrungen, unseren Gefühlen (das hat es so gelernt in der Evolution, in der es nicht auf Objektivität ankam, sondern darauf, bei Gefahr möglichst schnell wegzurennen, ohne lange über Bedeutungsnuancen nachzusinnen). Man kann versuchen, sich solche Assoziationen und Verknüpfungen bewusst zu machen, aber das wird nur in Grenzen gelingen: Denn die Emotionen werden automatisch und viel schneller abgerufen, als das unser bewusstes Denken je realisieren könnte, und der Igel ruft dem Hasen deshalb an jedem Satzende aufs Neue zu: *Ich bin aber schon da!* (Diesen Sachverhalt macht sich übrigens die Werbung seit Jahrzehnten mit wachsendem Erfolg und gern auch tückisch subliminal, unterhalb der bewussten Wahrnehmungsschwelle, zu Nutze; dabei sind manche Worte inzwischen so penetrant überzuckert worden, dass einem geradezu übel davon werden kann.)

Wenn Wortbedeutungen aber zwingend historisch, kulturell und individuell verschieden und wandelbar sind; wenn es keine einfach abrufbare objektive Wortbedeutung gibt, sondern nur neuronale Komplexe in jedem einzelnen Gehirn, die schon morgen nicht mehr die gleichen sein werden wie sie heute noch waren – dann muss man, es geht kein Weg daran vorbei, die Worte klauen, und das umso mehr, je kontroverser ihr Inhalt, je breiter ihr mögliches Bedeutungsspektrum, je persönlicher die damit möglicherweise verbundenen Assoziationen sind. Gerade wenn es um Grundfragen unseres politischen Zusammenlebens, der richtigen Lebensführung oder ethisch verantwortbaren Handelns in der globalen Welt geht, tendieren die Worte aber leider dazu, immer weiter und immer unbestimmter und gleichzeitig immer stärker propagandistisch aufgeladen zu werden (denken wir beispielsweise, aber sicherheitshalber nicht zu lange, an ‚Freiheit‘, ‚Wachstum‘, ‚Demokratie‘, ‚Terrorismus‘!). Dazu kommt die fatale Tendenz der Massenmedien, alle Nachrichten einer sich dramatisch verkürzenden Aufmerksamkeitsspanne ihrer Leser/Hörer/Zuschauer anzupassen; für mehr als Schlagworte bleibt da kein Platz, und schon gar nicht für Hintergrundinformationen oder ‚Wortklaubereien‘!

Während also die Welt immer komplexer wird und die globalen Zusammenhänge und Abhängigkeiten immer schwerer zu durchschauen sind, wird unsere Weltwahrnehmung auf Dreizeiler und *soundbits* und aufmerksamkeitsheischende Schlagwörter (‚Wahnsinn!‘, ‚Geil!‘ – auch schöne Beispiele für ziemlich revolutionäre Bedeutungsverschiebungen) verkürzt. Wer zu einer Präzisierung ansetzt, hat schon verloren, husch, die Zuschauer sind weg und zur Promi-Spalte gewechselt (‚Celebrity‘, ‚Star‘, ‚Model‘ – offensichtlich kann sich niemand den damit verbundenen glamourösen Assoziationsfeuerwerken im Gehirn entziehen).

Demgegenüber ist Wortklauberei mühevoll und langweilig, und man kann noch nicht mal Bilder dabei anschauen. Wortklauberei ist einmal das altehrwürdige Geschäft der Philosophen gewesen (zu einer Zeit, als das griechische Wort ‚Philosophie‘ noch ernsthaft ‚Liebe zur Weisheit‘ bedeutete und für ein wichtiges, ja geradezu unersetzliches Geschäft des Denkens stand und nicht für eine in drei Merksätzen formulierbare Pseudo-Weisheit von Unternehmensberatern). Der Pate (nein, im positiven Sinn, der gute Ersatzvater, nicht der Mafiaboss!) aller Wortklauber ist niemand geringerer als Sokrates. Sokrates hatte eine ganz einfache Methode: Er fragte unermüdlich nach, was sein jeweiliger Gesprächspartner eigentlich im wörtlichen Sinn meinte mit dem, was er da gerade, holterpolter, so von sich gegeben hatte – und es zeigte sich: War die Wortklauberei vorbei und hatten beide Gesprächspartner sich mühsam auf einen gemeinsamen Begriffsgebrauch geeinigt, war ganz nebenbei auch das Problem gelöst und das Missverständnis beendet und das naive Vorurteil unwirksam gemacht worden. Sokrates sah sich in diesem Prozess selbst als Hebamme – er verhalf dem Gesprächspartner zu einem genaueren Wissen über das, was er bisher nur irgendwie unscharf meinte oder irgendwo gehört hatte oder einfach geglaubt hatte, weil es doch alle so daher sagten und es irgendwie gut klang.

Wenn man den Wörtern in einer kontroversen Debatte gründlich genug auf ihren Grund geht, hat man also mit etwas Glück die Kontroverse selbst aufgelöst. In dieser sokratischen Tradition stehen Jahrhunderte von Philosophiegeschichte, auch wenn die später bevorzugten Methoden andere waren: Ein Universalgelehrter

wie Gottfried Wilhelm Leibniz (nicht ‚nur‘ Philosoph, sondern genialer Mathematiker, Sprachhistoriker, Diplomat und Politiker, ein Universalgelehrter im allumfassendsten Sinn) träumte von einer Universalsprache nach Art der Mathematik, in der alle Begriffe wohldefiniert und eindeutig vorlägen und damit eine wahre philosophische Verständigung jenseits des unerquicklichen Meinens und Missverstehens möglich machen würde. Ein Traum, fürwahr – und einer, von dem uns seit der Aufklärung (philosophische Bewegung des 18. Jahrhunderts mit weitem Bedeutungsspektrum: von den Romantiker gescholten als pedantisch und geistfeindlich, von ihren Vertretern gepriesen als buchstäblich einziger Weg zur Vernunft und zur Humanität, im 20. Jahrhundert zum Synonym für Sexualkunde verkommen), die wie kaum eine andere Epoche auf genauer Begriffsdefinition bestand, Abgründe des immer noch zunehmenden, in der Postmoderne geradezu lustvoll gefeierten Miss- und Falschverstehens zu trennen scheinen.

Wortklauberei mag demgegenüber keinen Spaß machen und mühevoll und zeitraubend sein wie das Auflesen von Fallobst, das manchmal auch nur zu schlechtem Most führt. Aber es geht kein Weg daran vorbei, wenn einem nicht nur daran gelegen ist, irgendwie unverbindlich eine ‚Meinung‘ (in der Antike: *doxa*, das schlechte Gegenteil von Philosophie als reflektiertem Wissen; in der Moderne, speziell in der Schule: der Erweis von Selbständigkeit und kritischem Denken, das Zeugnis von Individualität etc. etc.). Nehmen wir, um das zu demonstrieren, ein heiliges Wort der Moderne, so unbestimmt in seiner Anwendung wie verehrt in seiner Aura: ‚*Freiheit*‘. Ungeachtet Jahrtausende langer philosophischer Diskussion um diesen schwierigen Begriff wird Freiheit im Allgemeinen als Lizenz verstanden, unbekümmert und unreflektiert alles tun zu dürfen, zu dem man gerade Lust hat, ohne dass Einem jemand dumm reinredet. ‚*Freiheit*‘ in negativen Sinn ist also die Abwesenheit von Verboten, Einschränkungen, Vorschriften – mit der Ausnahme von Gesetzen natürlich, aber das wird gemeinhin schon weniger realisiert. So bedeutet Meinungsfreiheit im allgemeinen Sprachgebrauch, dass einem keiner verbieten kann, seine Meinung über alles und jedes zu sagen (immer wieder zitiert: ‚*Satire darf alles!*‘); das stimmt aber gar nicht, rassistische

Äußerungen beispielsweise sind gesetzlich verboten, ebenso persönliche Beleidigungen (auch in der Satire!) – und höre ich da nicht schon jemand im Hintergrund leise „*Wortklauberei*“ rufen? Es sind aber wichtige Einschränkungen, die zeigen: Freiheit ist und kann auf dieser Welt niemals absolut sein; die Folgen unbedingter und unbegrenzter Freiheit würde niemand wollen.

Zudem wird die ganze Sache noch komplizierter, wenn man nun positiv versucht zu sagen, was Freiheit über die Abwesenheit von Verboten hinaus eigentlich ist, und wie sie sich konkret äußert. Denn einfach nur jederzeit tun zu können, was man will, ist vielleicht Regellosigkeit, Beliebigkeit, Willkür, aber nicht Freiheit. Wie jeder allzu weite und unbestimmte Begriff hebt sich Freiheit nämlich selbst auf, wenn man sie ohne jegliche Grenzen denkt: Unbegrenzte Freiheit ist ein Widerspruch in sich selbst. Das mag dem ungeübten Denker nicht auf Anhieb einleuchten, aber genau deshalb habe sich auch viele professionelle Denker an diesem Sachverhalt sehr lang abgearbeitet – natürlich: ohne zu konsensfähigen Ergebnissen zu kommen, aber immerhin zu verschiedenen konkreten Definitionen als Basis weiterer Diskussionen!

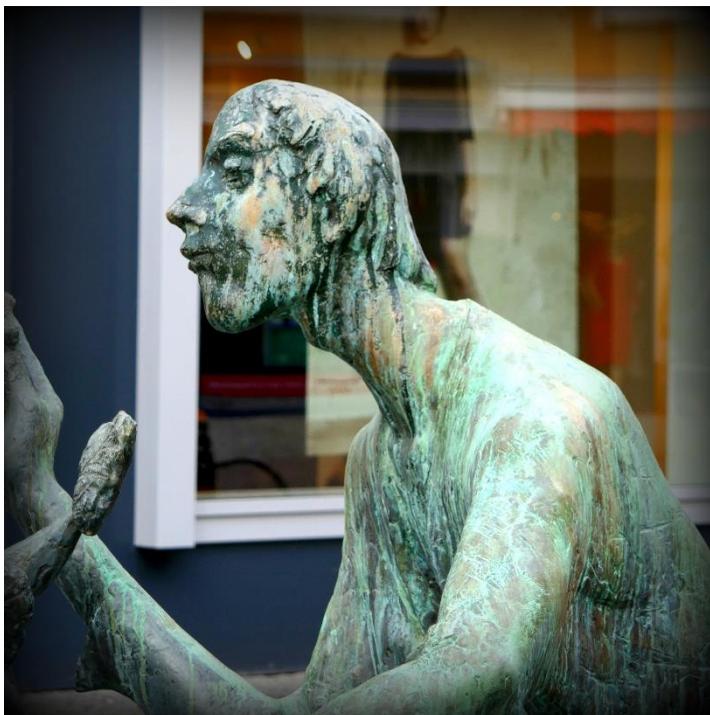
Demonstrieren wir das zunächst an einem einfachen und relativ unverfänglichen alltagsweltlichen Beispiel: Reden wir vom Straßenverkehr und *„freie Fahrt für freie Bürger!“* Absolute und unbestimmte Freiheit im Straßenverkehr hieße: Jede und Jeder darf jederzeit fahren, unabhängig von Alter, Fahrerlaubnis, Geisteszustand; und jeder fährt einfach los, hält sich an keine Regeln und verschwendet keinen Gedanken an die Folgen seiner Handlungen für andere Verkehrsteilnehmer, die Umwelt, sich selbst, was immer. Über die Autobahn rasen mit einem geklauten Auto, auf der falschen Fahrspur, nachts ohne Licht, mit einem Alkoholgehalt von drei Promille – *„die Freiheit nehm‘ ich mir doch!“* O.k., ist übertrieben, aber genau das passiert eben, wenn man die Freiheit ins Absolute ausweitet – sie ist keine mehr, sondern nur noch Größenwahnsinn, Übermut, Chaos. Was machen wir also? Richtig, wir begrenzen die Freiheit. Und das ist genau der Akt, in dem eigentliche, positive Freiheit erst entsteht: Beim freiwilligen Setzen von Regeln, die sagen: bis hierher und nicht weiter – sei es gemeinsam in Form von Gesetzen oder individuell in Akten der

Selbstbeschränkung, die der Freiheit einen Spielraum eröffnen – aber einen wohldefinierten!

Deshalb akzeptieren wir nicht nur im Straßenverkehr, dass unsere Freiheit begrenzt wird: Wir warten ein gewisses Alter ab, unterziehen uns einer staatlichen Führerscheinprüfung und halten uns fortan an die gesetzlichen Regeln (mehr oder weniger). Wir bewegen uns also *relativ* frei im Rahmen vorgegebener und von uns akzeptierter Regeln; ja, mehr noch: Wenn es die Situation erfordert, könnten wir sogar frei entscheiden, über die Regeln hinaus weitere Rücksicht zu nehmen und uns freiwillig einzuschränken – anzuhalten für schwächere Verkehrsteilnehmer, auch wenn die Ampel vielleicht schon wieder Grün zeigt; im Stau nicht alle fünf Sekunden die Spur zu wechseln, um einen minimalen (und eingebildeten) Vorteil zu erhaschen; unterhalb der gesetzlich vorgeschriebenen Richtgeschwindigkeit auf der Autobahn zu fahren, um die Umwelt und die Anwohner zu schonen. Alles Akte selbstbestimmter Freiheit! Genauso gut können wir uns aber entscheiden, gegen die Regeln zu verstoßen, besoffen zu rasen, Geschwindigkeitskontrollen zu bössartiger staatlicher Abzocke zu erklären und lieber mal einen Rentner zu erschrecken, als einmal zu viel zu bremsen – und uns dabei natürlich besonders frei vorkommen, weil wir ja auch noch gegen diese die Persönlichkeit penetrant einengenden Regeln verstoßen haben! Ein klassischer Philosoph würde dazu sagen: Das genau ist keine Freiheit; das kommt vielmehr dabei heraus, wenn man unter dem Diktat des Egoismus und der unreflektierten Maxime persönlicher Lustmaximierung handelt und dadurch ein Sklave seiner eigenen Triebe und einer vermeintlichen Überlegenheit über Regeln wird (oder, etwas schöner, mit dem Aufklärer Gotthold Ephraim Lessing gesagt: „*Es sind nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten*“; man versteht auch sofort, warum der klassische Philosoph ausgestorben ist, und Lessing wird selbst in der Schule kaum noch gelesen – zu aufklärerisch wahrscheinlich, er hielt auch nicht sonderlich viel von Meinungen).

Freiheit ist deshalb nichts für Anfänger, die sich zwar trefflich auf ihren Missbrauch, aber wenig auf eine sinnvolle Bestimmung und notwendige Eingrenzung des weiten Begriffs verstehen. Gerade diejenigen, die am lautesten und mit dem meisten Pathos

Freiheit für alle, jederzeit und überall, unabhängig von den jeweils gegebenen Umständen, fordern, scheuen gewöhnlich am meisten die Mühen wortklauberischer Definition. Es würde sich nämlich möglicherweise, nach einem intensiven Gespräch mit Sokrates unter vier Augen, ergeben, dass sie keine besonders konkrete Ahnung haben, wovon sie eigentlich reden, und dass sie über die Folgen einer derart verabsolutierten Forderung in konkreten historischen Situationen schon gar nicht nachgedacht haben (ja, die besten Ideale können die schlimmsten realpolitischen Folgen haben; die Geschichte ist voll davon!) Der so häufig beschworene ‚Geist‘ der Freiheit jedoch bleibt ein leeres Phantom, wenn man ihn nicht, auf Anfrage, im Einzelnen ausbuchstabieren kann.



DER ARME OBERLEHRER, ODER: VON DER LAST, RECHT ZU HABEN

Oberlehrer? Echt ätzend. Will doch keiner hören, diese ewigen Besserwisser. Müssen ihren Senf zu allem geben, ob die Wurst will oder nicht. Und so obermoralisch mit ihrem ewigen erhobenen Zeigefinger! Macht dies nicht, macht das nicht, seid brave Musterschüler und macht euren Lehrern und Eltern Freude! Da könnt ihr lange drauf warten, sowas von uncool! Und dann haben sie auch noch ewig Recht, das ist wirklich das Alterschlimmste!

Die armen Oberlehrer. Sie können einem wirklich leidtun. Da sind sie nun vorbildlich, rechtschaffen und arbeiten sich die Hucke krumm, ja, erreichen damit sogar etwas, werden nämlich Oberlehrer und bleiben nicht schlechtbezahlte Hilfslehrer – und sobald sie nur anzudeuten wagen, dass man von anderen ja irgendwie auch etwas Einsatz – oder richtiges Handeln – oder wenigstens verschärftes Nachdenken? – erwarten könnte, dann hagelt es von allen Seiten auf sie ein: *Wer seid ihr denn eigentlich, dass ihr uns Vorschriften machen wollt? Dass ihr unsere persönliche Freiheit (oder auch nur unsere Faulheit) einschränkt? Dass ihr uns unter Druck setzt mit eurer achso stupiden und langweiligen Alleswisserei und Vorbildlichkeit?* Der ‚Oberlehrer‘-Vorwurf gehört nämlich zu den rhetorischen Wunderwaffen, sehr einfach zu benutzen und gleichwohl hundertprozentig wirksam. Und sie wird mit großem Gestus gezückt, sobald jemanden eine Auseinandersetzung auf der Sachebene zu kompliziert oder zu unangenehm wegen möglicherweise daraus zu ziehenden Konsequenzen geworden ist: *So kann man doch nicht miteinander reden unter Erwachsenen! Das ist doch Bevormundung* (gern auch neudeutsch und wegen der Anspielung auf *gender-Missverhalten* doppelt tödlich: *patronizing!*)

Nun ist, um für einen Moment ein langweiliges historisches Argument in der Sache zu bemühen, der Oberlehrer-Titel eigentlich nur eine ältere Karrierestufe in der traditionellen Beamtenhierarchie (inzwischen offiziell abgeschafft), und Aufstiegswillen samt besserer Besoldungsstufe gilt im Allgemeinen noch nicht allein als grobe moralische Fehlleistung. Unabhängig von seinem sachlichen

Gehalt aber ist der ‚Oberlehrer‘ zu einem bequemen Stereotyp geworden, das jeder fröhlich anwendet, der sich sonst, sobald er auch nur die allergeringste Stereotypisierung von bedrohten Minderheiten wittert, lautstark öffentlich empören würde (denn in Schubladen stecken darf man bekanntlich jeden, der nicht zu einer medial anerkannten Minderheit gehört, sondern zu den sogenannten ‚Normalen‘, die in der größten und stickigsten Schublade von allen wohnen müssen, bewacht von Scharen von Gesinnungsdissidenten). Insofern erscheint es an der Zeit, dem armen Oberlehrer, bevor er endgültig von der politisch korrekt bereinigten Landkarte verschwunden ist, Asyl anzubieten. Seine Verteidigung könnte folgendermaßen argumentieren:

Laut unser aller *Wikipedia* sind die Kernpunkte der Anklage gegen den ‚Oberlehrer‘, dass er sich ungefragt in anderer Leute Angelegenheit einmischt und dabei für sich in Anspruch nimmt, es besser als andere zu wissen. Das sind immerhin zwei solide Anklagepunkte, und wir gehen besser getrennt auf sie ein, weil man ja leicht den Überblick verliert beim Gerangel um die Meinungshegemonie. Ungefragte Einmischung scheint dabei die eher lässliche Sünde zu sein: In Zeiten, wo die Schranken zwischen Privatem und Öffentlichem im halböffentlichen Datengrau verschwinden und jeder jederzeit seine absolut ungefragte Meinung twittern, bloggen und chatten kann, wo ganze Shitstürme aus ungefragten Einmischungen jederzeit über einen hereinbrechen können, da scheint ein gelegentliches oberlehrerhaftes „*Hast du dir das eigentlich gut überlegt?*“ doch eine relativ minimal-invasive Form der Einmischung zu sein.

Aber ‚Besserwisserei!‘ *Geht gar nicht*, um eine beliebte Formel moralischer Totalempörung zu benutzen, die sich dadurch auszeichnet, dass sie zumeist völlig folgenlos bleibt. Andererseits gibt es immerhin zwei Möglichkeiten, um nun wieder ein oberlehrerhaftes rationales Argument zu bemühen: Entweder der Oberlehrer weiß es wirklich besser und hat recht (a), oder eben nicht (b). Bleiben wir zunächst beim zweiten, einfacheren Fall (b): Er weiß es gar nicht besser, sondern redet nur schlaumeierisch daher. Kein Problem, sollte man meinen: Dann beweist man ihm eben in einem vernünftigen Gespräch unter Erwachsenen, mit guten Gründen, dass

er leider, leider diesmal daneben liegt – jedenfalls, wenn man sich grundlegend darauf einigen kann, dass es sich überhaupt um einen Sachverhalt handelt, der mit nachvollziehbaren Argumenten und guten Gründen in einem vernünftigen Gespräch unter Erwachsenen geklärt werden kann. Was gar nicht so selbstverständlich ist, wie es sich anhört – aber wenn man diese Möglichkeit prinzipiell bestreitet, entfällt sowieso die ganze Oberlehrer-Debatte, da wir dann alle notwendig immer nur subjektiv eingefärbten Müll daherreden und keiner jemals den Anspruch erheben dürfte, auch nur ein wenig, mit Gründen, in Grenzen, eher recht zu haben.

Schwieriger wird es, wenn der Oberlehrer mal wieder recht hat (a) – und der Fall wird häufiger auftreten als der erste, nämlich wenn es nicht ein Klugschwätzer (b), sondern ein echter und rechter Oberlehrer ist, der, immerhin, als Pädagoge und Fachwissenschaftler eine universitäre Ausbildung durchlaufen hat und dem wir, immerhin, unsere Kinder anvertrauen, damit sie etwas von ihm lernen. Und wenn wir einen Moment ehrlich darüber nachdenken, werden wir das sogar häufig erkennen: Der gute Mann (es darf auch gern eine gute Frau Oberlehrerin sein!) hat doch tatsächlich wieder einmal Recht! Aber wir mögen nun einmal keine Rechtshaber, wir, als Menschen insgesamt gesprochen, sozusagen (der historischen Beispiele dafür gibt es zuhauf, aber das lassen wir als zu oberlehrerhaft beiseite). Wir finden sie unsympathisch. Sie gehen uns auf die Nerven. Sie sind humorlos, unflexibel und verderben jede Party. Keiner will mit ihnen spielen, und eigentlich auch nicht mit ihnen reden. Aber warum eigentlich genau? Sollten wir nicht lieber dankbar dafür sein, wenn in unserer rettungslos unvernünftigen, chaotischen Welt jemand ein wenig den Überblick behält und uns von leicht erhobener Warte, und sei es nur ein rückschonendes Lehrerpult, aufgrund besserer Aussicht sagt, wo es langgeht? Sollten wir ihm nicht den größten Party-Hut aufsetzen und hochleben lassen, weil er die Welt ein klein wenig vernünftiger gemacht hat?

Aber nein, das tun wir besser nicht, es ist nämlich ein Oberlehrer, und wir mögen Oberlehrer nicht. Muss entweder genetisch sein (ein Unterlegenheitsinstinkt wahrscheinlich) oder wenigstens eine in einer traumatischen (was denn sonst!) Schulzeit erworbene

und damit tief irrational verwurzelte Haltung, zu der wir stehen, wie zu allem, was wir wirklich nicht verstehen. Denn schon in der Schule haben wir gelernt, dass Oberlehrer samt ihrem notwendigen Pendant, dem Musterschüler, vor allem eines erzeugen: schlechte Stimmung, Druck und Verlierer. Immer, wo einer Recht hat und es besser weiß, weiß es ein anderer schlechter und hat Unrecht. Wo Eine gute Noten bekommt (und wir wollen dabei nicht in Erwägung ziehen, es könnte sich, möglicherweise, um das verdiente Resultat von größerer Anstrengung oder auch nur das unverdiente von größerer Begabung handeln, wo wir doch alle wissen, dass es nur der ungerechte Lehrer war, wahlweise auch gern ein Milieuschaden), bekommen Andere schlechtere Noten. Verlieren aber macht keinen Spaß, und trotz aller krampfhaften gegenteiligen Versicherungen sind wir alle schlechte Verlierer, ebenfalls, steht zu befürchten: von Natur aus (die Evolution hat immer Recht).

Die rationale Schlussfolgerung daraus wäre: Muss ich mich halt ein wenig mehr anstrengen! Funktioniert aber in den seltensten Fällen, weil es auch eine bequeme Schlussfolgerung gibt und unser Gehirn lieber den leichten Weg geht (hat es auch in der Evolution gelernt, siehe oben). Sie lautet: Der mit den besseren Noten hat doch schon gewonnen, dafür muss er nicht auch noch belohnt werden! Bestrafen wir ihn doch besser ein bisschen dafür! Schließen wir ihn aus, mobben wir ihn ein klein wenig, hat noch keinem geschadet. Soll er doch selber sehen, wie es ist, wenn man einmal nicht gewinnt!

Sympathischer werden Oberlehrer und Musterschüler durch diese Behandlung leider nicht. Denn wenn sie sich nicht von ihr beeindruckt lassen und bei nächster Gelegenheit wieder glänzen und besser wissen – einfach, weil sie gar nicht anders können, weil es ihnen geradezu körperlich weh tut, Halbwahrheiten oder Ganzdummheiten unwidersprochen zu lassen, das Richtige nicht zu sagen, nur damit man nicht wieder dafür schief angeschaut wird –, dann wirft man ihnen Arroganz, Dünkel, Überheblichkeit vor. Unabhängig davon nun, dass das in dem einen oder anderen Fall sogar stimmen mag – und eine verständliche Reaktion entweder aus Trotz oder aus Selbstschutz sein kann –, ist es auffällig, dass die

pauschale Unterstellung von Überheblichkeit beinahe ausschließlich diejenigen trifft, die man für klüger hält. Schöne hingegen dürfen endlos überheblich sein, von einem Olympiasieger wird niemand erwarten, dass er seine Medaillen versteckt, sogar schnöder Reichtum rechtfertigt Hochnäsigkeit ohne Ende. Klugheit aber niemals. Wieso auch? Denken muss man ja nicht lernen, das kann doch jeder, und wo wären wir denn mit all unseren demokratischen Dogmen, wenn die Menschen ausgerechnet in diesem Punkt doch nicht so gleich wären und besseres Nachdenken und vertieftes Wissen bessere Resultate produzieren würden (vielleicht sogar in der Wahlkabine, da Wählen ja eigentlich eine rationale Entscheidung des mündigen Bürgers sein sollte, gestützt auf solide Informationen und unparteiisches Urteil)?

Ach, schön wäre es ja, sagt der leidgeprüfte Oberlehrer. Er hat aber anderes gesehen in seiner langen Laufbahn. Und selbst ohne sich aufs Glatteis locken zu lassen mit der ewigen albernen Streitfrage über angeborene oder erworbene Intelligenz (dass Schönheit angeboren ist, bestreitet komischerweise niemand, aber das Gehirn scheint kein biologisches Organ zu sein, auch nicht in unseren ansonsten grund-materialistischen und super-atheistischen Zeiten, und ob man durch vielfache Anregungen viele Synapsen bildet oder sie durch systematischen Alkoholmissbrauch zerstört, irgendwie irrelevant): Niemand bekommt eine Olympia-Medaille durch *Chillen*. Niemand wird ein Klaviervirtuose durch Schwänzen von Klavierstunden. Noch nicht einmal eine Schönheitsprinzessin wird man heutzutage ohne hartes Fitness-Training und mühevolleres stundenlanges *Make-Up* und die eine oder andere Schönheitsoperation! Aber Denken kann angeblich jeder, egal, ob er es übt oder nicht. Kann auch nichts mit Wissen oder Erfahrung zu tun haben, wäre ja ungerecht sonst, und die Älteren wüssten es womöglich wirklich besser als die Jüngeren, gar nicht auszudenken! Kann der Schüler genauso gut wie sein (Ober-)Lehrer, der seit Jahrzehnten unterrichtet und in all seiner vermeintlichen Freizeit ja auch genug Zeit zum Nachdenken hat, während der Schüler *chillt* (was nicht mit Muße zu verwechseln ist: in Muße übt man Denken, beim *Chillen* übt man sich im Nicht-Denken). *Hallo???* Wenn wir schon von unseren Lehrern kein überdurchschnittliches

Urteilsvermögen erwarten, von wem dann eigentlich? Von Politikern, die gewählt werden wollen – und klug sein macht nicht sexy, sondern überheblich? Von Journalisten, die gelesen und berühmt werden wollen – und klug sein macht nicht reißerisch, sondern langweilig? Von Wissenschaftlern, die Fördergelder haben wollen – und klug sein macht nicht stromlinienförmig, sondern eigenwillig? Irgendjemand sollte besser unbehelligt klüger sein dürfen, und seien es auch nur die Oberlehrer!

Klug sein und besser wissen macht aber vor allem *uncool* und *nicht sexy* (die absoluten Todsünden in der modernen Welt). Der typische Oberlehrer schafft es einfach nicht, einmal Fünfe gerade sein zu lassen; immer nur Prinzipien, Vorschriften, Anweisungen, erhobene Zeigefinger! Klar, irgendwann wird der Zeigefinger zum Stindefinger, und auch der Oberlehrer sollte mal Pause machen. Andererseits wäre es vielleicht ganz gut, wenn nicht alle vollständig vergessen, dass fünf eben keine gerade Zahl ist (oder was überhaupt gerade Zahlen sind, auch wenn das in der allgemeinen Lebenspraxis als unnützes Wissen gilt), weil das unweigerlich zu sehr unschönen Ergebnissen bei den einfachsten mathematischen Operationen führen würde, die sich keine Industrienation leisten kann (natürlich kann man beschließen, dass einen das nicht stört, aber dann gibt es eben nicht mehr alle halbe Jahr ein neues *High-Tech-Smartphone!*). Wir sind auch im Allgemeinen sehr dafür, dass die Fünf auf unserem Gehalts- oder Bankkonto nicht zu einer super-geraden Vier abgerundet wird, weil es schließlich nicht so darauf ankommt. Von sehr vielen Leuten in besagten Industrienationen wird erwartet, dass sie sicherheitshalber fünfmal nachprüfen, ob die fünf wirklich gerade oder ungerade ist, bevor sie ein Flugzeug starten oder eine Operation durchführen oder auch nur ein neues *Smartphone* entwickeln – und wehe, sie versagen nur einziges Mal dabei, dann ist es aber vorbei mit der Lockerheit! Nein, fünf gerade sein lassen kann man leider nur, wenn es wirklich nicht darauf ankommt. Aber um einzuschätzen, wann es darauf ankommt und wann nicht, braucht man Wissen, Erfahrungen, Urteilsvermögen – nicht einfach eine *coole* Einstellung, die absolut angebracht ist am Badestrand und mit der man sich viele Freunde macht und das Leben jeder Party ist und das genaue Gegenteil

eines ordentlich pedantischen Oberlehrers. In der Schule sollte die Party aber vielleicht doch besser auf dem Hof bleiben, *sorry!* (lernen ist übrigens echt *cool*, komisch, dass das noch keiner gemerkt hat! Und man kann es noch in jedem Alter lernen, wirklich!).

Das alles klingt schon schlimm genug. Das Allerschlimmste an Oberlehrern ist jedoch, dass besseres Wissen oder sogar Rechthaben Konsequenzen von uns fordert. In der wirklichen Welt. Wenn man nach langem Überlegen endlich zu einem Schluss gekommen ist in einer schwierigen und kontroversen Situation, sollte man handeln. Solange noch keiner weiß, wo es langgeht, dürfen alle nett weiterplappern und sich gegenseitig auf die Schultern klopfen und rein theoretisch immer auf der richtigen Seite sein und sich empören: „*Man sollte wirklich!*“ (und „man“ ist dann komischerweise immer jemand anders, besonders wenn es um die Verteilung des Geldes anderer Leute geht). Nein, *man selbst sollte*. Wie der Oberlehrer, der beispielsweise erkannt hat, nach Jahren des Studiums und der praktischen Arbeit unter widrigen Umständen, dass kein Weg an Hausaufgaben vorbei geht: Bestimmte Dinge muss man kontinuierlich zuhause üben und wiederholen, dafür hat kein Lehrplan der Welt Zeit, und je schwerer man sich mit dem Begreifen und dem Lernen tut, desto mehr muss man stupide üben (die Welt ist ungerecht, das Leben ist anstrengend, egal was sie dir erzählt haben, um deine Stimme zu bekommen oder deine Freundschaft oder dein Geld, *get over it!*). Und am Ende gibt er den einen gute und der anderen schlechte Noten, und das ist nicht wirklich unfair, sondern ein (hoffentlich) verantwortetes Urteil über eine erbrachte oder nicht-erbrachte Leistung, denn Geschenke gibt es an Weihnachten und noch dazu bei inzwischen so ziemlich jeder Gelegenheit, aber leider nicht im Mathe-Unterricht, wo die Fünf niemals gerade sein wird.

Wer nun beklagt, dass das die Schwächeren unter Druck setzt – ja, durchaus möglich, und ohne Druck und Energie wird auf dieser Welt mit ihren wirklich menschenfeindlichen Energieerhaltungsgesetzen keine Arbeit geleistet, und man kann eine der ganz wenigen echten Freuden im Leben erleben, wenn man einmal mit Mühe und Arbeit etwas ganz Besonderes erreicht hat. Zudem hat ja jeder das gute Recht, sich diesem Druck zu entziehen; jeder darf

sich selbst zum *coolen* Nicht-Musterschüler und Autoritätsverweigerer und Freidenker stilisieren und die Schule abbrechen und seine Freiheit leben. Er sollte dann aber (a) den Oberlehrern die gleiche Freiheit zur Verwirklichung eines anderen Identitätsmodells zugestehen, ohne in Spott und Häme zu verfallen, und sich selbst bei all dem noch ausgerechnet für klüger zu halten. Und er sollte des Weiteren nicht klagen und jammern (b), wenn sein Nicht-Wissen (weil es ihn niemals interessiert hat) und Nicht-Rechthaben (weil er es nicht besser lernen wollte) und Nicht-Handeln (weil er dem besseren Urteil anderer nicht gefolgt ist) dann und wann unangenehme Folgen für ihn oder seine Umwelt oder gar die Welt insgesamt hat. Jeder darf seine Gesundheit und seinen Verstand und sein Leben und alles zusammen in voller (eingebildeter) Freiheit ruinieren, so viel er möchte; das wird als weithin als besondere Errungenschaften der Moderne betrachtet. Keine Vorschriften also, und seien sie noch so vernünftig und erfahrungsgesättigt! Es gibt aber, wenn es schiefgeht, keinen Schadenersatz dafür (außer in den USA) und irgendwann wahrscheinlich auch kein Mitleid mehr, wenn sich die Kollateralschäden zügelloser Freiheitsentfaltung und gedankenloser Selbstverwirklichung allzu sehr häufen. Freiheit kostet (sagt die Evolution)!

Insofern darf sich jede und jeder in voller Freiheit entscheiden, ob er nicht wenigstens ein bisschen, dann und wann, ein Oberlehrer werden möchte (mit allen aufgeführten Risiken und Nebenwirkungen). Und man sollte sich aber möglichst frühzeitig die Folgen klar machen, wenn man lieber weiterhin auf den Oberlehrern rumhacken und energisch unbelehrt bleiben will: Man darf sich also nicht ‚ungefragt‘ einmischen; man muss die Moral und die Politik und die Welt im Großen und Ganzen sich selbst überlassen, selbst wenn man einmal zufällig, aufgrund besonderer Umstände, persönlich erkannt hat, dass das wirklich keine gute Idee ist. Lieber *cool* durch die dunkle Sonnenbrille wegschauen, damit sich niemand in seinem souveränen Persönlichkeitsrecht auf Unrecht-Haben und Nicht-Wissen und Um-Keinen-Preis-Handeln eingeschränkt fühlt und man keine Freunde durch das ungeschützte Aussprechen bitterer Wahrheiten verliert. Locker bleiben, es kommt ja nicht darauf an, muddeln wir uns durch, irgendwie wird

es schon werden, muss es werden, alles wird gut, *no worries* – und wenn nicht, ist jemand anders schuld, oder es ist sowieso schon viel zu spät, und warum hat einen eigentlich niemand von den Oberschlauen vorher gewarnt? Ja, warum wohl.

DAS WIRD MAN DOCH NOCH SAGEN DÜRFEN! DIE MEINUNGSFREIHEIT DER ANDEREN

Ich werde ungern allzu persönlich, aber diesmal muss ich wohl mit einem Bekenntnis beginnen, damit überhaupt noch jemand zuhört und es nicht gleich Schläge mit der Meinungskeule gibt: Ich habe keinerlei Problem mit Homosexualität oder Menschen mit Migrationshintergrund; die Gleichberechtigung der Geschlechter ist mir eine Herzensangelegenheit, der Schutz sozialer Minderheiten und die Menschenrechte sind mir selbstverständlich. Ich habe sozialdemokratisch gewählt, ich habe Grün gewählt, und ich hätte mich früher als progressiv bezeichnet. Womit ich aber ein immer größeres, inzwischen geradezu schmerzhaftes Problem habe, das sind die selbsternannten öffentlichen Verteidiger der Meinungsfreiheit. Denn Meinungsfreiheit ist ein hohes Gut. Dass man sie aber wirklich als solches erkennt und vor allem ausübt, zeigt sich erst, wenn man mit grundsätzlich anderen Meinungen konfrontiert wird. Von einem der energischsten Verteidiger der Meinungsfreiheit, dem französischen Philosophen Voltaire, ist das Zitat überliefert: „*Ich lehne zwar ab, was Sie sagen, aber ich werde bis auf den Tod Ihr Recht verteidigen, es zu sagen!*“ Wahrscheinlich ist das Zitat nicht von ihm, sondern von einer seiner Biographinnen, aber egal, wer es nun gesagt hat: Es bringt unüberbietbar klar zum Ausdruck, was Meinungsfreiheit, in ihrer vollen Konsequenz und zu Ende gedacht, wirklich sein sollte: Immer die Freiheit der Anderen, und zwar auf eine gänzlich andere Meinung, gerade dann, wenn sie noch so abwegig oder abschreckend ist!

Das aber ist offenbar nicht nur vollständig in Vergessenheit geraten, sondern die öffentlichen Diskussionen seit nun schon geraumer Zeit (das neue Wort dazu ist *cancel culture*, und es ist ein besonders schlechtes Wort, ab und zu bekommt man geradezu

Mitleid mit dem guten alten Kulturbegriff) bewegen sich geradezu in die entgegengesetzte Richtung. Sobald ein Thema etwas heikler wird – und welches wichtige und interessante Thema wird das nicht in unseren medial hypersensibilisierten Zeiten! –, entsteht sofort ein öffentlicher Aufruhr, wenn jemand eine politisch nicht korrekte, von dem aufgeklärten *mainstream* der Gebildeten und Wohlinformierten abweichende Ansicht äußert. Dabei verwenden die rhetorisch meist ungleich besser ausgebildeten, intellektuell überlegenen Vertreter dieses (vermeintlich) aufgeklärten *mainstreams* gern – weil es so schön ironisch ist, und wie kann man sich besser dem dumpfen Mob überlegen fühlen als durch eine feine Ironie! – die (vermeintlich) entlarvende Floskel der Abweichter: „*Das wird man doch noch sagen dürfen!*“ So wird der Volkszorn dann mit hämischem Unterton zitiert und damit gleich doppelt mundtot gemacht: Denn jeder Satz, der fortan so eingeleitet wird – nämlich mit einer Berufung auf die Meinungsfreiheit, ironischerweise! –, wird unter den Generalverdacht gestellt, dass er garantiert im folgenden Nachsatz zwangsläufig dumpfe, unbedachte, menschenfeindliche Parolen enthalten werde. Man muss dann gar nicht mehr weiterreden, man hat sowieso schon verloren. Debatte aus. Glückwunsch, das ist echte Meinungsfreiheit! (ja, Ironie) Voltaire (oder jeder andere wirkliche Aufklärer) hätte gesagt: Mit meinem Leben verteidige ich dein Recht darauf, diesen Satz unbelästigt zu Ende führen zu dürfen – und anschließend ernsthaft mit dir darüber zu diskutieren, und wenn es der größte Quark ist! Nur so geht Aufklärung!

Aber nein, das, was der moderne *Outrageism* lieber öffentlich mit großem Medienecho zelebriert, ist eine Gesinnungsdemonstration. Jemand hat also, ganz unvorsichtig, mal wieder was gesagt, was gegen die derzeitigen Sprachregeln verstößt – lassen wir es ruhig böse oder menschenfeindlich oder auch nur dumm sein – und hätte gerade deshalb eigentlich eine ordentliche Antwort verdient, mit guten Gegenargumenten. Aber gefordert wird stattdessen geradezu ritualisiert, dass alle Recht- und Richtigdenkenden dagegen unverzüglich ‚*ein Zeichen setzen*‘. Mir graut inzwischen vor dieser Lieblingsplattitüde der Medien und der Politik und jedes beliebigen *Shitstorms* im Internet! Gesinnungsdemonstrationen

werden nicht unbedingt besser dadurch, dass man statt schwarze Kapuzen und Sturmstiefel Kerzen in den Händen trägt und Birkenstock an den Füßen, oder dass man eine Menschenkette bildet und sich gegenseitig dafür auf die Schultern klopf, dass man so schön richtig denkt (was man denkt, wird meist nicht so genau gesagt). ‚*Ein Zeichen setzen*‘ ist die perfekte Ausflucht dafür, kein lästiges Gespräch führen zu müssen – es reicht ja, dass man demonstriert hat, dass man wie so viele andere richtig denkt; wozu soll da bitteschön eine Begründung nötig sein? Zeichen aber sind beliebig und vieldeutig und tun keinem weh; sie kosten meist auch nichts. Würde man hingegen mit jedem reden, wie verbohrt und verkehrt einem seine Meinung auch scheinen mag, wäre das natürlich mühevoll und gefährlich; möglicherweise müsste man dann sogar ab und zu etwas von liebgewordenen Meinungen abrücken. Oder man ist nicht mehr in der Mehrheit. Aber man könnte ihn ja auch, vielleicht, eines Besseren überzeugen – mit Argumenten und nicht mit Denunziationen und Vorverurteilungen.

Es werden ein oder zwei Beispiele nötig sein, um diese unpopuläre Meinung zur Meinungsfreiheit ein wenig zu erläutern. Und natürlich wähle ich aus Veranschaulichungsgründen zwei etwas extreme Beispiele aus – einfach, weil man an ihnen am besten zeigen kann, wie angebliche Meinungsfreiheit in öffentlich sanktionierten Meinungsterror mit persönlich tragischen Folgen nicht nur umschlagen kann, sondern das immer häufiger auch tut. Sie sind inzwischen schon wohlütig in der Vergessenheit versunken, aber das hilft vielleicht bei einer etwas distanzierteren Beurteilung.

Das *erste Beispiel* hat – sicherlich gegen seinen Willen – der ehrwürdige britische Nobelpreisträger Sir Richard Timothy Hunt geliefert – ein Nestor der Wissenschaft, der sich mit seinen Forschungen zum Zellzyklus um die Menschheit zweifellos verdient gemacht und dafür auch einen Nobelpreis erhalten hat; er ist Mitglied diverser Akademien, er wurde von der britischen Krone geadelt. Offensichtlich handelt es sich also um einen gebildeten und integren Mann mit einem anerkannten Lebenswerk, um einen erfahrenen Wissenschaftler, der große Teile seines Lebens in naturwissenschaftlichen Laboren verbracht hat und sich mit solchen Dingen also auskennen sollte. All das hat ihm aber nichts genutzt,

als er im Jahr 2015 auf der *World Conference of Science Journalists* in Seoul die Bemerkung machte: „Drei Dinge passieren, wenn sie [*gemeint sind Frauen*] im Labor sind: Du verliebst dich in sie, sie verlieben sich in dich, und wenn du sie kritisiert, fangen sie an zu heulen“. Wie zu erwarten, fand er sich in Sekundenschnelle mit diesem Ausspruch auf Twitter zitiert, und der weltweite Aufschrei baute sich noch auf, da ließ ihn seine eigene Universität schon im Stich und legte seiner vertretungsweise vorgeladenen Ehefrau nahe, er möge doch lieber selbst zurücktreten – was er auch tat, integer wie er ist. Dass er zutiefst verletzt war, als Wissenschaftler wie als Mensch, sollte sich jeder vorstellen können, der sich noch ein wenig Empathie neben der Empörung bewahrt hat. Trotz aller Solidarisierung, zum Beispiel von einer stattlichen Anzahl weiterer Nobelpreisträger, lenkte das *University College of London* nicht ein, da Hunt seine „Prinzipien“ mit der Äußerung verletzt habe. Die Selbstironie von Hunts abschließender Bemerkung im Interview mit dem *Observer* über die Vorgänge dürften nur noch wenige der Empörten realisiert haben: Das einzig Gute sei, so Hunt, dass er sich jetzt mehr um seinen Garten kümmern könne. Speziell die Quittenbäume (Quitten können sich, das ist der Witz, selbst befruchten. Die Glücklichen! Sie sind auch eher bittersüß, wie die Ironie).

Nun gut, setzen wir also mal nicht gleich ein Zeichen, sondern betrachten die Äußerung in ihrem Sachgehalt und ihrem Äußerungskontext. Der nahe liegende Vorwurf ist natürlich, dass sie auf unverzeihliche Weise Geschlechterstereotypen bedient (*Frauen heulen halt ewig*) und zudem unterstellt, es könnte im Berufsleben ein Problem bei der Zusammenarbeit der Geschlechter geben – was aber gar nicht sein kann, weil wir schließlich erwachsene und aufgeklärte Menschen sind und es in keinem Job dieser Welt und schon gar nicht in einem Team eine Rolle spielt, welches Geschlecht der Inhaber/die Inhaberin dieses Jobs hat! Wo kämen wir denn da hin! Und das muss offensichtlich die reine und unbezweifelbare Wahrheit sein (früher auch gern Dogma genannt, vor allem, wenn man sie bezweifeln wollte), sonst könnte man ja darüber diskutieren und müsste die Leute nicht vor die Tür setzen, wenn sie daran öffentlich zweifeln. Aber man darf offensichtlich nicht,

da hört die Meinungsfreiheit nämlich auf, weil es um offensichtlich heilige Prinzipien' geht, die niemals in Frage gestellt werden dürfen!

Dagegen wäre zu sagen:

1) Es war Hunts persönliche Meinung, und er sprach auf einer öffentlichen Konferenz zu Wissenschaftsjournalisten, versteckte sie also auch nicht besonders heimtückisch in dunklen Internet-Foren.

2) Er ist ein alter Mann und hat sein Leben lang in Laboren gearbeitet; beides wird, dafür spricht eine sehr hohe Wahrscheinlichkeit, nur für einen verschwindend geringen Prozentsatz derjenigen gelten, die ihn lauthals öffentlich kritisiert haben. Erfahrung über das, wovon man spricht, ist also offenbar kein Argument, Nicht-Erfahrung hingegen schon (wir nennen das dann: Vorurteilslosigkeit).

3) Er ist ein intelligenter Mensch mit überragenden analytischen Fähigkeiten, das gestehen wir ihm einfach mal zu als Nobelpreisträger. Natürlich irren sich auch intelligente Menschen, aber normalerweise schalten sie ihre analytischen Fähigkeiten nicht einfach aus, wenn sie über lebensweltliche Fragen reden. Einiges spricht dafür, dass sein Urteil nicht nur erfahrungsgesättigt, sondern sogar durchdacht war.

4) Er könnte es, möglicherweise, auch ironisch gemeint haben; das wird niemals mehr zu klären sein. Zumindest die Formulierung jedoch legt für jeden mit einem minimalen Sprachgefühl nahe, dass die These um des Effektes willen zumindest rhetorisch zugespitzt wurde. Aber das sind Feinheiten des Ausdrucks, die leicht verloren gehen, wenn man nicht zuhört, sondern sich gleich empört.

5) Es könnte sogar in der Sache einiges dran *sein* (bitte trotzdem weiterlesen!).

a) Dass Frauen leichter heulen – o.k., geschenkt, Klischee, und tatsächlich ist die öffentliche Wahrnehmung inzwischen eher, dass Männer besser auch ab und zu mal heulen sollten. Es geht aber nicht ohne Geschlechterstereotypen, unser Gehirn funktioniert nämlich über Mustererkennung, ob wir das wollen oder nicht, und nur dadurch ist es überhaupt zu seinen Glanzleistungen in der Lage! Und die Welt geht nicht davon unter, wenn Frauen vielleicht

wirklich schlechter einparken und Männer tatsächlich nicht zuhören, auch wenn ganz sicher beides nicht in jedem Fall stimmt und trotzdem lustig und ein klein wenig wahr ist! Was ein Problem ist, ist die stupide Bewertung von Geschlechterstereotypen!

b) Dass es Spannungen zwischen den Geschlechtern in der Arbeitswelt gibt, die nicht immer nur produktiv sind, weiß jeder. Wenn nicht aus dem Leben, dann aus dem Fernsehen, wo sie ein unerschöpfliches Thema diverser Serienformate sind (Krankenhausserien!), und das ist nicht einfach Fiktion. Der Beweis aus dem Negativen ist, dass die Aufnahme von Intimbeziehungen am Arbeitsplatz deshalb dann und wann verboten ist, was ein großes Thema in amerikanischen *crime*-Serien ist. Es gibt also ein real existierendes Problem, das sich nicht dadurch löst, dass man es unter politisch korrekten Bedingungen für nicht existent bzw. endgültig überwunden erklärt. Man sollte froh sein über jeden ehrlichen Beitrag dazu. Und Sir Richard Hunt war sogar ehrlich genug, *zuerst* zu sagen, dass *er* sich auch verliebt hat. Nicht die sentimentalsten Frauen sind an allem schuld!

Und schließlich, nicht zu vergessen,

6) Selbst wenn es einfach Blödsinn sein sollte und wir nach intensiven Diskussionen mit Leuten, die sich damit auskennen, zu diesem Ergebnis gekommen sind: Mit dem Tod hätte Voltaire das Recht von Sir Richard Hunt verteidigt, seine Meinung zu sagen! Nicht aber das *University College of London*, das seine heiligen Prinzipien für wichtiger hielt!

Ich weiß, um ehrlich zu sein, wirklich nicht, wie diese Geschichte passieren konnte. Im Ergebnis ist das Lebenswerk eines angesehenen Gelehrten ramponiert, sein Ansehen in der Öffentlichkeit geschädigt; das *University College of London* hat einen exzellenten Mitarbeiter verloren; und in den Laboren werden weiterhin Männer und Frauen sich ineinander verlieben, gelegentlich heulen und trotzdem ihre Arbeit machen. Niemand aber wird es mehr wagen, seine ehrliche und persönliche Meinung zu diesem Thema auf einer öffentlichen Konferenz zu sagen, das ist auf jeden Fall klar! Die Meinungsfreiheit ist tot, es leben ihre vermeintlichen Verteidiger!

Beispiel 2. Annegret Kramp-Karrenbauer, Ministerpräsidentin des Saarlandes, Vorsitzende des CDU-Landesverbandes Saar, Mitglied im CDU-Bundespräsidium, langjährige Abgeordnete im Saarländer Landtag, studierte Juristin und Politikwissenschaftlerin, verheiratet und Mutter von drei Kindern – Frau Kramp-Karrenbauer also sagte, auf dem Höhepunkt der öffentlichen Diskussion um die sog. Homo-Ehe: *„Es stellt sich die Frage, ob wir grundlegende Definitionen unserer Gesellschaft verändern wollen, und zwar mit womöglich weitreichenden Folgen“*. Wenn die Definition der Ehe als Gemeinschaft von Mann und Frau aufgegeben werde, so weiter, dann seien andere Forderungen nicht auszuschließen – beispielsweise *„eine Heirat unter engen Verwandten oder von mehr als zwei Menschen“*. Das brachte ihr neben dem immensen öffentlichen Aufschrei eine Anzeige wegen Volksverhetzung ein, auf *Facebook*, dem Hort des *Outrageism*, angekündigt natürlich.

Fragen wir zunächst wieder: Was hat die Ministerpräsidentin gesagt, um diese Reaktion zu verdienen? Offensichtlich hat sie sich in einem Meinungsklima, in dem jegliches Argument *gegen* die Homo-Ehe sowieso schon ausgeschlossen war, weil der intellektuelle *mainstream* es so beschlossen hatte, mit einem besonders originellen Argument zu Wort gemeldet, das bei einigen sehr vage un-gute Assoziationen geweckt hatte, weil es das Inzest-Tabu in einem Satz mit der Homo-Ehe verwendet hat (zum genauen logischen Zusammenhang später). Das war dann endgültig zu viel, und so gab es außer der allgemeinen Meinungskeule auch noch die verschärfte Form, die NS-Vergleichs-Keule; ich zitiere aus der Anzeige: *„Diese Äußerung ist nicht mehr nur homophob, sondern auch menschenverachtend und in ihrem Gehalt gleichzusetzen mit den ähnlich verachtenden Äußerungen 1933-1945.“* Die Voraussetzung für den *outrageism* ist diesmal also: Homo-Ehe ist modernes Menschenrecht, und wer dagegen ist, hat offensichtlich faschistische Motive.

Dagegen wäre zu sagen, und wir machen es wieder gründlich und der Reihe nach:

1) Die Ministerpräsidentin hat ihre Meinung gesagt, und das ist, man kann es nicht oft genug wiederholen, ihr Recht aufgrund der Meinungsfreiheit.

2) Sie hat gesprochen aufgrund ihrer langjährigen Erfahrung in politischen Ämtern; aufgrund ihrer akademischen Ausbildung in Rechtsfragen(!); als Mutter und, daraus macht sie kein Geheimnis, engagierte Katholikin. Insofern hat sie offensichtliche lebenspraktische, akademische und politische Erfahrungen mit dem Familienthema und ist qualifiziert, dazu zu sprechen. Natürlich kann man in puncto Katholizismus auch vom Papst verlangen, dass er sich positiv zur Homo-Ehe äußert, aber irgendwann sollte man doch merken, wann man ein Dogma einfach durch ein anderes ersetzen will!

3) Auch hier gilt ein Formulierungsvorbehalt: Offensichtlich ging es Frau Kramp-Karrenbauer darum, ein grundlegendes Problem durch eine sprachliche, vielleicht ein wenig polemische Zuspitzung deutlich zu machen; dass die altehrwürdige Polemik aber inzwischen genauso unter Generalverdacht steht wie *„das wird man doch noch sagen dürfen“*, war ihr vielleicht nicht klar genug.

4) Trotzdem sollten die Aufreger wenigstens ein bisschen besser zuhören. Sie hat nämlich keinesfalls die Homo-Ehe mit dem Inzest *gleichgestellt*, sie hat vielmehr ein kausales Argument vorgebracht, nach dem logischen Muster *„wenn a, dann b“*. Gleichgestellt haben nur die Ankläger, nämlich die Aussage von Kramp-Karrenbauer *„in ihrem Gehalt“* mit menschenfeindlichen Äußerungen, auf die die Nazis offensichtlich ein Alleinvertretungsrecht haben (in diesem Argument ist von Logik eher wenig zu erkennen, es sei denn in Form eines ziemlich verunglückten Syllogismus: a) Jemand macht eine *„in ihrem Gehalt“* menschenfeindliche Äußerung. b) Die nationalsozialistische Ideologie ist bekannt dafür, dass sie sich aus menschenfeindlichen Äußerungen aufbaut. c) Jemand ist ein Nazi)).

5) Damit kommen wir aber nun endlich zum schwierigsten Punkt, nämlich zur Sache selbst. Tatsächlich hat Frau Kramp-Karrenbauer für einen Politiker außerordentlich präzise auf den Punkt gebracht, dass unsere Gesellschaft in der Diskussion über die Homo-Ehe dabei ist, einen ihrer politischen und sozialen Grundbegriffe neu zu definieren – die Familie nämlich. In der *Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte*, Art. 16, Abs. 3, wird sie, man höre und staune, ganz altmodisch als *„natürliche Kerneinheit der*

Gesellschaft“ bezeichnet; der *Internationale Pakt über bürgerliche und politische Rechte* legt sogar fest: „Die Familie ist die natürliche Kernzelle der Gesellschaft Das Recht von Mann und Frau im heiratsfähigen Alter eine Ehe einzugehen und eine Familie zu gründen, wird anerkannt“. Art. 6 unseres deutschen *Grundgesetzes* definiert allerdings tatsächlich nicht, was ‚Ehe‘ und ‚Familie‘ sind, sondern stellt beide pauschal unter den „besonderen Schutz der staatlichen Ordnung“. Offensichtlich gibt es also eine Definitionslücke, in die bisher sozusagen der allgemeine Sprachgebrauch eingesprungen ist: Ehen waren Geschlechtsgemeinschaften zwischen Mann und Frau, und wenn sie sich über mehrere Generationen erstreckten (durch Kinder oder Eltern), handelte es sich um eine Familie.

Wenn man nun, im Zuge der Anerkennung gleichgeschlechtlicher Partnerschaften, die Geschlechtszugehörigkeit als Merkmal aufgibt und nur noch auf die Lebensgemeinschaft abzielt, dann ist es tatsächlich so, dass jeder behaupten kann, mit einem beliebigen Partner eine solche Lebensgemeinschaft eingehen zu wollen (es macht ja wenig Sinn, den folgenlosen Vollzug von Sexualhandlungen, egal ob gleich- oder verschiedengeschlechtlich, nun als staatliche Voraussetzung für eine Lebensgemeinschaft zu etablieren). Also auch Verwandte, man denke einfach an Geschwister, die sich gut verstehen, miteinander leben, füreinander sorgen, Verantwortung übernehmen. Also auch Gruppen, man denke an Mehrgenerationenprojekte. Da hat also jemand nachgedacht und ist nach einer sauberen Analyse zu einem logischen Schluss gekommen, der es wirklich wert wäre, dass man darüber nachdächte: nämlich darüber, was genau denn eigentlich nun für einen Staat sinnvoll förderungswürdig ist an einer solchen weit definierten Lebensgemeinschaft – Steuervorteile für alle (dann sind sie keine mehr) oder nur für diejenigen, die auch Sex miteinander haben, kann ja wohl kaum der Weisheit letzter Schluss sein! Aber was bekommt man, wenn man offen nachdenkt? Prügel. Denk- und Redeverbot. Eine Anzeige.

6) Ich sage zum Abschluss auch hier, noch einmal, weil man es nicht oft genug sagen kann: Voltaire!!!

Was kann man nun daraus lernen? Die geradezu widersinnige Verteidigung der Meinungsfreiheit dadurch, dass man sie

entschieden Andersdenkenden verbietet und nur für Gleich- oder Ähnlichdenkende zulässt, zeigt sehr eindrucksvoll die Struktur eines klassischen Totschlagarguments. Man will, aus welchen Gründen auch immer, keine Diskussion auf der Sachebene über die geäußerte Meinung führen. Deshalb verlagert man, zum ersten, schwuppdwupp!, die Auseinandersetzung auf die Beziehungsebene und redet nicht mehr über die Sachaussage, sondern setzt pauschal ‚Zeichen‘ und redet über den- oder diejenigen, der oder die die Meinung geäußert hat, über dessen dunkle Motive und zweifelhaften Charakter im Allgemeinen.

Zum zweiten wird damit die unbezweifelbare Wahrheit dessen unterstellt, was die skandalöse Äußerung angegriffen und bezweifelt hat: Es ist nämlich selbstverständlich. Selbstverständlich, wie noch jedes Dogma (wie: *die Sonne dreht sich um die Erde, der Papst hat immer Recht, Allah hat befohlen, alle Ungläubigen zu töten*, weitere Beispiele sind nach Belieben zu ergänzen). Wahrscheinlich ist der im Brustton der Überzeugung vorgetragene Satz „*Aber es ist doch wahr!*“ der unheilvollste Satz der Menschheitsgeschichte, die eben noch nicht mit uns an ihrem Höhepunkt und auf dem Gipfel der reinen Wahrheit angekommen ist! Und nur weil die Moderne so schön moderne heilige Kühe hat, kann man trotzdem niemand darauf verpflichten, in Ehrfurcht vor ihnen zu erstarren und alles weitere eigenständige Nachdenken einzustellen!

Und dazu kommt zu allem Übel noch, dass die menschliche Neigung (von der ich mich nicht ausnehme, es macht überhaupt keinen Spaß, ständig anderer Meinung sein zu müssen!), sich in einer geteilten ‚richtigen‘ Gesinnung zu sonnen, offensichtlich trotz aller Aufklärung nicht ausgerottet werden kann. Wir lieben Gesinnungsdemonstrationen. Geteiltes Rechthaben ist verdreifachtes, ist millionenfaches Rechtfühlen – aber nichts wird wahrer durch die Anzahl der Leute, die eine Meinung teilen (außer es handelt sich um Naturgesetze, aber da sprechen wir ja auch nicht von ‚Meinungen‘)! Wohingegen, wenn man sich jedes Mal mühsam und allein ein abgewogenes Urteil bilden muss, das nicht nur ein langwieriger und mühevoller Prozess ist, sondern ein unangenehm risikobehafteter. Nachher steht man allein da, obwohl man doch wirklich gut und lange darüber nachgedacht hat. Keiner will

ein Zeichen mit einem setzen. Aber natürlich will man nicht dafür sterben, noch nicht mal Voltaire wollte das wirklich. Aber das mindeste, was man tun kann, ist wohl: einen unpopulären Essay darüber schreiben. Und ihn trotzig einleiten mit der verbotensten aller Floskeln, nämlich dem Anspruch auf das Grundrecht der Meinungsfreiheit unabhängig vom Inhalt der Aussage: „*Das wird man doch noch sagen dürfen!*“

DIE NOTWENDIGKEIT VON NEIDDEBATTEN

Der Neid ist ein grässliches Ungeheuer, ein schleichendes Gift, eine unheilbare Seuche, die Mutter aller Laster. Wo er seinen heimtückischen Schlangenkopf erhebt, werden Menschen zu Bestien: Nichts gönnen sie einander, alles wollen sie für sich allein – Schönheit und Klugheit, Gesundheit und langes Leben, Lob und Anerkennung, die Gunst der Götter und die Liebe der Frauen – vor allem aber, in unseren vollständig säkularisierten und durchgängig ökonomisierten Zeiten: Luxus und Reichtum. Nichts macht heutzutage so begehrt wie der wirtschaftliche Erfolg der Anderen, zumal wenn er öffentlich zur Schau gestellt wird. Kaum jedoch erheben die neuen Armen – vom Hartz-IV-Empfänger über den Minijobber und den prekären Praktikanten bis hin zum Niedriglohnbezieher (der vorzugsweise weiblich ist: die Friseurin, die Krankenschwester, die Erzieherin, die Altenpflegerin, die Kassiererin im *Billig-Discounter*) – ihre neidverzerrten Stimmen, werden sie von den neuen und alten Reichen (vorzugsweise männlich und in Banken oder multinationalen Konzernen als Manager beschäftigt) mit einem einzigen Wort von oben herab lässig abgefertigt: Da habe man nun wieder einmal eine typische *„Neiddebatte“*! Und schon stehen die armen Armen da, wie die zweifach begossenen Pudel: Nicht nur haben sie kein Geld und deshalb kein schönes Leben (was schon ziemlich gegen sie spricht); sie haben auch noch einen schlechten Charakter. Ab in die Ecke und schämen! Mit solchen Leuten diskutieren wir nicht!

Die vielbeschworene *„Neiddebatte“* ist insofern gar keine Debatte. Sie ist ein klassisches Totschlagargument, das eine Diskussion nicht eröffnet, sondern kategorisch schließt, bevor es

überhaupt zu einem Austausch von Argumenten kommt; sie ist ein rhetorischer Kampfbegriff übelster Sorte, der einen ganzen Rattenschwanz von Unterstellungen mit sich führt, die noch besser wirken, weil sie gar nicht laut gesagt werden müssen, sondern ihr Werk im Dunklen tun. Da hilft nur Aufklärung. Lassen wir uns also einmal nicht totschiagen; lassen wir die gelbe Bestie des Neides ihr Haupt erheben und sich so gut verteidigen, wie sie eben kann: nicht mit giftiger Zunge, sondern mit der zwanglosen Kraft des besseren Arguments. Führen wir eine Neiddebatte!

Warum eigentlich, um ganz am Anfang zu beginnen, ist der Neid eigentlich etwas Schlechtes? Natürlich, er ist eine Todsünde, schon immer und seit Adam und Eva und der Schlange im Paradies. Die beiden Urahnen der Menschheit waren offensichtlich neidisch auf Gott, auf sein allumfassendes Wissen im Allgemeinen und um Gut und Böse im Besonderen; aber wäre das heute, in unseren ebenso wissenshungrigen wie wissensabhängigen Zeiten, noch eine Todsünde? Und natürlich, Kain schlug Abel tot, weil Gott die Opfer des Hirten denen des Ackerbauers vorzog (offensichtlich war Gott kein Vegetarier); aber würden wir das heute nicht eher als Ergebnis einer mit harten Waffen ausgetragenen ökonomischen Konkurrenzsituation betrachten und damit als Kernbestand des kapitalistischen Wirtschaftssystems? Und überhaupt, wenn sowohl Adam und Eva als auch Kain und Abel neidisch waren – ist das dann nicht vielleicht sehr tief in der Natur des Menschen angelegt? Ohne Neid wären wir vielleicht im Paradies; aber wir würden auch keine Designerkleidung tragen, dürfen keine Äpfel essen und würden uns wahrscheinlich auch sonst ziemlich langweilen. Neid hat also zumindest eine gute Seite: Er ist eine Zivilisationskraft; er fördert den Wettbewerb, den Fortschritt; er ist der emotionale Treibstoff unserer Sehnsüchte, Wünsche, Utopien.

Aber, so melden sich die Neid-Kritiker nun zu Wort, überwiegend auf Dauer nicht die schlechten Seiten? Verdirbt es nicht den Charakter, immer nur zu missgönnen? Ist es nicht großzügiger, sympathischer, moralisch wertvoller, sich über die Erfolge und Vorzüge anderer zu freuen, anstatt immer nur zu meckern und zu

klagen? Müssen wir denn immer vergleichen anstelle einmal mit dem zufrieden zu sein, was wir haben?

Ach, die Moral, halten die Apologeten des Neides dagegen. Wir gönnen es jedem guten Menschen, dass er ein guter Mensch ist. Wir können uns über Schönheit und Gesundheit und Freundlichkeit freuen, jederzeit, aus ganzem Herzen. Aber ist Reichtum ein moralisches Verdienst? Manager bekommen Erfolgsgehälter, auch bei erwiesenem wirtschaftlichem Misserfolg, Hartz-IV-Empfänger Almosen, auch bei bester Ausbildung und eifrigstem Arbeitswillen. Banker bekommen Boni, Fließbandarbeiter Lohnverzicht und Kurzarbeit. Einige wenige erben Häuser, Unternehmen, Yachten und Pferde, viele andere nur schlechte Bildungschancen, emotionale Vernachlässigung und ein medial bizarr verzerrtes Weltbild. Für die wenigen Begünstigten ist es offensichtlich etwas leichter, mit dem zufrieden zu sein, was sie haben, als für den großen Rest!

Und warum – so fahren sie fort, schon etwas erhitzt –, warum bitte sollten wir nicht vergleichen? Ein Vergleich ist ein anerkanntes, ja geradezu unentbehrliches Instrument des Denkens, Forschens, Erkennens; ein allgemeines Vergleichsverbot käme einem Denk- und Urteilsverbot gleich. Und schon ein sehr oberflächlicher Vergleich sagt uns, mit aller Eindeutigkeit, dass der Reichtum in der Welt ungerecht verteilt ist. Während wir über einen Mindeststundenlohn von sieben oder acht Euro verhandeln, gibt es Menschen, die verdienen in einer Stunde das Hundertfache. Wodurch ist das zu rechtfertigen? Erfinden sie Medikamente gegen Corona oder andere Seuchen, haben sie den Weltfrieden befördert, den Hunger in der Welt besiegt? Nein, wahrscheinlich haben sie mit Aktien gehandelt, Drogen produziert oder Waffen verkauft. Selbst wenn sie ihr Geld anständig verdient haben: Das zum Himmel schreiende Missverhältnis bleibt! Wir sprechen also nicht aus Neid, wir sprechen aus berechtigter moralischer Empörung! Wenn man nichts zu verlieren hat, kann man natürlich souverän und mit leiser Stimme dazu aufzufordern ‚Neiddebatten‘ zu unterlassen. Aber nur dadurch, dass wir unsere Stimmen erheben, weil wir sonst nicht gehört werden, und weil wir uns mit Gründen erregen, wird unser Argument nicht schlechter!

Aber, wenden nun die Neid-Kritiker wenig überzeugt, mit besänftigender Stimme und direkt *ad personam* ein, wärt ihr denn nicht genauso, wenn ihr selbst zufällig auf der Gewinnerseite stündet? Seid ihr nicht alle Heuchler, die lieber selbst Ferraris fahren, auf Südseeinseln Urlaub machen und Designer-Schuhe tragen wollen? Ist es nicht eher das Ressentiment des Ewig-Zukurzgekommene, das eure vermeintliche moralische Empörung befeuert? Ist das nicht das dunkle Herz des Neides: dass man all das selbst haben möchte, was man neidet, um dann selbst auf die herab zu sehen, die nichts haben – von wegen moralischer Verteilungsgerechtigkeit!

Das mag durchaus so sein, und wer kennt schon seine eigenen dunklen Seiten und das Ausmaß seiner Verführbarkeit, gestehen die realistischeren unter den Neid-Apologeten, etwas leiser, ein. Aber – hier nimmt das Argument wieder Fahrt auf –, aber: dass Reichtum allein nicht glücklich macht (Armut allerdings genauso wenig), ist so trivial, dass es schon wieder wahr ist – wie nicht nur diverse Umfragen und weltweite Studien immer wieder zeigen, sondern auch die gemeine Lebenserfahrung der meisten in der weiten Mittelzone zwischen bitterer Armut und unermesslichem Reichtum Angesiedelten, wenn sie nur ehrlich sind. Das reine Habenwollen erstickt an seiner eigenen Unersättlichkeit, das Besitzen ist einigermaßen langweilig, das Prahlen hat auch seine Grenzen, ganz zu schweigen von den Verlustängsten und kriminellen Bedrohungen, die großer materieller Reichtum notwendig mit sich bringt. Bei genauerem Nachdenken und einer etwas fortgeschrittenen Reflexionsfähigkeit wollen also eigentlich die meisten von uns gar nicht alles haben, und schon gar nicht nur, weil andere es haben. Sie wollen vielmehr nicht, dass einige alles haben, und andere, und zwar genau deshalb, wenig oder gar nichts. Wobei Verteilungsgerechtigkeit nicht mit radikaler Besitzlosigkeit zu verwechseln ist und wirkliche Verdienste gern belohnt werden dürfen; aber ein wenig mehr Verteilungsgleichmäßigkeit täte unserer Gesellschaft, national wie global, doch sehr gut!

Verteilen aber – und damit lassen wir unsere Diskutanten vorerst allein und kommen zum Kern des zweifach begossenen Pudels zurück – ist eine schwierige Angelegenheit, vor allem bei

begrenzten Kuchenvorräten. Eltern wissen ein Lied davon zu singen, Politiker schweigen lieber davon oder sprechen von unbegrenztem Wachstum und grenzenlosem Fortschritt, als hätten wir mehrere Planeten in der Vorratskammer oder könnten das Geld von in den Himmel wachsenden Bäumen pflücken. Tatsächlich haben wir begrenzte Ressourcen, sowohl in der Natur als auch in der Weltwirtschaft als auch in unseren menschlichen Fähigkeiten. Und vielleicht sollten wir sie besser nutzen, um gerechtere Verteilungsmodelle zu entwickeln, anstatt mit rhetorischen Allzweckwaffen notwendige Diskussionen zu unterdrücken. Führen wir also die Neiddebatte – durchaus mit Leidenschaft, aber daneben mit Gründen und nicht mit Unterstellungen und Kampf begriffen.

DAS IST ABER POPULISTISCH!

Die Welt ist nicht einfach. Wahrscheinlich war sie das noch nie, aber heute ist sie es erst recht nicht. Früher war sie vielleicht einfach nur kompliziert; aber zum Glück wussten die Meisten sowieso nicht allzu viel von ihr. Es gab noch weiße Flecken auf der Landkarte, keine Telekommunikation und keine Massenmedien, und eigentlich war es schwierig genug, mit seinen Nachbarn in Frieden auszukommen, die Kinder großzukriegen und vielleicht dann und wann zu den Sternen aufzusehen und von der großen weiten Welt zu träumen. Heute jedoch ist die Welt komplex, was nicht nur ein modisches Wort für kompliziert ist. Ein komplexes System besteht aus unübersichtlich vielen, ineinander zusammengeflochtenen (so die Grundbedeutung aus dem Lateinischen) Elementen, das der menschliche Verstand, trotz der zweifellos höchst komplexen Struktur des Gehirns selbst, nicht mehr vollständig gedanklich beherrschen kann: zu verknotet und verstrickt die Abhängigkeiten, zu klein- und vielteilig die Details, zu unabsehbar die entlegenen Ursachen und die entfernten Folgen, von deren Rückkopplungen und Wechselwirkungen untereinander ganz zu schweigen. Und je mehr wir von der Welt wissen, desto komplexer wird sie; der Schlag eines Schmetterlingsflügels in Brasilien kann nicht nur einen Tornado in Texas auslösen, sondern wahrscheinlich auch eine Ehekrise in Ermelskirchen, einen Bankrott in

Buxtehude oder einen Hustenanfall in Hamburg. Oder ist das zu stark vereinfacht? Der arme brasilianische Schmetterling soll endlich in Ruhe mit seinen Flügeln schlagen, soviel er will, ohne dass ihm alles Elend der Welt angelastet wird? Aber so ist das eben mit der Popularisierung komplexer wissenschaftlicher Theorien: Um sie passend für den Allgemeinverstand zu machen, werden sie so lange vereinfacht, bis sie eigentlich nicht mehr stimmen; zumindest nicht mehr in jenem exakten Sinn stimmen, auf den es in der Wissenschaft bekanntlich ankommt, und für den der Wissenschaftler seinen ganzen mühsam hochtrainierten Spezialistenverstand braucht.

Wenn das gleiche in der Politik passiert, komplexe Sachverhalte also allzu primitiv auf allzu einfache Lösungen gebracht werden, nennen wir es – und damit kommen wir auf Umwegen endlich zum Thema: Populismus. Wir sind inzwischen geradezu pawlowsch-wohltrainiert darin, reflexhaft die Stirn in Falten zu legen, die Nase zu kräuseln und innerlich ein kräftiges „Igitt!“ zu murmeln, bevor wir dann in unserem besten schulmeisterlichen Ton das P-Wort hinausposaunen: „Das ist aber populistisch!“ Womit, wieder einmal, die Debatte zu Ende ist, bevor sie eigentlich begonnen hat: Denn ein populistisches Argument kann ja *per se* kein sachlich richtiges sein; es ist vielmehr opportunistisch, appelliert an dunkle Emotionen und tiefsitzende Ängste, ist unbegründet und simplifizierend und dient allein den strategischen Interessen desjenigen, der es im Brustton der Überzeugung ausspricht: „Wir brauchen mehr Polizei, damit unsere Straßen sicherer werden!“ (von rechts gerufen, wahlweise, von links: „Alle Polizisten sind Schweine!“); „Ausländer nehmen uns die Arbeitsplätze weg!“ (alle im Chor); „Der Staat zockt uns doch sowieso nur ab!“ (dito) – um nur ein paar besonders beliebte P-Klassiker zu zitieren. Mit solchen Äußerungen gewinnt der Populist die – Vorsicht, abgetragene politische Metapher! – sogenannte ‚Lufthoheit über den Stammtischen‘. Zwar weiß keiner so recht, ob es eigentlich in irgendeinem abgelegenen Dorf noch einen Stammtisch unverbesserlich nörgelnder rechthaberischer Rentner gibt, und wenn ja, ob er nicht inzwischen von der Yoga-Gruppe adoptiert oder vom türkischen Kulturverein um die Ecke integriert wurde, und sei es nur zum gemeinsamen

Public Viewing. Und angesichts des rasanten Aussterbens jeglicher politischen Meinungsbildung überhaupt sollte man wahrscheinlich froh darüber sein, wenn überhaupt noch irgendwo öffentlich über Politik diskutiert wird, und nicht nur über das *Dschungelcamp* oder die immer größer werdende globale Fußball-Geldmach-Maschine. Aber egal, so diffizil funktioniert Populismus nun mal nicht, deshalb bleiben wir dabei: Stammtischpolitik ist schlecht, weil von den Populisten im Luftkrieg erobert (über eine Art Gedankendrohnen, wahrscheinlich); und Populismus ist schlecht, weil er auf dem Niveau des Stammtisches stattfindet (bierbefleckt, wimpelgeschmückt und nur vage beleuchtet). Die Welt dreht sich im Kreis, und alle sind zufrieden!

Wenn es wenigstens mit dem Populismus so einfach wäre! Ist es aber nicht, denn Demokratie ist zumindest kompliziert, wenn nicht gar komplex. Nähern wir uns dem Problem also erst einmal angemessen differenziert, indem wir fragen, was denn Populismus überhaupt ist; Definitionen und etymologische Betrachtungen sollten ja nun wirklich nicht stammtischverdächtig sein. ‚Populismus‘ kommt von lat. *populus*, das Volk – was, je nach politischer Orientierung, alles Gute oder alles Schlechte sein kann; die alten Römer kannten deshalb neben dem respektablen *populus* auch noch den *plebs*, die unteren Volksklassen, also all jene materiell und auch sonstig Armen, die nicht dem Adel, den Patriziern angehörten. Im griechischen waren die *hoipolloi* der Pöbel, *demos* hingegen das Staatsvolk im engeren Sinne, das auch unserer Demokratie den Namen gegeben hat: die Herrschaft des Volkes – ein geradezu populistisches Konzept, das einen das erste Mal stutzig machen sollte: Denn wie kann das Volk gleichzeitig die Grundlage unserer eigenen fortschrittlichen, aufgeklärten und möglichst bald universal durchzusetzenden Regierungsform sein, wenn es im ‚Populismus‘ offenbar als hirnlose Manövriermasse für mehr oder minder begabte Manipulatoren betrachtet wird? Wie entscheiden wir, wann das Volk demokratiwürdiger *demos* ist, und wann populistischer Pöbel?

Der Begriff ‚Populismus‘ im engeren Sinne ist wesentlich jünger. Er kommt aus Amerika (wo, je nach populistischem *flavour*, alles Gute oder alles Schlechte herkommt): Dort gründeten Ende

des 19. Jahrhunderts Farmer eine Partei, die ihre kleinbäuerlichen Interessen gegen das aufkommende Großkapitel und dessen Wirtschaftsinteressen verteidigen sollte; und sie nannten sich, ganz einfach (Vorsicht: Populismus-Verdacht!) die *People's Party* oder auch die *Populist Party*. Bis heute hat der Begriff in den USA, dem Hort des intellektuellen Egalitarismus, keinen negativen Beigeschmack wie in den europäischen, speziell deutschen Demokratien mit ihrer Tradition des intellektuellen Paternalismus. Wiederum könnte man ins Grübeln geraten: Ist es nicht seltsam, dass ausgerechnet die geistigen Eliten gern einen Kampfbegriff benutzen, der geeignet ist, den politischen Gegner (die Masse) mundtot zu machen, indem er für politisch unzurechnungsfähig erklärt wird (an den Stammtisch, ab, und Klappe zu, wenn die Erwachsenen reden!)?

Was man nun heute genau meint, wenn man mit der Populismus-Keule ausholt, hat die Forschung untersucht. Als wesentliche Elemente gelten (das eine oder andere kam schon zur Sprache):

1) Der Populismus spricht vor allem die Gefühle an, nicht den Verstand; er appelliert dabei an unterdrückte Ängste und unbewusste Vorurteile gegen Minderheiten oder einfach nur alles, was anders ist. Dagegen ist offenbar nur gefeit, wer reflektiert und mündig mit seinen dunklen Seiten umgehen kann; wer weiß, dass Sündenböcke noch nie eine Lösung waren und man Ängste besser therapeutisch produktiv macht und nicht unterdrückt. An dieser Stelle werfen wir alle einen Blick auf das wohnliche Glashaus, das uns umgibt, und üben uns eine Runde in Demut: Wir alle sind emotional manipulierbar; und noch nicht einmal die Tatsache, dass wir es wissen, macht uns sicher vor den wirklich guten Manipulatoren, sei es in Religion, Politik oder der Unterhaltungsbranche, die zudem mit immer neuen und weitreichenderen Massenmedien eine kaum zu unterschätzende Meinungsbildungsmacht in den Händen haben. Damit werden wir leben müssen: *Manipulierte aller Länder, vereinigt euch!*, wäre der neue Imperativ in Zeiten der unentrinnbaren öffentlichen Gehirnwäsche.

2) Der Populismus reklamiert die Wahrheit für sich, ohne sie zu begründen. Er weiß einfach, was Sache ist, und spricht es ohne Hemmung aus: Ausländer sind schlecht, Kriminelle sind böse, hohe Steuern sind Abzocke; gut ist die Todesstrafe (aber ansonsten

bleibt der Populist lieber im Negativen, das ist sicherer). Das ist nun zweifellos ein Problem, nicht nur, weil es inhaltlich falsch und menschenfeindlicher Blödsinn ist, sondern auch auf der formalen Ebene: Allgemeinurteile unterliegen ihres weitreichenden Geltungsanspruchs ja noch erhöhten Beweisansprüchen, und die kategorische Verweigerung von Begründung macht sie nicht eben überzeugender. Andererseits, um nun mal einen wirklich rabenschwarzen *advocatus diaboli* zu geben: Allgemeinurteile sind eine Versuchung für jeden. Hören wir nicht alle recht gern, dass die Menschenrechte universal sind, und klopfen uns dann gegenseitig oder selbst auf die Schultern, weil wir sie so schön verwirklicht haben? Sind wir nicht überzeugt davon, dass unser eigener Gott der Beste ist (zumindest in den monotheistischen Religionsgemeinschaften)? Hat die Geschichte nicht unwiderlegbar bewiesen, dass der Kapitalismus die überlegene Wirtschaftsform ist und die Demokratie die einzig menschenwürdige Regierungsform, und zwar zu allen Zeiten und in allen Ländern dieser Welt (na gut, hier beginnen die Zweifel inzwischen doch etwas tiefer zu nagen)? Wir alle hätten es gern, dass es ein paar einfache, universale, zeitlose Wahrheiten gäbe. Es würde uns helfen in dieser unsicheren Welt, in diesen unsicheren Zeiten. Manche brauchen mehr Hilfe als andere; und sie glauben an einfachere Wahrheiten, auch wenn sie leider wirklich völlig unbewiesen und in der Konsequenz menschenverachtend sind. Aber: Wir werden sie nicht vom Gegenteil überzeugen, indem wir besonders laut „pfui!“ rufen!

3) Der Populismus verspricht einfache Patentrezepte, die der Komplexität der modernen Welt nicht gerecht werden; er hat also keine wahre Lösung für unsere wahren Probleme anzubieten. Das ist zweifellos wiederum ohne jedes Wenn und Aber richtig. Außer – dass es immer schwieriger wird, angesichts der rasant weiter zunehmenden Komplexität der Welt und der zunehmenden Verstricktheit selbst der kleinsten Probleme in globale Zusammenhänge, ‚wahre‘ Lösungen zu finden, die dieser Komplexität wirklich gerecht werden. Ganz davon abgesehen, dass die dafür nötige intellektuelle Schulung, das Denken in weitreichenden Verflechtungen, das Erkennen multikausaler Ursache-Wirkungs-Zusammenhänge, die Durchdringung auch technischer oder

mathematischer Sachverhalte bis in eine Mindesttiefe des Verständnisses sowie die nötige Zeit zur Urteilsbildung wahrscheinlich die knappste Ressource auf diesem Planeten sind. Eine weitere Runde Demut also, bitte: Differenziertheit ist nötig, informierte Urteilsbildung unumgänglich – aber für vieles muss es daneben eine vereinfachende Darstellung geben dürfen, um nicht weite Kreise des *populus* von vornherein von politischen Prozessen auszuschließen. Wer Demokratie sagt, muss – in gewissem Maße! – auch Popularisierung sagen.

4) Schließlich dient der Populismus allein egoistischen Interessen; er beruht auf einem opportunistischen Kalkül des großen Manipulators, der die Schwächen und Ängste des *populus* kennt und sie gezielt für seine Ziele instrumentalisiert. Aus populistischen Handlungen könnte, demzufolge, niemals etwas Großes, Altruistisches, etwas einfach wirklich Gutes entstehen. Denn effektiv manipulierbar, der Logik des Arguments zufolge, sind wir alle nur über unsere dunklen Seiten, unsere Ressentiments, die ihren tieferen Grund in unserer eigenen Unsicherheit haben. Auf sie setzen sowohl die Pauschalwahrheiten des extremen linken als auch des extremen rechten Parteienspektrums auf. Woraus umgekehrt zu schließen wäre: In der Mitte gibt es keinen Populismus; oder höchstens dessen eher unschädliche amerikanische Variante, Barack Obamas *Yes-we-can*-Pathos, das zweifellos Populismus in Vollendung war; und wer wollte nicht dabei sein, wer hätte dem zutiefst emotional anrührenden Appell an sein besseres Inneres, an sein heroisches Ich widerstehen wollen? Natürlich kauft man dabei aber auch eine dunkle Seite ein: Die bedingungslose Inklusion der *Yes-we-can*-Gemeinschaft beruht auf der systematischen Exklusion all dessen, was sich als ‚Terror‘ gegen sie richtet; nach dieser Logik kann man ebenso wenig halb Terrorist sein wie halb guter Bürger der USA. Tatsächlich jedoch ist die Welt, und zwar schon vor Erfindung des Farbfernsehens, niemals schwarz-weiß gewesen; und noch nicht einmal der Populismus ist es.

Das Problem mit dem Populismus scheint, nach alledem, weniger in seinen Inhalten zu liegen (die relativ austauschbar sind, ja sogar ‚gut‘ sein können) als in seiner Methode: All seine Aussagen werden dadurch entwertet, dass er Menschen manipuliert und

instrumentalisiert (was sein eigenes Menschenbild widerspiegelt); dass er sich rationalen Begründungen verweigert und stattdessen mit dunklen Ängsten spielt (die dadurch noch bestätigt werden); dass er einfache Lösungen vorspiegelt, wo eigentlich komplexe Probleme vorliegen (deren Lösung dadurch erschwert wird). Das noch schwerwiegendere Problem aber ist: Er funktioniert; und wir werden die erstgenannten Probleme, die sich aus ihm ergeben, nicht in den Begriff bekommen, indem wir ihn – nach bewährtem populistischem Muster – vereinfachen und verdammen: Pauschale und unbegründete Populismus-Schelte ist Populismus in Reinform!

Vielmehr könnte ein weiterer Blick in die Geschichte helfen. Der Populismus hat nämlich einen durchaus ehrenhaften Vorläufer: Es ist der häufig so gescholtene ‚gesunde Menschenverstand‘. Philosophisch wurzelt er im ‚Gemeinsinn‘ der Antike und dem *common sense* der Engländer (wo er, wie der Populismus in den USA, bis heute nicht als ehrenrührig gilt, sondern im Gegenteil als höchstes Lob); in Deutschland hat ihm, ungerechterweise, seine sprachliche Nähe zum ‚gesunden Volksempfinden‘ im Nationalsozialismus ein schlechtes Image eingebracht. Tatsächlich war das seit 1935 im Strafgesetzbuch verankerte „gesunde Volksempfinden“ nichts anderes als eine willkürliche Generalklausel, die es ermöglichte, jedwede Abweichung von der eigenen Ideologie als strafbar zu erklären – zumal und gerade, weil nirgendwo definiert war, was darunter nun eigentlich zu verstehen war. Womit wir aber wieder zum Kern der Sache zurückkommen: Kann man denn bestimmen, was der ‚gesunde Menschenverstand‘ ist? Und wenn ja, wie ist er abzugrenzen vom ‚ungesunden‘ Populismus als reine Manipulationsmasche oder vom ‚gesunden Volksempfinden‘ als faschistischer Blankoscheck? Prüfen wir es anhand der oben genannten Punkte!

1) Der gesunde Menschenverstand, so wie er in der Philosophie des *common sense* und wohl von den meisten mit ihm Versehenen verstanden wird, arbeitet durchaus mit Begriffen. Was das ein oder andere Bauchgefühl nicht ausschließt – aber wir wahrhaft Aufgeklärten wissen ja inzwischen, dass wir unserer emotionalen Intelligenz gerade in Urteilsfragen einiges zutrauen können und sie

gerade nicht in die vermeintlich ‚dunkle‘ Rumpelkammer des Unbewussten abschieben sollten. Seine Basis sind aber in jedem Fall nicht Angst und Verunsicherung, sondern ein gefestigtes Selbstbewusstsein und eine offene Haltung zur Welt; weshalb er eben als „gesund“ gelten kann, und nicht als neurotisch oder pathologisch.

2) Der gesunde Menschenverstand fällt zwar auch gern allgemeine Urteile, und dann und wann durchaus auch ohne Begründung; er kann sie aber notfalls begründen: und zwar durch Lebenserfahrung und Menschenkenntnis. Er ist ein quasi-natürliches Urteilsvermögen (jeder kann ihn haben!), das aber nicht einfach fix und fertig vom Himmel gefallen ist, sondern durch Erfahrung ausgebildet und durch Praxis trainiert wurde – jedoch ohne zum Expertentum zu werden, seinem eigentlichen Gegenteil. Der gesunde Menschenverstand ist nicht unfehlbar; er ist Mut zum Urteil im Bewusstsein der eigenen Fehlbarkeit, und er ist ein lebenslanges Projekt.

3) Der gesunde Menschenverstand hat ebenso eine Sympathie für einfache Lösungen; für komplizierte sind schließlich die Spezialisten zuständig, und die überlässt er ihnen auch gern. Er weiß aber, dass er dann und wann Dinge vereinfachen muss, weil er sie sonst nicht verstehen würde; er weiß, dass dabei Verluste an Präzision und Trennschärfe zu erwarten, aber eben auch hinzunehmen sind. Er arbeitet damit ständig an der ‚Reduktion von Komplexität‘ – in der immer noch viel zu wenig geschätzten und vor allem geübten Zauberformel des Soziologen Niklas Luhmann –, aber in möglichst kontrollierter und verantwortlicher Weise.

4) Der gesunde Menschenverstand kennt durchaus sein Eigeninteresse; es ist in gewisser Weise seine Geschäftsgrundlage, die Basis seines Denkens und Tuns: Nur dadurch, dass er sich seines eigenen Ortes, seiner eigenen Ziele und seiner eigenen Grenzen in der Welt gewiss ist, kann er überhaupt sinnvoll urteilen. Er kann aber auch, und das unterscheidet ihn vom Populismus harter Prägung, die Interessen anderer wenigstens extrapolieren; er kann sich in andere Menschen hineinversetzen, er kann ihre anders gearteten Interessen berücksichtigen – eben weil er seine eigenen kennt und sich selbst weder über- noch unterfordert. Er weiß sogar, dass er Vorurteile hat und vielleicht auch das ein oder andere

persönliche Ressentiment; er weiß aber auch, dass er, wenn es anders wäre, kein Mensch wäre und die anderen Menschen nicht wirklich kennen könnte.

Damit ist, im Übrigen, genauso wenig wie beim Populismus, etwas über den Inhalt der Urteile gesagt, die der gesunde Menschenverstand fällt. Er ist eine Methode des Denkens und Argumentierens, keine Maschine zur Erzeugung ‚richtiger‘ oder gar ‚wahrer‘ Urteile. Und obwohl die intellektuellen Eliten ihn dann und wann mit einer – zwar im Vergleich mit dem Populismus gemilderten – Verächtlichkeit betrachten, ist er wohl die Basis einer Demokratie, der ihre Herkunft vom Volk mehr als nur eine etymologische Altlast ist. Wer hingegen ‚Populismus!‘ schreit, flüstert dabei immer, ganz leise und nur hörbar für die Eingeweihten: „*Das Volk ist dämlich, schaut doch, es ist so dumm! Es will betrogen sein, also betrügt es!*“ Aber wer den ‚gesunden Menschenverstand‘ belächelt (das ist eine alte romantische Tradition, in der die jeweiligen Gegenteile der Begriffsbestandteile, also das ‚Kranke‘ und das ‚Phantastische‘, logischerweise als oberste Güter gelten – was offensichtlich problematische Folgen für ein Gesellschaftskonzept hat, aber zweifellos irgendwie origineller und ‚moderner‘ ist), der muss erst einmal klar machen, auf welcher Basis er dann ein mündiges Gemeinwesen begründen will.

Den Populismus werden wir also nicht ausrotten können, weder diejenigen, die ihn als argumentative Keule benutzen, noch diejenigen, die anfällig für seine Unterstellungen sind: Das ist auch eine Konsequenz von „*Wir sind das Volk*“. Vielleicht sollte man ihn mit einer Nebenwirkungsliste versehen: Fragen Sie Ihren Abgeordneten oder gebrauchen Sie gefälligst Ihren eigenen gesunden Menschenverstand! Oder man müsste einen neuen Reflex ausbilden, der immer dann einsetzt, wenn jemand los kräht: „*Das ist aber populistisch!*“: Dann würde man eine ganz besonders schafsmäßige Miene aufsetzen und naiv zurückfragen: „*Da Sie es offenbar so gut verstanden haben: Könnten Sie mir dann bitte ganz genau erläutern, was Ihrer Meinung nach die Lösung dieses außerordentlich komplexen Problems ist – und zwar so, dass ich es auch verstehe?*“ Vielleicht würde dann ja irgendwann einmal so etwas wie ein politischer Dialog zustande kommen, aus dem vielleicht sogar beide Seiten etwas

lernen könnten (und sei es nur die Begrenztheit eigener Urteile). Die Welt würde nicht einfacher dadurch, ganz sicher nicht; aber vielleicht ein wenig verständiger.



WER DIE PFEIFE BLÄST

Niemand mag *whistleblower* so richtig leiden. Sie stehen auf dem Sportplatz, meist in für ihr Alter etwas zu kurzen schwarzen Hosen, und pfeifen eigentlich nie an der richtigen Stelle (meint jedenfalls die eine Hälfte des Publikums; aber das nächste Mal ist es die andere Hälfte, und so sind alle unzufrieden). Oder ganz früher, als die Polizisten noch komische Hüte trugen und statt elektronischer Schlagstöcke einen guten alten Knüppel, da piffen sie den Verbrechern auf der Straße hinterher; ‚verpfeifen‘ nannte man das, und natürlich will bis heute niemand verpiffen werden, egal, was für Katastrophen er gerade angerichtet hat. Pfeifen klingen schrill und laut – sie sollen schließlich aufschrecken und für jeden unüberhörbar anzeigen, dass gerade etwas passiert ist, was den Regeln nach nicht geschehen hätten sollte. Wir lieben unsere Pfeifenköpfe, sei es auf dem Sportplatz oder in Polizeiuniform, nicht gerade; aber wenigstens respektieren wir sie!

Genau aus diesem Grund wurde das englische Wort *whistleblower* ursprünglich etabliert. Der amerikanische Verbraucherschützer Ralph Nader machte es zum Titel eines Buches (*Whistleblowing: The Report of the Conference of Professional Responsibility*; 1970) mit einer klaren sprachpolitischen Intention: Nicht länger sollten sich all diejenigen als ‚Verräter‘ oder ‚Nestbeschmutzer‘ beschimpfen lassen, die aus dem Inneren einer Organisation heraus auf Missstände in eben dieser Organisation im Interesse der Allgemeinheit aufmerksam machten. Ein *whistleblower* unterscheidet sich demnach von seinem Schatten, dem ‚Verräter‘, ganz deutlich dadurch, dass die Geheimnisse, die er aufdeckt, eigentlich Verbrechen – oder zumindest: moralisch zweifelhafte Tatbestände – sind. Er ist keine böswillige ‚Petze‘, die nur selbst gut dastehen will und deshalb alle Aufmerksamkeit auf sich zieht; er nimmt im Gegenteil häufig große persönliche Nachteile in Kauf. Und er beschmutzt auch sein ‚Nest‘ nicht, sondern versucht geradezu vorbildlich, es (moralisch) sauber zu halten. Der *whistleblower* ist insofern wirklich eine Art Schiedsrichter: Er zeigt an, dass ein Regelverstoß vorliegt, der so gravierend ist, dass die Pfeife gar nicht laut und schrill genug geblasen werden kann – weil sanfte Flötentöne nicht mehr

helfen würden, der Weg des vernünftigen Gesprächs längst verbaut ist und er selbst bedroht durch die Folgen seines – aus Sicht der betroffenen Organisation: verräterischen; aus der Sicht des *whistleblowers*: moralisch wohlbegründeten – Handelns.

Woran jedoch liegt es, dass wir dem Phänomen so ambivalent gegenüberstehen, dass wir im Deutschen nicht einmal ein Wort dafür finden oder wenigstens eine vergleichbar anschauliche Metapher? Und woher rührt die krasse Gegensätzlichkeit in der moralischen Bewertung? Es hilft, wie so oft, ein Blick in die Geschichte. Ausgerechnet in den USA gibt es nämlich seit langer Zeit eine Gesetzgebung, die *whistleblower* schützen soll. Sie trat erstmals in Kraft, als Ende des 18. Jahrhunderts zwei Angehörige der *Navy* gegen regelwidriges Verhalten eines militärischen Vorgesetzten vorgehen, dafür von ebendenselben verklagt wurden, aber vom Kongress Recht bekamen, der einstimmig befand: Es sei die Pflicht jedes amerikanischen Staatsbürgers, den Kongress zu informieren, wenn ein Fehlverhalten amerikanischer Institutionen vorläge. 1863 wurde dann, während des amerikanischen Bürgerkriegs, der *False Claim Act* in Kraft gesetzt, der sich gegen Unternehmen richtete, die unter falschen Vorwänden vom Krieg profitieren wollten. Mitarbeitern, die ein solches Vergehen aufdeckten, wurde sogar eine Geldsumme in Aussicht gestellt – was leider den *whistleblower* in die Nähe weiterer unsympathischen Gesellen rückt, nämlich der Spitzel und Denunzianten; im Unterschied zu diesen aber handelt er freiwillig aus ehrenhaften Motiven, und nicht für Geld oder unter Druck. Diese Schutzgesetzgebung wurde in den USA kontinuierlich bis heute weiter entwickelt. Das nützt den *whistleblowern* unserer Tage allerdings meist herzlich wenig: Bei einem schwach ausgeprägten Rechtsbewusstsein der politischen Führer und Institutionen sind die schönsten Gesetze für die Katz, und die Pfeife wird konfisziert!

An diesen historischen Beispielen wird aber zumindest deutlicher, wo der eigentliche Kern des Problems liegt: Der *whistleblower* verhält sich nämlich angeblich illoyal – und das ist ein Verhalten, das gerade das Militär am allerwenigsten dulden kann. Ein guter Soldat hat nicht nur zu gehorchen, er hat auch unbedingt loyal zu sein; das gehört zu dem ungeschriebenen Ehrenkodex, der umso

wirksamer ist, je weniger er eingeklagt oder formuliert werden kann. Die gleiche Loyalität verlangen auch Regierungen von ihren Beamten und Wirtschaftsunternehmen von ihren Angestellten. Zu Recht?

Nun ist Loyalität eine ziemlich schwammige Angelegenheit, sobald man einmal anfängt darüber nachzudenken. Sie stammt etymologisch noch her vom *lex*, dem Gesetz; sie ist aber keine einklagbare rechtliche Verpflichtung, sondern nur eine schwächere, moralisch und individuell begründete: Loyal verhalten sich Individuen gegenüber Kollektiven, indem sie deren Ziele über ihre persönlichen Einzelinteressen stellen und sich freiwillig mit ihnen identifizieren. Das jedoch setzt voraus, dass diese übergeordneten Ziele auch ethisch wertvoll sind: Es hat wenig Sinn, Loyalität gegenüber dem blanken Gewinnstreben kapitalistischer Unternehmen einzufordern (dafür haben wir den Egoismus) oder dem Machtstreben imperialer Herrschaft (dafür haben wir die Furcht). Nein, Loyalität als moralische Selbstverpflichtung kann vernünftigerweise nur eingefordert werden für ethisch verallgemeinerbare Ziele; sonst wird sie zur Loyalität von Auftragskillern gegenüber der ‚Familie‘. Und das wirklich Tückische daran ist, dass *whistleblower* damit sozusagen die doppelte Niete gezogen haben: Sie handeln aus zutiefst moralischen Überzeugungen heraus, werden aber anschließend als zutiefst unmoralisch dargestellt – waren sie doch illoyal, weil sie ein ‚Geheimnis‘ ‚verraten‘ haben!

Damit kommen wir zu einem weiteren Aspekt unseres dunklen Unbehagens: Der moderne Mensch nämlich, so wird uns ständig suggeriert, liebt Geheimnisse nicht nur (das wäre ja noch irgendwie als Jugendsünde hinzunehmen), er hält sie irgendwie für zutiefst notwendig. Wenn es keine Geheimnisse mehr gäbe, so meint er, wäre die Welt – langweiliger, oberflächlicher, unmenschlicher, irgendwie. Das ist eine der vielen schönen romantischen Lügen, mit denen wir uns umgeben, um unsere eigenen dunklen Ecken zu schützen und uns das Leben einfacher zu machen. Während wir anderswo ständig nach Transparenz rufen (aber sicherheitshalber am lautesten da, wo es andere betrifft), pflegen wir einen Kult des ach so menschlichen und sympathischen Heimlichtuns, für die Notwendigkeit einer kleinen dunklen Ecke für die

Identitätsbildung. Dagegen kämpfte schon die Aufklärung des 18. Jahrhunderts, und vielleicht hat sie es dabei dann und wann übertrieben. Aber vielleicht sollten wir uns doch lieber einmal zu viel als einmal zu wenig an dieses aufklärerische Erbe erinnern und uns ins Gedächtnis rufen, dass Geheimnisse nicht primär pubertierende Jugendliche und romantisch Verliebte schützen, sondern auch – und mit wesentlich schwerwiegenden – Folgen Dunkelmänner aller Art, Verbrecher, Tyrannen. Wer deren ‚Geheimnisse‘ verrät, tut nur das, was jeder tut, der einen Dieb anzeigt, der in sein Haus eingebrochen ist (das aber sicherlich lieber geheim halten würde) oder einen Betrüger, der ihn um sein Geld gebracht hat (und wenig Interesse daran hat, dass sein Verhalten öffentlich wird). Da werden wir auch nicht gleich sentimental, sondern rufen lieber laut nach der Pfeife!

Nun stellen sich leider die Dinge nicht mehr ganz so einfach dar, wenn es statt um Einbruchdiebstahl um Datenmissbrauch und weltweite Kommunikationsströme geht. Bisher haben wir keine adäquate Rechtsprechung entwickelt, und auch das Rechtsbewusstsein hinkt der technischen Entwicklung um einige Lichtjahre hinterher. Immer klarer wird jedoch: Im 21. Jahrhundert beherrscht zwar immer noch das Geld die Welt (und die Politik sowieso), aber es wird in seiner Führungsrolle sehr bedrängt von dem neuen Leitmedium der Zeit: von der Information. Wer die meisten Informationen hat, kann das meiste Geld verdienen und die meiste Macht entfalten. Nicht mehr qualitativ bestimmtes, mühsam erworbenes Wissen macht mächtig, sondern die nackte Menge der gesammelten Daten in Verbindung mit den größten Computergehirnen: *BIG DATA*! Zwar fließen die Daten noch über weite Strecken frei, aber mit den Gedanken ist das inzwischen so eine Sache. Auch hier zeigt vielleicht das militärische Beispiel die Auswirkungen am deutlichsten: Der neue Krieg findet virtuell statt, und die Drohnen treffen diejenigen, von denen man weiß, wo sie sich in jedem Moment aufhalten – nicht, weil man neben ihnen steht und es sagen kann, sondern weil ihre Bewegungen überwacht sind, weil es Daten gibt, die ihren Aufenthaltsort so genau bestimmen, dass der Blitz vom Himmel sie trifft, sobald jemand

auf die *enter*-Taste an einem Computer in einem anderen Erdteil drückt. Daten sind Macht, sogar über Leben und Tod.

Wie jedoch kontrolliert man diese neue Macht, die noch dazu weitgehend anonym erscheint? Sie selbst wird es so wenig tun, wie es alle anderen Mächte vor ihr getan haben. Ihr primäres Interesse ist wie bei allen Mächten vor ihr nicht nur ihr Selbsterhalt, sondern die ständige Ausweitung nach dem Vorbild der antiken Hydra: immer mehr Daten, immer mehr Verknüpfungen, immer mehr Macht-Macht-Macht. Alle Macht funktioniert so, alle Macht korrumpiert früher oder später diejenigen, die sie haben, das weiß die Welt seit Rousseau und seit den römischen Diktatoren und den ägyptischen Pharaonen und wahrscheinlich seit dem Zeitpunkt, wo der erste Höhlenmensch mit der größeren Keule vor seiner Höhle stand und niemand mehr rein ließ, obwohl die Bären schon ziemlich laut knurrten. Deshalb wurden so viele mühevoll konstruierte Kontrollinstrumente erfunden: weil Mächte selbst sich nicht kontrollieren können. Deshalb haben wir, zum Beispiel, in demokratischen Staaten eine Gewaltenteilung und häufig eine zeitliche Begrenzung von Herrschaft (auch in den USA!). Deshalb haben wir – theoretisch jedenfalls – eine freie Presse als vierte Macht im Staate, die den anderen auf die Finger schaut; sie neigt aber inzwischen in einem schreckenerregenden Maße entweder zur freiwilligen Selbstzensur oder zur fortschreitenden Absenkung jeglichen geistigen Niveaus in ungeahnte Tiefen.

Deshalb brauchen wir am Ende dann doch *whistleblower*: Denn auch die Daten- und Informationsmafia unserer Zeit arbeitet – noch! – mit Menschen, die, gerade wenn sie sich, der Himmel weiß wie, ein wenig jugendlichen Idealismus erhalten haben und sich das Denken nicht verbieten lassen. Und *whistleblower* brauchen inzwischen sehr große und meistens digitale Pfeifen, damit die ganze Welt sie hören kann. Aber zum Glück haben wir – noch! – ein freies Internet, und Datenströme können ja auch guten Zwecken dienstbar gemacht werden. Wir jedoch lassen die *whistleblower* stehen, mit schmutzigen Händen (denn sie haben ja ‚verraten‘), im Regen der öffentlichen Verachtung (wer mag schon ‚Petzen‘?), unrasiert, an zweifelhaften Orten, mit zweifelhafter Begleitung (das kommt eben davon, wenn man sein ‚Nest‘ beschmutzt hat!).

Wir bleiben lieber sauber in unseren politisch korrekten Sprachhülsen, mit denen man sich die Finger niemals schmutzig macht und immer nur unisono in den schönsten Flötentönen der allgemeinen Meinung daher flötet. Max Weber hat, und das ist in diesem Zusammenhang eine nützliche philosophische Begriffsbildung, zwischen Gesinnungs- und Verantwortungsethik unterschieden: Man kann Wert darauf legen, moralisch gut zu denken, die richtigen Absichten zu haben, eine saubere Gesinnung eben (das hat die *Political Correctness* im Extrem perfektioniert und damit allerdings auch, so ist das nun einmal mit Extremen, *ad absurdum* geführt: Gesinnungsterror ist auch eine Form von Terror). Oder man kann es für wichtig halten, moralisch zu handeln und dafür Verantwortung zu übernehmen – auch wenn die Ergebnisse unseres Handelns niemals vollständig in unserer Macht stehen und der beste Wille niemals auch nur ein gutes Ergebnis garantiert. Gesinnungs- und Verantwortungsethik sind einfach zwei unterschiedliche Arten, Moral zu begründen; und die Philosophen haben lange darüber diskutieren und tun es immer noch, welche von beiden nun ‚moralischer‘ ist. Darum geht es aber nicht im wirklichen Leben. Dort geht es darum, welche Art von Moral man in welcher konkreten Situation einsetzen sollte – also um eine individuelle Entscheidung, die einem niemand abnehmen kann.

Der *whistleblower*, mutig, wie er ist, hat diese Entscheidung getroffen. Er hat seine eigene Urteilskraft eingesetzt, und zwar unter sehr erschwerten Bedingungen: nämlich ganz allein mit sich und seinem Gewissen und ohne die wohlige Gemeinschaft der Besseren im Rücken. Und er ist zu dem Ergebnis gekommen, dass die Zeit zum Handeln gekommen ist, dass er Verantwortung übernehmen muss – und natürlich, um das ein- für allemal gesagt zu haben, muss die Gültigkeit dieses Urteils mit äußerst strengen Maßstäben überprüft werden; auch die besten Schiedsrichter können irren! Aber gerade, weil der *whistleblower* weiß, dass er von seinem Handeln kaum persönlich profitieren wird, sollten wir besonderen Respekt vor dieser Entscheidung haben: Er handelt primär nämlich nicht aus Eigeninteresse – das nicht gerade zu den objektivsten Einschätzungen und Entscheidungen qualifiziert, wie jede von uns wissen sollte, sobald sie einmal einen kritischen Blick auf

sich selbst, ihr Denken und Handeln, geworfen hat. Nein, *whistleblower* blasen die Pfeife, obwohl und gerade weil sie niemand hören will und es keinen Pokal und keinen Verdienstorden und wahrscheinlich noch nicht einmal ein Schulterklopfen geben wird. Und wir müssen sie hören, egal ob auf dem Fußballplatz (und es zeigt von unerwartet großer Weisheit unserer Sportfunktionäre, wenn sie an menschlichen Schiedsrichterentscheidungen festhalten!) oder vom Polizisten – weil sie uns daran erinnern, dass Regeln und moralische Normen nicht schon deshalb funktionieren, weil wir sie irgendwann irgendwo festgeschrieben haben und moralisch korrekt wiederholen können, solange keine Gefahr für uns persönlich besteht.

Wobei bemerkenswert ist, dass die öffentliche Kritik am *whistleblower* am stärksten bei denjenigen ausgeprägt ist, die Organisationen und Institutionen vertreten, während wir als Einzelpersonen eher mit ihm sympathisieren. Offensichtlich gibt es eine verdeckte Loyalitätsregel des Kollektivs an sich, die besagt: Wir, die Großen, müssen zusammenstehen, wenn wir von einem lächerlichen Einzelnen bedroht werden! Für uns alle, die wir die Macht verwalten, sind *whistleblower* eine potentielle Bedrohung: Könnten sie doch Nachahmer finden, und wo kämen wir schließlich hin, wenn jeder auf einmal sein Gewissen ganz persönlich befragte! Allerdings, wo kämen wir hin – der Gedanke ist zumindest einen Gedankenstrich wert!

Nennen wir vielleicht diejenigen, die uns an die Existenz moralischer Normen im Gewissen jedes Einzelnen erinnern und damit ein notwendiges Gegengewicht zu den machtpolitischen Interessen immer größerer Organisationen und Institutionen bilden, besser: Ordnungsruf, Signalgeber, Mahner, Enthüller, Aufdecker, Aufklärer – oder vielleicht ganz einfach, mit einem alten Begriff aus dem Journalismus: Informanten? Ihnen schulden demokratische Gesellschaften, als Ganze: wohlverstandene Loyalität; und jeder Einzelne für sich: ebenso wohlverstandene Solidarität.

RETTET DIE SEKUNDÄRTUGENDEN!

Unter dem Begriff ‚Tugend‘ kann sich eigentlich gar niemand mehr etwas Konkretes vorstellen. Dunkel erinnert man sich, dass in alten Romanen die Tugend der Frau meist sehr hochgehalten wurde, aber dabei ging es mehr oder weniger auch nur um Sex. Tugend ist jedoch ein Begriff, der unverdient vor die Hunde gegangen ist. Sprachgeschichtlich kommt er von dem sehr alten Verb ‚taugen‘, also zu etwas gut sein, zu etwas nutzen; genauso wie seine alten griechischen und lateinischen Gegenstücke *arete* und *virtus*. Beide akzentuierten, wurden sie in Texten zur Moralphilosophie gebraucht, besondere Aspekte moralischer Tauglichkeit, die direkt mit ihrem unterschiedlichen Selbst- und Weltbild zusammenhingen: Die Griechen dachten (sehr vereinfacht) das moralisch Gute nach dem Modell des tüchtigen Handwerkers oder eines nützlichen Werkzeugs; die Römer nach dem Modell der Tapferkeit des guten Mannes in der Schlacht, wo sich seine moralische Tauglichkeit im eindrucksvollsten und am unwiderleglichsten demonstrierte. Die ‚Tugend‘ schließlich wurde bereits im Mittelalter zum Inbegriff christlicher Ethik: In den Tugend- und Lasterkatalogen waren neben den unverzeihlichen Todsünden (Hochmut, Geiz, Wollust, Zorn, Völlerei, Neid, Faulheit) auch die wahren christlichen Tugenden (Demut, Mildtätigkeit, Keuschheit, Geduld, Mäßigung, Wohlwollen, Fleiß) niedergeschrieben. Doch schon eine oberflächliche Lektüre der beiden Listen zeigt, dass die Laster offensichtlich bis heute allgegenwärtig sind, während einige der positiven Tugenden doch sehr in Vergessenheit geraten sind. Haben sich nun die Menschen geändert oder nur unser Bild von ihnen? Sind die christlichen Werte mit der Vorstellung von Himmel und Hölle als Sanktionsmechanismen unmoralischen Handelns ausgestorben? Und wozu braucht man dann noch Tugenden?

Zudem gibt es einfach zu viele Spezialtugenden, die um gesellschaftliche Anerkennung und Verbindlichkeit streiten. Zu den christlichen Tugendkatalogen (und denen aller anderen Religionen, die ähnliche Listen aufgestellt haben) gesellen sich spezielle männliche und weibliche Tugenden (die sich natürlich erledigen,

wenn man den Geschlechtsunterschied prinzipiell leugnet oder abschafft, aus welchen Gründen auch immer). Politische Systeme haben ihre eigenen Tugendkataloge hervorgebracht, wie die höfische, die bürgerliche oder die sozialistische Tugend (die dann an den jeweils mit ihnen verbundenen ideologischen Altlasten leiden); Berufsgruppen haben sich Normensysteme geschaffen wie die soldatische oder die kaufmännische Tugend. Auf allgemeine Anerkennung pochen können historisch und bis heute eigentlich nur die sogenannten Primär- oder auch Kardinaltugenden. ‚Kardinal‘ (von lat. *cardinalis*, wichtig, vorzüglich, abgeleitet von *cardo*, die Türangel) heißen sie seit dem Kirchenvater Ambrosius von Mailand, weil an ihnen die einzelnen Spezialtugenden befestigt sind wie die Tür an einer Angel: Fällt die Angel, fallen also die Primärtugenden als Grund und Halt, stürzen die Einzeltugenden mit ihnen. Sie sind also im Blick auf die Kardinaltugenden immer nur sekundär, zweitrangig, können sich selbst nicht halten und nicht allein auf Geltung pochen – was auch der Hintergrund desjenigen Zitats sind, durch das die ‚Sekundärtugenden‘ im 20. Jahrhundert zu trauriger Berühmtheit geworden sind, nämlich Oskar Lafontaines Kritik an Helmut Schmidt, mit dem von diesen beschworenen Sekundärtugenden könne man auch ein Konzentrationslager leiten. Der Vergleich ist nicht falsch, aber dient wie alle Vergleiche mit der NS-Debatte rhetorisch dazu, eine Debatte abzuwürgen, bevor sie begonnen hat – denn wie soll etwas zu rechtfertigen sein, dass man in einem Atemzug mit den schlimmsten Monstrositäten der deutschen Vergangenheit nennen kann? Der Trick wird vielfach missbraucht, und man kann ihm nur dadurch entkommen, dass man Rechenschaft darüber fordert, was genau in Bezug auf was miteinander verglichen wird, und ob der Vergleich fair ist oder ob er hinkt.

Damit man jedoch etwas hat, womit man die so schnöde gescholtenen Sekundärtugenden festhalten kann, damit sie eine karдинаle Angel bekommen, muss zuerst ein Wort über *Primärtugenden* verloren werden. Seit der frühen Antike sind sie überliefert, zumeist im Viererpack. Die allgemeingültigste und für uns heute wohl am leichtesten erträgliche Version stammt von Cicero, und seine Kandidaten sind: Gerechtigkeit (*iustitia*, ein Klassiker; kein

Tugendkatalog kommt ohne Gerechtigkeit aus); Mäßigung (*temperantia*, ersetzt die vor Cicero meist aufgezählte Frömmigkeit); Tapferkeit, im Sinne von Hochsinn oder Seelengröße (*fortitudo* oder *magnitudo animi*); und Weisheit oder Klugheit (*sapientia* oder *prudentia*, was nicht genau das gleiche ist). Dieses sind und bleiben auch für die meisten christlichen Nachfolger Tugenden, die in jedem Fall, unter allen Umständen und bei jedem Menschen bedingungslos gut und erstrebenswert sind; mehr noch, für die antiken Philosophen ist auch nur ein solches Leben ein gutes, gelingendes – und damit ‚glückliches‘ – Leben, in dem diese Tugenden erkannt und gezielt ausgebildet werden. Das beginnt sinnvollerweise mit der Erziehung und endet mit dem guten Sterben, dem *euthanatos*, als Frucht eines guten Lebens. Und es geht dabei nicht nur um theoretische Erkenntnis, um richtiges ‚Moralisieren‘, sondern primär natürlich um gutes Handeln. Aber dem guten Handeln geht die gründliche Reflexion zwingend voraus, weshalb man eben doch – wenn schon nicht moralisieren, dann zumindest über ethische Grundfragen wiederholt und gründlich und lebenslang nachdenken muss.

Denn schon ein oberflächlicher Blick zeigt: Solch heroische Tugenden wie Weisheit oder Gerechtigkeit sind weder angeboren, noch werden sie einem geschenkt, sondern man muss sie sich erarbeiten, praktisch und theoretisch und vor allem kontinuierlich. Auch Mäßigung widerstrebt unserer Bedürfnisnatur zutiefst und muss deshalb in lebenslanger Disziplin geübt werden. Und Großmut, Seelengröße, Tapferkeit schließlich sind uns in unserer domestizierten und behüteten Lebenswelt so fremd geworden, dass wir sie uns erst mühsam übersetzen müssen: Hat es vielleicht damit zu tun, großzügig zu sein, nicht nur in einem materiellen, sondern auch in einem geistigen, seelischen, emotionalen Sinn? Nicht allzu kleinlich-selbstbezogen, sondern fähig, Größe in sich selbst und anderen zu sehen und zu wollen, ohne jedoch in Übermut und Größenwahn zu verfallen? Oder meint es sogar einfach nur, überhaupt etwas erreichen zu wollen in seinem Leben, tätig zu werden für Dinge, die einem wichtig sind, etwas zu schaffen und zu hinterlassen und nicht nur zu konsumieren und Dinge mit sich geschehen zu lassen? Unpopuläre Ideen zu vertreten, auch wenn sie

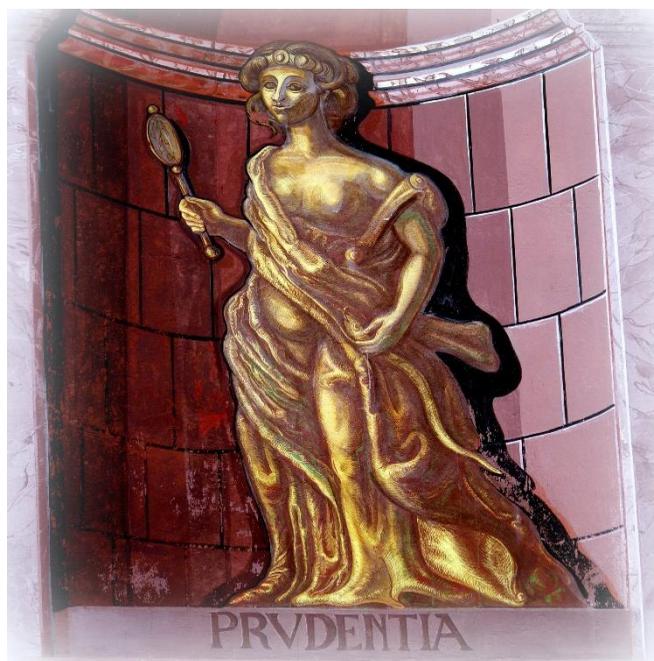
keiner hören will? Sich für etwas zu engagieren, dass langfristige und schmerzhaftige Entscheidungen verlangt? Vielleicht wird an diesem letzten Beispiel übrigens am deutlichsten, dass für die Alten gerade diese vier Tugenden untrennbar zusammenhängen: Man kann sie nicht einzeln haben, sondern wer weise sein will, muss auch gerecht, großmütig und mäßig sein. Selbst die Primärtugenden stehen also in dieser Sichtweise nicht unbedingt für sich allein: Tugend kommt immer im Paket; und die Frage ist, ob man in diesem Paket von Primärtugenden nicht vielleicht auch eine – oder mehrere – oder gar alle Sekundärtugenden mitkaufen kann oder sogar muß.

„Sekundärtugend“ ist ein relativ neuer Begriff in der Debatte um die Moral, und er war schon immer als Schimpfwort gemeint. Die anti-bürgerliche Studentenbewegung spießte mit diesem Begriff die alten ‚preußischen‘, ‚kleinbürgerlichen‘, ‚repressiven‘ Moralvorstellungen der Altvorderen auf, die allesamt dadurch entwertet worden sein, dass sich der Nationalsozialismus besonders gern auf sie berief. Das Ziel war eine Umwertung der Werte: Gefragt waren nun emanzipatorische und soziale Tugenden wie Menschlichkeit, Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung, Solidarität, Gleichberechtigung, Konfliktfähigkeit. Tatsächlich spricht wenig gegen diese neuen Werte – außer, dass sie natürlich in Teilen genauso sekundär sind wie die alten bürgerlichen (solidarisch mit was? Selbstverwirklichung wozu? Konflikt um jeden Preis?) und dass sie ja vielleicht auch mit den alten Werten friedlich koexistieren statt konkurrieren könnten (Konsensfähigkeit ist ja vielleicht auch eine Tugend). Wie alle revolutionären Bewegungen jedoch war auch diese nicht so sehr daran interessiert, ihre Vorgänger gerecht, weise und mäßig, um nicht zu sagen: großherzig zu würdigen, sondern das Neue (und sich selbst als dessen Erfinder) um jeden Preis durchzusetzen, das für alle Revolutionen letztlich der übertragende Wert in sich selbst ist. Es ging wie immer in der Geschichte nicht so sehr um Moral-, sondern um sehr konkrete Machtfragen, und sei es auch ‚nur‘ um die der moralischen Deutungshoheit.

Aber das heißt ja nicht, dass man die Kritik nicht ernst nehmen muss, zumal wenn man das Missbrauchs-Argument vom KZ als das erkannt hat, was es primär ist, nämlich eine rhetorische

Totschlag-Strategie. Missbrauchen kann man alles auf dieser Welt, gerade das Beste, was Immanuel Kant letztlich zu dem moralischen Schluss führte, das Einzige, was unter allen Umständen gut sei, sei ein guter Willen. Nein, ebenso wenig wie die Religion als solche zu verdammen ist, weil man sie überwältigend gut missbrauchen kann; ebenso wenig, wie politische Macht an sich böse ist, weil sie zum Missbrauch geradezu einlädt; ebenso wenig, wie Geld an sich schlecht ist, nur weil man schlimme Dinge damit kaufen kann, ebenso wenig sind Sekundärtugenden dadurch entwertet, dass sie auch zur Führung von Konzentrationslagern missbraucht werden können. Man muss nur sorgfältig und reflektiert damit umgehen, wie mit allen Dingen auf dieser Welt, die moralische Konsequenzen haben.

E. POPULARPHILOSOPHISCHER TEIL



PHILOSOPHIE ALS FENSTER ZUR WELT

Wie kommt die Welt eigentlich in den Kopf hinein? Und wie kommt der Inhalt des Kopfes wieder hinaus in die Welt? Eigentlich könnte man das als Grundfrage der Philosophie überhaupt bezeichnen: Denn ohne Kopf gibt es ebenso wenig eine Erkenntnis der Welt, wie es ohne Welt eine Einsicht des Kopfes geben kann. Wenn es überhaupt eine General-Unterscheidung gibt, die den Grund legt für unser Denken und Erkennen, dann ist das nicht *Gut* und *Böse* (eine nachgeordnete Subtilität); nicht *Richtig* und *Falsch* (immer abhängig vom Bezugssystem): Es ist *Innen* und *Außen*. Innen, das ist da, wo wir zuhause sind, es ist das, was wir meinen zu kennen (können wir es wirklich kennen? Sind wir ihm nicht viel zu nahe?); Außen, das ist das Fremde, das uns Gegenüberstehende, das, was bewältigt und angeeignet werden will. Dann aber kann es, ja: muss es auch wieder nach außen treten – sonst wäre Philosophie ein nimmer endendes Selbstgespräch des Kopfes mit seinen eigenen Verrücktheiten und nicht eine Äußerung, vielleicht sogar: eine Ent-Äußerung, die auf eine Ver-Innerlichung folgt. *Innen* und *Außen*: Ohne diese Trennung gäbe es keine Leben auf dieser Welt der Polaritäten (wohl aber ohne *Gut* und *Böse*, ohne *Richtig* und *Falsch*). *Innen* und *Außen*, das ist wie Ein- und Ausatmen, lebendige Kommunikation im Wechsel, und schon die alten Griechen hatten das gleiche Wort für Atem und Geist, Lufthauch und Seele: *pneuma*. Leben besteht daraus, dass ein Organismus eine Grenze zur Außenwelt aufbaut, eine schützende Hülle, in der sich das Leben entwickeln kann; bekanntlich ein temporärer Zustand, davor und danach gibt es keine Hülle, sondern nur ein großes Fließen. Das Leben hat einen Kern und eine Schale, und eines ist nicht besser oder wichtiger als das andere; beides zusammen erst, im ständigen gleichmäßigen Wechsel, macht das Ganze.

Damit aber ist Leben, und mit ihm: Philosophie als reflektiertes Leben, ein Kommunikationsproblem. Denn wenn es Innen und Außen gibt, wenn es den notwendigen Zusammenhang beider gibt, dann müssen sie sich verständigen können. Irgendwie. Wunderbarerweise ist das schon in der Urszene der Philosophie, dem Platonischen Höhlengleichnis, vollständig erkannt und

anschaulich präsentiert: In einer Höhle sitzen wir, einem geschützten, vom bedrohlichen Außen abgeschnittenen Innenraum von geradezu vorgeburtlicher Geborgenheit. Draußen laufen die Gegenstände der Welt in einer permanenten Prozession vorbei, in all ihrer lockenden Buntheit und Gefährlichkeit. Aber wir sind gefesselt und sehen nur ihre Schatten, gespiegelt an der Höhlenwand; wir sehen also nicht das wahre Sein. Hier verlassen wir Platon nun, der in einer atemberaubenden philosophischen Volte deshalb gerade das Nicht-Materiell-Seiende, die Ideen, zum einzig Wahren und Wichtigen erklärt. Wir bleiben vielmehr bei der Höhle und ihrer prekären Stellung zwischen Innen und Außen und der Frage, wie das Außen, die Dinge, in das Innen, die Köpfe in der Höhle, kommen könnte. Das, was man also bräuchte, wären vielleicht – Fenster, durch die etwas hineinströmt, Materie, noch unbearbeitet, Eindrücke, wie man schon früh in einer Metapher gesagt hat (wenn man genau hinschaut, beginnen die meisten neuen Erkenntnisse mit einer Metapher). Man glaubte sogar einige Zeit, dass das Gehirn eine eigene Art Höhlenwand sei, auf der sich die Eindrücke mechanisch abdrücken, lauter kleine Realitätsstempel, einer über und unter dem anderen. Wie wir aber die Höhle verlassen könnten, um ins klare, freie Licht der Erkenntnis zu gelangen, zu den Dingen selbst – ach, wir wollen es ja gar nicht. Es reicht uns, durch ein Fenster hinauszuschauen, ein kleiner Ausschnitt, wohlgerahmt, gesichert, am besten mit einer Scheibe verschlossen. Aber sie ist durchsichtig, und je mehr man sie putzt und je feiner man sie fertigt, desto besser wird man durch sie sehen können. Im Alltagsleben aber dominieren die Schlieren; niemals wird ein Fenster ordentlich sauber, das weiß jede Hausfrau. Gelegentlich blendet die Sonne, gelegentlich verdunkelt sich der Himmel, und immer ist irgendwo ein Fliegendreck.

Philosophie könnte solch ein Fenster zur Welt sein. Einige meinen natürlich, sie sei eher eine Tür: Man öffnet sie und geht hinaus und ist dann draußen, bei den Dingen selbst. Es kann aber sein, dass die Tür verschlossen ist und man nicht den richtigen Schlüssel findet; es kann auch sein, dass die Tür sich hinter einem schließt, und niemals wird man zurückfinden. Nein, Türen sind keine Lösung: Türen schließen ein und schließen aus, sie verbarrikadieren

ein Inneres, und seit neuestem ist sogar häufig eine Alarmanlage installiert, die bei unkorrektem Denken anschlägt. Fenster hingen – sind Öffnungen, die verwundbar machen, aber auch schützen. Natürlich kann man auch Fenster öffnen und schließen, man kann sich auch hinauslehnen und wieder zurückziehen, aber man bleibt auf der Schwelle zwischen Innen und Außen, ein wenig geschützt, ein wenig exponiert. Und draußen zieht die Welt vorbei, ein großes Theater der Dinge und Lebewesen, und wir schauen ihr eine Weile zu, wie von einem Logenplatz im Theater aus; es ist eine Aufführung, die sich von Minute zu Minute ändert, und wir kommen kaum hinterher mit dem Schauen und Staunen und Analysieren. Die Begriffe und Kategorien haben wir im Schrank hinter uns verstaubt, hinter verschlossenen Türen. Es sind nützliche Werkzeuge, aber sie stören beim Schauen, sogar wenn es Fernrohre oder Mikroskope sind: Sehen wir die Welt erst einmal, wie sie ist, bevor wir ihr mit menschlichem Werkzeug zu Leibe rücken!

Philosophie kann ein Fenster zur Welt sein. Natürlich, einige der berühmtesten Philosophen waren bekanntlich anderer Meinung, mit Platon und seiner Ideenwelt angefangen. Der Berühmteste unter ihnen war Leibniz, zweifellos ein Denker und Gelehrter und Universalist, wie es wenige gegeben hat; er hatte jede Menge Spezialwerkzeuge zur Bewältigung der Welt, er hat sogar einige ganz neue Werkzeuge selbst erfunden. Leibniz hatte also einen ganzen Palast voller Fenster, großer und kleiner, geometrischer und weniger geometrischer, alles stand ihm zur Verfügung. Aber im Herzen des Palastes wohnte, ganz für sich und verschlossener als das Paradies, die Monade. Die Monade hat, und es ist nicht nur erstaunlich, sondern sehr bedenkenswert, dass dieses philosophische Zitat wohl das am meisten zitierte Leibniz-Wort ist – die Monade hat, sagt Leibniz, keine Fenster. Sie ist nicht materiell, sie ist deshalb auch nicht teilbar, sondern ein Atom; sie hat keinen Anfang und kein Ende, sondern sie existiert in aller Ewigkeit, ist unsterblich und wird nicht geboren. Sie ist, so könnte man aus ein wenig Distanz sagen und wenn man dabei durch ein etwas skeptisch eingefärbtes Fenster schaut, eine Art Mini-Gott; eine Essenz Gottes, in die Menschen versetzt als Gott-Atom, als unzerstörbarer Kern, geschützt von einer hermetisch abschließenden Schale, der

Materie. Die Monade ist, wir blicken weiter durch das skeptische Fenster, das philosophische Wunschdenken in Reinform, die Selbstermächtigung des Menschen über alle Grenzen von Natur und Materie hinaus, das reine Sein (und ist es nicht bedenklich, wie sich das reimt? – aber der Schein, er folgt dem Reim schon auf dem Fuße ...). Sie ist eine weiße *black box*, die schönste und reinste, die man sich nur vorstellen kann; und wehe, wehe, man versucht sie zu öffnen (undenkbar!).

Nun ergibt sich dadurch natürlich das oben bereits erwähnte Kommunikationsproblem; denn wie kommt die Welt in die Monade und die Monade wieder in die Welt, wenn nicht durch – Fenster? Denn interagieren muss man nun einmal, der Mensch lebt, Monade oder nicht im Kern, in einer Welt der Dinge und Materien, die sein Handeln beeinflussen, die er durch sein Handeln beeinflusst; er lebt zudem als Sinnenwesen, nicht nur als Geist- und Verstandeswesen, und wie kommunizieren seine eigenen Sinne also mit dem eigenen Geist, der Monade, wie steuert einer den anderen? Dafür erfand Leibniz einen Zaubertrick, und die Absurdität der Idee zeigt, wie groß das Problem ist: Er heißt ‚prästabilierte Harmonie‘ und geht einfach davon aus, dass beide, Monade und Sinnenwesen, einem vorgegebenen Mechanismus folgen, einer inneren Uhr, einem vorprogrammierten Ablaufplan, wie immer man es nennen mag: Vom Moment der Schöpfung an läuft das große Programm ab, und der größte aller Schöpfer hat dafür gesorgt, dass es vollkommen synchronisiert abläuft, ohne Wechselwirkungen, gegenseitige Beeinflussungen, Unabsehbarkeiten, Systemfehler. Leibniz war der Urvater aller Programmierer, und es ist nur verständlich, dass er von einer Universalsprache träumte, die eindeutig und vollständig das Universum beschreiben würde und endlich, endlich, die Menschheit von der Misslichkeit der Kommunikation befreien würde. Leibniz hätte den Computer geliebt, das steht außer Frage: Eine blinkende *blackbox*, gefüttert mit Programm, Hardware und Software, und beides im schönsten Einklang. Die platonische Höhle, endlich vollkommen abgesichert von der Außenwelt. Keine Fenster, nur eine Schnittstelle!

John Locke, sein großer Zeitgenosse und Gegner, sah das naturgemäß anders als überzeugter Empirist: Zwar war auch für ihn der

Geist eine ziemlich abgeschottete *black box*, aber sie hatte immerhin kleine, kleine Öffnungen nach außen, Fenster, so sagt auch Locke wörtlich, nämlich: die Sinne. Sinne-Fenster, das ist eine ziemlich naheliegende Analogie, auf die deshalb auch schon massenhaft Leute vorher gekommen sind, allen voran die christliche Theologie, die beispielsweise die menschlichen Augen als „Fenster zur Seele“ auffasste: Wir können niemanden in den Kopf kriechen, aber ein Abglanz der unsterblichen Seele fällt durch die Augen nach außen (und das war die Richtung, die die Religion von jeher mehr interessierte: Wesentlich war das Innen, und nicht das weltlich-kontingente Außen!); und wenn wir jemand ganz tief in die Augen sehen, können wir deshalb bis auf seine Seele blicken, wir sehen ihre Flecken und ihren Glanz. Ist nicht die ganze Schale des Menschen ein großer Sinnesapparat, der ständig Welt prozessiert und nach innen weiterleitet, damit der Verstand seine Arbeit beginnen kann in seiner Dunkelkammer? Haben wir nicht eigentlich sogar viel mehr als nur fünf sparsam unterschiedene Sinne: ein Zeitgefühl, ein Raumgefühl, ein, wie soll man sagen: Verdauungssensorium (der Darm ist bekanntlich ein Teil des Gehirns), sogar, vielleicht, einen natürlichen Sinn für Schönheit, Richtigkeit, Wahrheit, oder, evolutionär kodiert: Gesundheit und Nützlichkeit? Ach, es gibt so viele Fenster am menschlichen Körper, und viele von ihnen könnten besser geputzt, gewartet, benutzt werden! Wäre das nicht eine große Aufgabe für die Philosophie, die immer verzweifelter nach einer neuen Aufgabe sucht, nachdem ihr die Welt so weit abhandengekommen ist, dass eine Kommunikation kaum noch möglich scheint?

Denn die Philosophie hat sich lange Zeit darauf konzentriert, die Fenster zu verschließen, zu vermauern, für blind zu erklären: Unzuverlässig seien sie, all diese Sinne, Blendwerk, gefärbte Scheiben, optische Verzerrung, Reizüberflutung. Selten wurde bemerkt, dass der Geist, der Verstand, die Vernunft, die Monade oder wie all die Kandidaten für die große schwarze *box* im Kopf heißen, offensichtlich auch nicht die zuverlässigsten Auskünfte über die Welt liefern: Wie könnte es sonst sein, dass nach gut zweitausend Jahren Philosophiegeschichte eigentlich in keiner wesentlichen Menschheitsfrage eine Einigung erreicht wurde, obwohl die besten

und größten Köpfe (Aristoteles! Leibniz! Kant! Wittgenstein!) daran abgearbeitet haben? Aber nein, jeder hat die *box* ein wenig anders konstruiert; am Ende war sie schön blankpoliert und systematisch abgedichtet, aber nicht direkt aufschlussreich. Derweilen traten die Sinne ersatzweise ihren Siegeszug in den Naturwissenschaften an, und es öffneten sich jeden Tag mehr Fenster in eine Welt, die Gesetzen durchaus zugetan war und eine schöne Ordnung liebte. Der Geist hingegen blieb allein zuhause. Eingesperrt, ausgesperrt. Sichtschutz, wohin man schaut. In der Höhle, spielend mit Schatten, immer mehr Schatten.

Doch wenigstens, so sagten die Philosophen, könne der Geist sich selbst erkennen, und gebe es eigentlich Bedeutenderes in der Welt als die Krone der Schöpfung: das menschliche Selbstbewusstsein? Nun wurde im schmerzhaften Verlauf der realen Geschichte (nicht der des Geistes!) durchaus eine gewisse Empfindlichkeit gegenüber dem Prozess der Selbstkrönung entwickelt. Nicht unbedingt gilt es mehr als Erweis besonderer Führungsstärke, wenn man sich selbst zum Herrn des Universums erklärt und alle anderen zur Unterwerfung verpflichtet. Doch was anderes ist diese philosophische Obsession auf Selbstermächtigung des Subjekts, im Namen des Ideals, des Geistes, des Unreduzierbaren und Schlecht-hin-Komplexen, als eine kontinuierliche und nur in immer neuen Farben und *flavours* inszenierte Selbstkrönung? Warum soll man der Objektivität eines Wesens trauen, das sich selbst über alle anderen Wesen erhebt? Warum sollte man jemand glauben, der die eigene Kernkompetenz zur Königsgattung jeglichen Seins und Wirkens erklärt; die Begründung ist, in einen sauberen Syllogismus verpackt: Der Mensch ist das einzige Wesen, das denken kann; Denken ist die höchste aller Fähigkeiten; der Mensch ist das Höchste Wesen (ja, intendierte Bedeutungsgrößerung!) Wie immer steht und fällt der Syllogismus, eine sehr unzuverlässige logische Krücke, mit den Vordersätzen: Wir haben Denken sehr sorgfältig so konstruiert, dass es nur auf das zutrifft, was Menschen mit ihrem Gehirn tun; es ist sehr wohl möglich, dass andere Wesen weit besser denken mit ihren, zugegebenermaßen: kleineren Gehirnen, aber wir werden es nie erfahren können. Also denken sie nicht, logisch. Jede Biene, die die Produktion von Honig

zur höchsten aller Fähigkeiten erklären würden, würden wir unter die ideologiekritische Lupe nehmen und, sieh da! Die Biene hat ein Interesse daran, dass Honigmachen die höchste Kompetenz schlechthin ist. Menschen aber ... Wäre es nicht wirklich Zeit, sich perspektivisch einmal aus dem Zentrum des Universums hinauszunehmen und zu gestehen, dass man auch auf sich selbst, das heilige Individuum und sein allerheiligstes Innerstes, nur – durch ein Fenster blicken kann, in Ausschnitten, aus der Distanz? Dass die Sinne uns nicht nur die Welt zeigen, sondern auch der einzige Weg in die Höhle sind? Dass wir sind, was wir wahrnehmen, fühlen, erleben, tun, und dass unser Denken nur der Schleier ist, den die barmherzige Evolution um die Wahrheit gelegt hat, damit wir ihr nicht ausgeliefert sind in ihrer Nacktheit weit jenseits von moralischen Mäntelchen?

Denn Philosophie ist nicht nur ein Fenster zur Welt, sie ist auch ein Fenster in unser Inneres. Sie ist die Reflexionsinstanz, die hinter dem Fenster steht und die Daten verarbeitet, die uns ein bestimmter, begrenzter Weltausschnitt bei diesem Licht und in dieser konkreten räumlichen und zeitlichen Situation geliefert hat, mit allen Sinnen unseres ganzen Körpers. Aber natürlich muss die Welt auch wieder aus dem Kopf herauskommen, muss die Monade, die wir nun mit den Fenstern der Sinne ausgestattet haben, Leibniz möge uns verzeihen, mitteilen, kommunizieren, letztlich und leider: sprechen. Denn wäre es nicht schöner, sauberer, nützlicher, wenn wir direkt wieder ein anschauliches sinnliches Gebilde nach außen spiegeln könnten, eindeutig, vollständig, vielfältig, und unser Gegenüber würde es direkt wieder so erfassen durch die Fenster seiner vielfältigen Sinne? Aber Menschen müssen reden. Sprache ist alles, was wir haben, und wir tun uns viel darauf zu gut, fast so viel wie auf den Geist, aber sie ist ein sehr ungehobeltes Werkzeug. Schonen sollte man die Worte, achten auf ihre spezifische Bedeutung, hören auf ihren besonderen Klang. Aber wir gehen mit ihnen um, als seien sie bessere Putzschwämme: Wird schon noch eine Bedeutung mehr hineinpassen, auch wenn sie mit der ursprünglichen immer weniger und am Ende gar nichts mehr zu tun hat; und wenn man das Wort einmal versehentlich auspresst, kommt all der unverdaute gedankliche Müll wieder zum

Vorschein. Eigentlich sollte man alle Wörter einmal pro Jahrhundert, mindestens, umtauschen, recyceln, wenigstens generalisieren; was im Übrigen nichts und gar nichts mit politischer Korrektheit zu tun hat, die eher das Gegenteil einer reflektierten und verantwortete Sprachgestaltung ist, nämlich eine Sprachstanzmaschine, aus der nur noch bedeutungslose Schablonen fallen, konturlos, formlos, reduziert auf: moralische Richtigkeit (Wörter sind nicht moralisch, das liegt nicht in ihrer Natur; sie sind Bezeichnungen, die sich auf eine Sache, nicht auf einen Wert beziehen). Und je abstrakter und weniger gegenständlich ein Wort wird, desto saugfähiger wird es. Ein Fenster ist, auch wenn es durchaus verschiedenen geformt und von verschiedener Größe, Machart, Durchsichtigkeit sein kann, ein Fenster. Was ist der menschliche ‚Geist‘? Schon beim Sprechen beginnt der Mund zu schäumen. 150 Seiten braucht der Artikel im Wörterbuch der Deutschen Sprache der Brüder Grimm, und hinterher ist man definitiv noch viel verwirrter als vorher. Geben wir das Wort auf. Es bedeutet – alles und nichts. Wahrscheinlich kann man es noch nicht einmal nutzbringend recyceln, es würden nur lauter kleine Ungeister herausfleuchen.

Leibniz hatte von einer universalen, widerspruchsfreien Sprache geträumt, obwohl seine Monaden das doch eigentlich gar nicht nötig hatten. Die menschliche, sprachlich vermittelte Erkenntnis hingegen sei, so kategorisierte Leibniz schön in seiner universalwissenschaftlichen Art, entweder ‚klar‘ oder ‚dunkel‘, entweder ‚verworren‘ oder ‚deutlich‘ – und das sind wohlunterschiedene Begriffe! Eine Einsicht, die uns klar vermittelt wird, erkennen wir wieder; einer dunklen sind wir ausgeliefert, wir werden sie niemals wiedererkennen, und wenn sie uns bis in unsere Träume verfolgt. Noch besser jedoch ist es, wenn eine Erkenntnis deutlich vermittelt wird: Dann können wir ihre einzelnen Teile unterscheiden und ihre Merkmale aufzählen. Nicht jedoch bei der verworrenen Erkenntnis, wo alles durcheinanderpurzelt; zwar hat sie durchaus ihre einzelnen Teile und Merkmale, aber die werden eben nicht – deutlich. Nun gibt es Dinge, die werden, zumindest in der menschlichen Sprache, niemals deutlich erkannt werden können, sondern nur klar, in einem einzigen, ganzheitlichen Erkenntnisakt – sagen

wir: die Monade? eine Persönlichkeit? ein sinnlicher Gesamteindruck? ein Kunstwerk? Andere hingegen sind durchaus der Deutlichkeit fähig, und man verschenkt eine wichtige Erkenntnismöglichkeit, indem man alle begriffliche Deutlichkeit schlechthin und jeden Versuch einer genaueren Definition dessen, was ein bestimmtes Wort meint, dieses spezifische, eine Wort – zur unnötigen Wortklauberei erklärt, *ihr wisst doch schon, was ich gemeint habe, gell?* Mit jeder Unterscheidung öffnet sich ein neues Fenster; es ist nicht immer ein Panoramafenster, sondern manchmal nur ein Mansardenfenster, aber man fühlt sich gerade in Mansardenfenstern ganz heimelig. Der Ausschnitt ist klein, aber präzise begrenzt. Man sieht nur ein kleines Stück Welt, aber das sieht man genau, wenn man richtig hinschaut jedenfalls und nicht in die Luft guckt und nach Luftschlössern Ausschau hält.

Ein wenig bekannter Philosoph des 19. Jahrhunderts, Friedrich Albert Lange hieß er, und er wurde berühmt durch seine *Geschichte des Materialismus*, hat in einer schönen Passage eben derselben eine Art Variante des platonischen Höhlengleichnisses gegeben: „*Denken wir uns [...] einen Menschen, der ein Kaleidoskop für ein Fernrohr hält. Er glaubt höchst merkwürdige Gegenstände außerhalb wahrzunehmen und widmet ihrer Betrachtung allen Fleiß. Er soll nun in einen engen Raum eingeschlossen sein. Nach der einen Seite hat er ein Fensterchen, welches ihm einen beschränkten und getrübbten Blick nach außen eröffnet; nach einer andern Seite ist das Rohr, mit welchem er in die Ferne zu sehen glaubt, fest in die Wand eingeschlossen. Diesen Ausblick liebt er ganz besonders. Er reizt ihn mehr als das Fensterchen; unablässig sucht er auf diesem Wege seine Erkenntnis von einer wunderbaren Ferne zu vervollkommen. Das ist der Metaphysiker, der das enge Fenster der Erfahrung verschmäht und sich von dem Kaleidoskop seiner Ideenwelt täuschen lässt*“. Niemand würde ein Kaleidoskop benutzen, um sich in der Welt zu orientieren, aber natürlich schauen wir alle lieber durch bunte Kaleidoskope als durch enge, durch Schmutzschließen getrübbte Fenster. Philosophie aber, und damit variieren wir unsere Metapher ein wenig, sollte daran arbeiten, die Fenster zu putzen. Denn in der Höhle sind wirkliche Menschen, draußen werden wirkliche Gegenstände vorbeigetragen und wirkliche Konflikte verhandelt, und wenn wir uns verständigen, sollten wir das mit

wirklichen Worten tun, nicht mit ausgelutschten Bedeutungsschwämmen. Philosophie ist die Putzfirma, die dafür sorgt, dass die Scheiben streifenfrei sind; sie ist der Architekt, der sich darum kümmert, dass genug Licht ins Gebäude fallen kann; sie ist der Hausmeister, der dafür sorgt, dass sich das Fenster gut öffnen und schließen lässt und nicht aus dem Rahmen fällt. Sie stellt auch Fenster zur Verfügung, historische, aktuelle, unterschiedlich geschnittene, die man ausleihen kann, nein: die jede und jeder ausleihen kann. Denn das Gute an Fenstern ist, dass jede und jeder ein natürliches Gefühl dafür hat, wie man mit Fenstern umgeht. Man braucht keinen Schlüssel für ein Fenster, keine Bedienungsanleitung, keine Sicherheitsbelehrung. Man muss nur hinaussehen wollen und dann möglichst unbefangen davon berichten, was man gesehen hat. Dann darf man auch wieder in die Höhle zurück.



ZARATHUSTRA IN DER WELLNESS-OASE

Wenn die ‚großen‘ Philosophen vom Glück reden, meinen sie zu meist nicht das Lebensglück des Einzelnen im Hier und Jetzt, sondern die „Glückseligkeit“ als abstraktes Letztziel der Menschheit und als eine der zentralen Kategorien philosophischer Ethik von ihren Ursprüngen an. Tritt Philosophie hingegen in ihrer sich zunehmender Beliebtheit erfreuender Populär- und Verkleinerungsform als ‚Lebenshilfe‘ auf, preist sie eher das ‚kleine Glück‘ – all das, was alltäglich erreichbar und machbar erscheint, was über die Härten des Alltags hinweghilft und das Leben, in kleinen Portionen genossen, lebenswert machen kann. Darüber wiederum rümpfen all diejenigen die Nase, die das ‚kleine Glück‘ nur mit Spießbürger- und Philistertum, mit Mittelmäßigkeit und Durchschnittlichkeit, mit Pantoffeln und *Wellness* assoziieren können und wollen. Für sie alle spricht der All-Zertrümmerer Friedrich Nietzsche, dessen Zarathustra von den Höhen seines Übermenschentums herab in seiner *Rede über die verkleinernde Tugend* schimpft: „Zur kleinen Tugend möchten sie mich locken und loben; zum Ticktack des kleinen Glücks möchten sie meinen Fuß überreden. Ich gehe durch dies Volk und halte die Augen offen: sie sind kleiner geworden und werden immer kleiner – das aber macht ihre Lehre von Glück und Tugend. Sie sind nämlich auch in der Tugend bescheiden – denn sie wollen Behagen. [...] Dies aber ist – Mittelmäßigkeit: ob es schon Mäßigkeit heißt“.

Was jedoch ist eigentlich falsch am ‚kleinen Glück‘, an Pantoffeln statt der Siebenmeilenstiefel des Weltgeistes, am gemütlichen Wohnzimmer statt den einsamen Gipfeln des Geistes, an der über-schaubaren Idylle im Schrebergarten anstelle metaphysischer Heimatlosigkeit, an bunten Gartenzwergen anstelle von monochromer gegenstandsloser Kunst? Gibt es nicht vielleicht doch ein richtiges Leben im falschen, ein ‚kleines Glück‘ vielleicht auch im großen Unglück, wenn man nur den Maßstab oder die Perspektive ändert?

Historisch betrachtet entstammen all die von den Avantgardisten der Kunst und des Geistes so gern verwendeten Schlagworte gegen die intellektuelle und ästhetische ‚Mittelmäßigkeit‘ relativ einheitlich einer bestimmten Zeit: Es sind die jugendlich-

revolutionären Romantiker, die zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Kampfbegriffe vom biederem ‚Spießer‘ und vom phantasielosen ‚Philister‘ entwickeln und damit auf den Rückzug in die Innerlichkeit, die Erfindung der Gemütlichkeit und die Konjunktur künstlerischer Kleinformen im Biedermeier reagieren. Und es ist die sich formierende Avantgarde des späten 19. Jahrhunderts, die im ‚Kitsch‘ die ultimative begriffliche Allzweckwaffe erfindet, mit deren Hilfe alles vermeintlich Unkünstlerische und Triviale kategorisiert und aus dem hehren Kreis der großen Kunst ausgeschlossen werden kann. Warum entsteht jedoch gerade im 19. Jahrhundert ein neuer Kriegsschauplatz auf dem weiten Feld der Beziehungen von Ethik und Ästhetik, auf dem die Kämpfe um das ‚gute Leben‘ und die ‚richtige Kunst‘ ausgetragen werden?

Das hat, soviel kann man mit der in solchen Dingen nötigen groben Vereinfachung sagen, zunächst soziale Gründe. Mit dem Bürgertum – spezieller noch: dem Kleinbürgertum von Handwerkern, kleinen Kaufleuten und Volksschullehrern – ist eine kontinuierlich wachsende gesellschaftliche Schicht entstanden, die sowohl andere Werte als auch andere ästhetische Bedürfnisse anmeldet als die traditionell kulturtragenden Schichten des Adels und des Großbürgertums. Die Verunglimpfung dieser sozialen Schicht als ‚Spießbürger‘ ist ein Musterbeispiel für die Aufladung eines ursprünglich unschuldigen Begriffs mit rein negativen Konnotationen: Denn Spießbürger waren im Mittelalter diejenigen Bürger, die mit dem Spieß in der Hand ihre Heimatstadt verteidigten – weil sie sich keine besseren und effektiveren Waffen leisten konnten, aber nicht zusehen wollten, wie ihr kleiner Lebensraum bedroht wurde; also eigentlich vorbildlich engagierte und couragierte Bürger!

Ähnliches gilt für den ‚Philister‘, den zentralen Kampfbegriff der romantischen Bewegung gegen das Bürgertum. Novalis beschreibt ihn folgendermaßen: *„Philister leben nur ein Alltagsleben. Das Hauptmittel scheint ihr einziger Zweck zu sein. Sie tun das alles, um des irdischen Lebens willen; wie es scheint und nach ihren eignen Äußerungen scheinen muß. Poesie mischen sie nur zur Nothdurft unter, weil sie nun einmal an eine gewisse Unterbrechung ihres täglichen Laufs gewöhnt sind.“* Seinen negativen Beigeschmack enthält der Begriff

diesmal schon von seiner historischen Herkunft, und zwar gleich zweifach: War es doch, zum ersten, das Volk der mächtigen Philister, das die Hebräer unterdrückte, und das trotz seiner zahlenmäßigen, politischen, wirtschaftlichen und militärischen Oberherrschaft von Samson immer wieder besiegt wurde – so sagt es zumindest das *Alte Testament*. Die zweite begriffsgeschichtliche Quelle ist die Studentensprache: In den Studentenverbindungen hießen so die Alten Herren, die nach Beendigung des Studiums für immer die wahre studentische, ‚burschikose‘ Lebenshaltung hinter sich ließen zugunsten einer bürgerlichen Existenz. In beiden Fällen geht es also um die Selbstbehauptung einer Minderheit – der Hebräer, der Studenten (bzw. der romantischen Intellektuellen) – gegenüber einer übermächtigen Mehrheit, die sich zwar überlegen dünkt, aber dieses höchstens in materieller Hinsicht ist, während die Minderheit die wahren geistigen bzw. religiösen Ideale vertritt.

Offensichtlich zielt die Diffamierung von ‚Spießbürgern‘ und ‚Philistern‘ auf Deutungsmacht darüber, was gutes, richtiges, zeitgemäßes Leben und was hohe, anspruchsvolle, zeitgemäße Kunst sei. Denn auch die Hochkunst fühlt sich in dieser Zeit erstmals ernsthaft bedroht – hatte doch die Zunahme der Lesefähigkeit in traditionellen bildungsfernen Schichten bereits Ende des 18. Jahrhunderts dazu geführt, dass ein neuer Markt für Unterhaltungsliteratur oder populäre Musik entstanden war. Als die Klassiker ihre ‚großen‘ Werke schrieben, las das Publikum bereits lieber Leichtgewichtiges wie die Räuberromane von Goethes Schwager Vulpius und sah im Theater lieber Rührstücke von August Kotzebue als Schillersche Geschichtsdramen. Die Kluft zwischen E- und U-Kultur war entstanden und hat sich seither ständig vertieft.

Diese neuen ästhetischen Bedürfnisse einer neuen sozialen Schicht in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts finden ihren geballten Ausdruck im ‚Biedermeier‘ – was eigentlich zunächst der Name einer fiktiven Gestalt, eines schwäbischen Dorflehrers von einfachem Gemüte, war. Nun wird das Wort zu einer Epochensignatur, die sich in der Neigung zur häuslichen ‚Gemütlichkeit‘, der Beliebtheit der Idylle als ‚kleiner‘ Gattung, der Förderung von Hausmusik und Kammermusik als ‚kleinen‘ musikalischen Formen, der Beliebtheit von Genre- und Landschaftsbildern als

‚kleinen‘ malerischen Genres, der Hochschätzung von Werten wie Fleiß, Ehrlichkeit, Bescheidenheit, Pflichtgefühl als ‚kleinen‘ Tugenden äußert. Literarischen Ausdruck findet diese Geistes- und Lebenshaltung bereits bei Jean Paul, der in seiner *Vorschule der Ästhetik* die Idylle mit einer raffinierten dialektischen Formulierung als „*epische Darstellung des Vollglücks in der Beschränkung*“ definiert. Sie zeige ein umzäuntes Gartenleben für die Idyllen-Seligen [...], die sich aus dem Buche der Seligen ein Blatt gerissen; für frohe Lilliputer, denen ein Blumenbeet ein Wald ist, und welche eine Leiter an ein abzuertendes Zwergbäumchen legen.“ Und der österreichische Dichter Adalbert Stifter formuliert in der Mitte des Jahrhunderts sein „*sanftes Gesetz*“ als Gegenpol zu jeglichen Übersteigerungen, sei es in der menschlichen Leidenschaft oder den Kräften der Natur: „*Ein ganzes Leben voll Gerechtigkeit, Einfachheit, Bezwungung seiner selbst, Verstandesgemäßheit, Wirksamkeit in seinem Kreise, Bewunderung des Schönen, verbunden mit einem heiteren, gelassenen Sterben, halte ich für groß: mächtige Bewegungen des Gemütes, [...] halte ich nicht für größer, sondern für kleiner, da diese Dinge so gut nur Hervorbringungen einzelner und einseitiger Kräfte sind, wie Stürme, feuerspeiende Berge, Erdbeben. Wir wollen das sanfte Gesetz zu erblicken suchen, wodurch das menschliche Geschlecht geleitet wird.*“

Die hier vorgetragenen Argumente für die innere Größe eines ‚kleinen Glücks‘ – und ihm entsprechende künstlerische Darstellungsformen sowie Lebensformen und Tugenden – verdienen einen genaueren Blick jenseits romantischer oder idealistischer Polemik. Tatsächlich geht es Jean Paul gerade nicht um die Reduzierung ethischer oder ästhetischer Ansprüche in der Miniatur-Welt der Idylle, sondern um ein umfassendes „*Vollglück*“ – das sich jedoch auch in äußerlicher Beschränkung entfalten kann. Und ebenso zielt Stifter in seinem „*sanften Gesetz*“ durchaus auf die Ganzheit des menschlichen Lebens anstelle einzelner, seien sie noch so beeindruckender Gipfelleistungen, und auf die Ganzheit des menschlichen Geschlechts und nicht exklusiv auf schwäbische Dorflehrer. Das ‚kleine Glück‘ hat also durchaus einen großen Anspruch – dieser aber äußert sich nicht in äußerlicher Monumentalität oder gedanklichen Extremen, sondern in einer Dialektik von Großem und Kleinen, die aus kleinen Ursachen große Wirkungen

machen kann und dabei besonders auf die ethischen Dimensionen des ästhetisch Kleinen setzt: Sanftheit, Ruhe, Gelassenheit, Einfachheit.

Die Spieß- und Philisterkritik der Romantiker wird gegen Ende des 19. Jahrhunderts von der sich soeben formierenden künstlerischen Avantgarde der Moderne übernommen. Ihr neuer Kampfbegriff ist der des ‚Kitsches‘, sowohl verstanden als Inkarnation der ‚Unkunst‘ als auch einer von Grund auf verfehlten Lebenshaltung. Auch hier stehen konkrete gesellschaftliche Entwicklungen im Hintergrund: Künstlerische Produkte sind inzwischen, wie alle anderen Waren, leicht massenhaft reproduzierbar; sowohl die Zahl der Kunstproduzierenden als auch der Kunstkonsumenten vergrößert sich weiterhin ständig. Der Elitestatus der Kunst ist akut bedroht in Zeiten, in denen Kunst eine Ware ist wie alle andere auch und damit den zutiefst egalitären Gesetzen des Marktes unterliegt, der nur einen monetären Wert kennt. Gleichzeitig wird sie jedoch von den verschiedenen programmatischen Spielarten der Avantgarde in den Status einer Religion erhoben: Kunst soll nun im Gefolge Nietzsches die neue Metaphysik sein; sie allein kann nach dem von Nietzsche prominent verkündeten Tod Gottes noch Sinn stiften in einer chaotischen Welt.

Der besondere strategische Vorteil des Kitsch-Begriffs ist dabei, dass er ebenso schlagkräftig wie vage ist. Schon der Wortursprung spiegelt diese begriffliche Unschärfe bei polemischer Wirksamkeit, die im Wesentlichen auf dunklen negativen Konnotationen aufsetzt: Das Wort kam in Künstlerkreisen um 1900 auf. Über seine sprachgeschichtliche Herkunft gibt es verschiedene Theorien: Es wurde auf das englische Wort *sketch* zurückgeführt (kleine, billige Kunstwerke für Touristen), auf das süddeutsche Worte *kitschen* (den Straßenschlamm zusammenscharren) und etwas *verkitschen* (handeln, verkaufen in der Gaunersprache). Bis heute hat der Begriff weder an Klarheit gewonnen, noch ist er in andere Sprachen übersetzbar: die englischen Worte *trash*, *junk* oder *rubbish* haben zwar einige Parallelen, sind aber keine vollwertigen Synonyme für den deutschen ‚Kitsch‘, der sich offenbar einem spezifisch deutschen Bedürfnis nach polemischer Abgrenzung von hoher und niedriger Kunst verdankt.

Was Kitsch nun sei, wird deshalb meistens nicht über Definitionen, sondern über Beispiele zu fassen versucht; Forscher haben sogar Unterkategorien entwickelt, vom religiösen und Devotionalien-Kitsch über den nationalistischen Kitsch, den Andenken- und Reklamekitsch bis hin zum Einrichtungskitsch. Gemeinsam ist all diesen, dass ursprünglich nicht als primär ästhetisch relevant verstandene Lebensbereiche ästhetisch aufgeladen werden – vom ‚schöner Wohnen‘ über das schöner essen, trinken, beten, reisen, kaufen bis hin zum schöner sterben. Der ganze Alltag soll umfassend verschönert werden, ohne dass es jedoch zu viel kosten oder zu viel Bildungsanstrengung erfordern darf. Das Ergebnis ist zwangsläufig – Kitsch: Er befriedigt ein echtes Bedürfnis: nämlich dasjenige nach ästhetischer Überformung des Alltags als Sinneratz und ‚kleines Glück‘ angesichts von Metaphysikferne und Glaubensverlust auf der einen Seite und der permanenten Überforderung des Individuums in der entfremdeten Arbeitswelt auf der anderen.

Der Kitsch ist jedoch nicht nur im Alltag, sondern auch mitten in der Kunst selbst zuhause. Einige ‚Klassiker des Kitsch‘ seien pflichtgemäß aufgezählt: der röhrende Hirsch vor Sonnenuntergang, aber auch die tausendfach replizierten Sonnenblumen van Goghs oder Raffaels Engelchen, die aus einem der bekanntesten Gemälde der Hochkultur, der *Sixtinischen Madonna*, frech auf Teetassen und Geschirrtücher entfleucht sind; die Liebesromane von Hedwig Courts-Mahler und die Abenteuerromane von Karl May, aber auch vieles in der neueren Fantasy-Literatur; die Volksmusik, der Schlager, aber auch Richard Wagner oder das allseits so beliebte Musical; der Heimatfilm, die *Soap Opera*, Bollywood; das Taj Mahal, Las Vegas, Disneyland. Sogar in der Philosophie ist der Kitsch heimisch geworden, seitdem sich nicht nur einfache Ratgeberliteratur, sondern auch *Sofies Welt* und Richard David Precht auf einer etwas gehobenen Ebene als Bestseller etabliert haben. In allen Künsten und Disziplinen also findet sich der Kitsch, er ändert nur ein wenig die Formen über die Zeit hinweg – und was gestern noch Kunst war, kann heute Kitsch sein. Gegen das ‚kleine Glück‘ ist anscheinend doch nichts und niemand ganz immun.

Um zu verstehen, warum Kitsch gleichzeitig das Böse sein soll und doch so allgemein-menschlich ist, muss man die Argumente aus Hochkultur und Wissenschaft genauer betrachten, die in der inzwischen gut hundertjährigen Begriffsgeschichte immer wieder auftauchen. Sie lauten, in bunter Reihenfolge – und polemisch mit exemplarischen Gegenargumenten versehen, die die Standortgebundenheit des jeweiligen Urteils verdeutlichen sollen, ohne dadurch schon den Kitsch als anderes Extrem zu rechtfertigen:

1) Das kitschige Werk arbeitet mit Stereotypen und Klischees und verfälscht die Wirklichkeit dadurch; es ist nur affirmativ und hat kein kritisches Potential. Dagegen wäre zu sagen: Stereotypen und Klischees haben durchaus dann und wann einen realen Kern (sonst würden sie ja nicht so häufig stimmen). Und warum eigentlich soll das unbewährte Neue besser sein als das vielfach bewährte Alte, die destruktive Kritik löblicher als die konstruktive Darstellung des Seienden? Nur weil Kritisieren bekanntlich einfacher ist als Bessermachen?

2) Das kitschige Werk hält an veralteten künstlerischen Formen und Regeln fest; es ist nicht innovativ und behindert der Fortschritt der Künste. Dagegen wäre zu sagen: Regellosigkeit ist keinesfalls gleichzusetzen mit künstlerischer Freiheit, und Formen haben es so an sich, dass sie Gesetzmäßigkeiten folgen. Und warum soll willkürliche Regellosigkeit eigentlich besser sein als reflektierte Regelbefolgung und innovative Weiterentwicklung bestehender Regeln? Und glaubt eigentlich wirklich noch irgendjemand an einen Fortschritt der Künste, wo sich die Moden im Kunstwerk munter im Kreis drehen und der Skandal von heute der alte Hut von morgen ist?

3) Das kitschige Werk ist ganz und gar auf Wirkung hin angelegt. Dabei zielt es vor allem auf eine bestimmte Art von wohligen Gefühlen: auf leichten sinnlichen Genuss, auf süßliche Sentimentalität, auf mäßigen Gefühlskitzel. Das erreicht es, indem es gängige Identifikationsmuster anbietet und die Erwartungen der Konsumenten erfüllt anstelle sie zu verstören – z. B. durch das obligatorische *Happy End* in der Literatur, gefällige Kadenz in der Musik, harmonische Farbzusammenstellungen in der Kunst. Dagegen wäre zu sagen, dass jedes Kunstwerk letztlich auf Wirkung

abstellt, so sehr einzelne Künstler das auch verleugnen – und warum sollen (ebenso kalkulierte) ungefällige Wirkungen wie Verstörung oder Frustration von Rezeptionserwartungen besser sein als ein gut kalkulierter positiver Affekt?

4) Das kitschige Werk bietet keine eigene Erfahrung an, sondern nur solche aus fremder Hand. Der Künstler spricht in ihm nicht aus existentieller Notwendigkeit, sondern aus Gewinnerwartung, behauptet jedoch im schlimmsten Fall sogar, ‚authentisch‘ zu sein. Dagegen wäre zu sagen: Historisch ist durchaus nicht jede Kunst einem Anspruch auf individuelle Authentizität verpflichtet. Und gibt es so etwas überhaupt noch in Zeiten multimedialer Durchdringung und Vorformung alles Erlebens von Kindheit an? Und kann eine nicht-existentielle, aber gleichermaßen menschliche Alltagserfahrung nicht auch künstlerisch wertvoll dargestellt werden?

5) Das kitschige Werk ist eindeutig; es erlaubt keine freie Interpretation und Aneignung des Kunstwerks durch den Rezipienten. Dagegen wäre zu sagen: Freie Interpretation in der Rezeption ist ebenso sehr ein ideales Konstrukt wie die absolute Authentizität in der Produktion – und niemand hindert den Rezipienten daran, auch in ein vermeintlich absolut stereotypes Kunstwerk seine ganz individuellen Phantasien zu produzieren oder ein komplexes Kunstwerk zu vereindeutigen und misszuverstehen.

Die Reihe ließe sich fortsetzen, das Muster sollte jedoch klar sein: Jede Verwendung der Kampfvokabel Kitsch setzt ein bestimmtes Kunstverständnis und eine bestimmte Kunstbewertung voraus – zumeist, grob gesprochen, das Kunstkonzept der Avantgarde der Moderne mit seinem religionsähnlichen Anspruch, seiner elitären Übersteigerung der Kunst zum Gegenpol all dessen, was in der modernen Massengesellschaft verwerflich ist, und seiner daraus logisch resultierenden Entfremdung von der Lebenswelt des Alltags. Tatsächlich aber hat es die Avantgarde bei ihrer Kritik von Kitsch, Spießertum und ‚kleinem Glück‘ allzu oft verabsäumt, die Grundlagen der eigenen Bewertung deutlich zu machen. Zudem ist es auch ihr bei aller programmatischen Bemühung nicht gelungen, einen verbindlichen Begriff der ‚Kunst‘ zu etablieren. So lange jedoch ebenso wenig feststeht, was die große Kunst

sei wie was das gute Leben sei, wird wohl weiterhin ein jeder sich selbst zwischen dem ‚kleinen Glück‘ der Pantoffeln, der Idylle und des Biedermeier auf der einen Seite und der ‚großen‘ Idee, der ‚großen‘ Leidenschaft, der ‚großen Kunst‘ einer heroisch auftretenden Moderne auf der anderen Seite entscheiden müssen.

Ebenso bleibt es ins Ermessen des Einzelnen gestellt, ob für ihn Nietzsches *Zarathustra* nicht ebenso des (nur intellektuell etwas gehobenen) Kitsches verdächtig ist wie der bunte Gartenzwerg mit Laterne im Vorgarten des Nachbar-Reihenhauses – ‚kitzeln‘ doch beide offensichtlich vorhandene Bedürfnisse nach mäßiger emotionaler Erregung durch ästhetische Überformung von Alltag oder Ideen, wenn auch in unterschiedlichen Stilhöhen und Publikumsschichten. Letztendlich spricht in demokratischen und postmodernen Zeiten sogar wenig dagegen, die Ebenen zu mischen und die Ansprüche im Niveau zu variieren – also seinen Nietzsche in der Wellness-Oase zu lesen, aus ‚großen‘ Gedanken ein ‚kleines Glück‘ zu ziehen und aus ‚großen‘ Übermenschen-Ansprüchen ‚kleine‘ alltagstaugliche Bürgertugenden zu machen.

Das muss schlussendlich nicht unbedingt ein Plädoyer für ein postmodernes *anything goes* sein, sondern ist eher ein Appell an den Mut zur individuellen Urteilskraft, sowohl in Sachen Lebensgestaltung als auch Ästhetik; ein Aufruf zur begründeten und reflektierten Entscheidung für oder gegen das ‚Große‘ und das ‚Kleine‘ in ganz bestimmten Situationen und unter ganz bestimmten Voraussetzungen. Denn dass beides schneller ineinander umschlagen kann, als es unsere häufig so sehr auf ein Entweder-Oder eingeschränkte Vorstellungskraft wahrhaben will, hat schon der Philisterkritiker Novalis zu bedenken gegeben: „*Ob sich nicht etwas für die neuerdings so sehr misshandelten Alltagsmenschen sagen ließe? Gehört nicht zur beharrlichen Mittelmäßigkeit die meiste Kraft? und soll der Mensch mehr als einer aus dem Popolo sein?*“

MARKE UND METAPHYSIK – NEUE UND ALTE HINTERWELTEN

Was hat Metaphysik mit Werbung zu tun? Nichts – oder alles, könnte die Antwort lauten. Nichts – da Metaphysik eine der alt-ehrwürdigen Grundmauern der abendländischen Zivilisation ist, auf der ganze Generationen von Philosophen ihre Systeme errichtet haben. Alles – da so gut wie alle dieser Systeme eingestürzt sind, von der Realität überholt wurden und nur noch das übrig geblieben ist, was sie versprochen haben und worauf sie errichtet wurden: das menschliche Bedürfnis danach, dem Leben einen Sinn zu geben, der über das Sicht- und Greifbare, die schnöde Materie hinausreicht. Meta-Physik – es muss einfach etwas geben jenseits der *physis*, der Natur, ihren erbarmungslosen Gesetzen und der von ihr so provozierend vorgeführten Vergänglichkeit alles körperlich Seienden. Und, wenn man das schon nicht beweisen kann: Wäre es nicht schön, wenn man es kaufen könnte?

Ein bekannter Grundtext der abendländischen Metaphysik erzählt von Menschen, die in einem abgedunkelten Raum sitzen. Gemeinsam starren sie auf eine Wand, auf der Schatten von Dingen vorbeiziehen. Es handelt sich um eine Projektion aus einer hinter ihnen im Freien liegenden Lichtquelle. Die Menschen sind zwar gefesselt und können kaum den Kopf bewegen; sie wollen aber auch nicht hinaus zum Licht, da es ihnen zu hell ist und in den Augen schmerzt. Von Jugend an nichts anderes gewohnt als Schattenbilder, halten sie diese für Wirklichkeit und sind zufrieden mit ihrem Zustand. Retuschiert man nun das Bild nur ein wenig ins Moderne, ersetzt die Felsenwand durch einen *flat screen* und die Fesseln durch eine Fernbedienung, bekommt das platonische Höhlengleichnis einen überraschenden neuen Sinn: Es wird zur Urszene des fernsehenden Konsumbürgers. Freiwillig begibt sich der Mensch in den Bann dieser ausgeklügelten technischen Projektion und ersetzt die Realität durch eine Scheinwirklichkeit, die ihm nicht nur Ablenkung von der Wirklichkeit und Unterhaltung verspricht, sondern darüber hinaus auch all das, wofür von jeher die Philosophie stand: Glück, Sinn, Bedeutungsfülle. Und der

Inbegriff von Glück, Sinn, Bedeutungsfülle ist ironischerweise dasjenige geworden, was einstmals, in den seligen Zeiten des öffentlich-rechtlichen Rundfunks mit Volksbildungsauftrag, nur die Pausen zwischen anspruchsvoller Unterhaltung und politischer Aufklärung füllen sollte: die Werbung. Wo Gott war, ist nun Geld; ein metaphysischer Mehrwert wohnt dem immerwährenden Konsum inne; an die Stelle der Person tritt die Markenidentität, Lifestyle ersetzt die Persönlichkeitsbildung und gelungenes Design die Bedeutungsfülle religiösen oder künstlerischen Erlebens. In der schönen neuen Werbewelt ist alles Logo – und das Logo alles.

Dass die Scheinwelt der Werbung erstaunliche Parallelen zu einem metaphysischen System aufweist, ist eine Erkenntnis, die sich schon den kulturkritischen Denkern des frühen 20. Jahrhunderts aufgedrängt hatte. Bereits Walter Benjamin hatte in seinem Fragment *Kapitalismus als Religion* (1921) darauf hingewiesen, dass der Kapitalismus als „reine Kultreligion“ auftrete, „vielleicht die extremste, die es je gegeben hat“. Allerdings konnte Benjamin kaum ahnen, welche Ausmaße dieser Ersatzkult in der globalisierten und medialisierten Welt zu Beginn des 21. Jahrhunderts annehmen sollte. Werbung und Marketing sind zunächst harte Wirtschaftsfaktoren geworden: Laut Spiegel repräsentieren die hundert Top-Marken der Welt insgesamt einen Geldwert von 1,94 Billionen Dollar; davon kommen allein 86 Milliarden auf den Spitzenreiter Google – eine Marke, die gleichsam metonymisch für die Verwandlung realer Dinge und Werte ins Virtuelle steht. Der *Zentralverband der deutschen Werbewirtschaft* liefert auf seiner Homepage bereitwillig weitere Zahlen zur Selbstrechtfertigung: 600.000 Arbeitsplätze sichert die Werbewirtschaft allein in Deutschland – wobei allerdings knapp ein Drittel davon auf Call-Center kommen, was kaum als sonderlich krisenfest oder persönlich befriedigende Beschäftigung bezeichnet werden kann. Das immerhin unterscheidet die Scheinwelt der Waren von der Ideenwelt der Metaphysik: So viel Geld ließ sich mit Philosophie noch nie verdienen – ihre ganz handfeste Wirtschaftskraft ist der harte Kern des Erfolgsgeheimnisses von Werbung und Marketing.

Arbeitsplätze und Wachstum – die Werbewirtschaft orientiert sich naheliegender Weise an den beiden Grundfesten des

kapitalistischen Wirtschaftssystems, partizipiert aber natürlich damit zugleich an seinen Krisen. Daneben tritt beim *Zentralverband der deutschen Werbewirtschaft* noch eine zweite Argumentationslinie, die den Informationssuchenden von den Segnungen universalen Marketings überzeugen soll: Werbung sei nämlich – so lässt sich ebenfalls der Homepage entnehmen – aufklärerisch, erzieherisch und geradezu basisdemokratisch. Allein in der Politik herrsche noch die „wissenschaftlich längst überholte Vorstellung von der Lenkbarkeit des grundsätzlichen Verhaltens der Menschen durch Anzeigen, Spots und Plakate“; der mündige Verbraucher hingegen brauche keine „Werbezensur“, sondern „Marktinformationsnetze“, die seine „Lebenskompetenz“ als „Marktteilnehmer“ respektierten und förderten. In die gleiche Kerbe schlägt der *Markenverband*, der sich für ein positives Konsumklima, für freie Konsumwahl und Verbrauchersouveränität, für Wettbewerb und freien Markt, für den Schutz des geistigen Eigentums, für den Dialog mit dem Marktpartner Handel sowie gegen hohe Steuern und Abgaben, gegen politische und bürokratische Willkür und ein Übermaß an staatlicher Regulierung einsetzt. Das Vokabular verrät, wie phantasievoll und skrupellos philosophische und politische Begriffe vereinnahmt und umdefiniert werden: Die „freie Konsumwahl“ ist offenbar ein Abkömmling der freien und gleichen politischen Wahlen, die „Verbrauchersouveränität“ das Äquivalent zum Bürger als Volkssouverän. Speziell am Konzept der Marke wird das philosophische Potential schließlich geradezu überdeutlich: Das *Markenlexikon* des *Markenverbandes* verzeichnet ungezählte philosophisch besetzte Begriffe wie „Markenidentität“, „Markenphilosophie“, „Werte“, „Vision“, „Mission“ oder auch „Prägnanz“. Zur „Markenidentität“ als zentralem Wert gehört dabei ein ganzes Set an „Markenelementen“ – angefangen beim Namen über Formen, Farben, Schrifttypen, Logos, Slogans bis hin zu Klängen oder Schlüsselbildern –, die sich zur „widerspruchsfreien, geschlossenen Ganzheit von Merkmalen einer Marke“ schließen sollen. Wohl dem, der ein ähnlich prägnantes und konsistentes Persönlichkeitsbild im eigenen Leben vorweisen kann! – und für alle anderen gibt es das gekaufte „Markenimage“, „frei“ nach Wahl konfektioniert.

Wie hässlich allerdings die ökonomische und politische Realität hinter der Kulisse der schönen neuen Marken- und Werbungswelt

ist, hat die kanadische Journalistin Naomi Klein in ihrem vieldiskutierten Bestseller *No Logo!* aus dem Jahr 2000 ausführlich gezeigt. Sie erzählt die Geschichte des Markenkonzepts von seinen Anfängen bei der Entstehung der industriellen Massenproduktion bis hin zu seinen ausbeuterischen Auswüchsen in der Gegenwart. Auch bei Klein äußert sich die Nähe zur Metaphysik schon im Vokabular: Der einfache Werbeagent wurde im Verlauf der Industriegeschichte zum „*Philosoph der Kommerzkultur*“, die Marke zur „*Produktpersönlichkeit*“, die Werbung „*spirituell*“: „*Bei der Markenpolitik in ihren wahrsten und fortgeschrittenen Inkarnationen geht es um unternehmerische Transzendenz*“. Dabei entwickle sich die gesamte Kultur, angestoßen vor allem von jugendlichen Trendsettern, dahin, dass die Öffentlichkeit flächendeckend von der Werbung und ihren Symbolen überzogen werde, sei es in den Medien oder ganz konkret im Bild der Städte. Es entsteht ein „*abgeschlossenes Universum von Markennamen-Menschen, Markennamen-Produkten und Markennamen-Medien*“, das kulturelle Vielfalt durch universale Vereinnahmung zerstöre – kurz: eine Höhlenwelt des Scheins, säuberlich abgeschirmt von der Lebenswirklichkeit und ihren durchaus realen Existenzrisiken, die allenfalls für diejenigen, die das Inventar dieser Traumwelt in einer Fußball- oder T-Shirt-Fabrik unter unmenschlichen Arbeitsbedingungen und bei geringster Entlohnung produzieren, noch eine Rolle spielen.

Doch auch die Philosophen haben die neue Konkurrenz in Sachen Metaphysik durchaus bemerkt. Einer der Klassiker einer konsumkritischen Philosophie ist Herbert Marcuse *Der eindimensionale Mensch. Studien zur Ideologie der fortgeschrittenen Industriegesellschaft*, erstmals erschienen 1964 und seither immer wieder neu aufgelegt. Sprichwörtlich wurde bereits unter den 68ern die grundlegende, plakative Unterscheidung zwischen „*wahren*“ und „*falschen Bedürfnissen*“: Während Marcuse erstere auf die „*vitalen*“ Notwendigkeiten von „*Nahrung, Kleidung und Wohnung auf dem erreichbaren Kulturniveau*“ beschränkt, sind werden letztere dem Individuum durch diejenigen „*partikulären gesellschaftlichen Mächte, die an seiner Unterdrückung interessiert sind*“ auferlegt. Als Beispiele dafür nennt Marcuse das Privatfernsehen und die Konsumindustrie: „*Die Menschen erkennen sich in ihren Waren wieder; sie finden ihre Seele in ihrem*

Auto“. Dadurch entsteht für Marcuse eine Scheinwelt, die gleichwohl Anspruch auf Realität erhebt: Das, was zuerst nur „Reklame“ war, wird im Laufe der Zeit ein „Lebensstil, und zwar ein guter“. Kunst, Politik, Religion, Philosophie haben nun eines gemeinsam: die „Warenform“, die unaufhaltsam die gesamte Kultur und nicht zuletzt die Sprache durchdringt: „Wenn wir einander unsere Vorlieben und Abneigungen, unsere Sentiments und Ressentiments mitteilen, müssen wir die Ausdrücke unserer Reklamesprüche, Kinos, Politiker und Bestseller benutzen“. Diese völlige Durchdringung des gesamten menschlichen Lebens und der Gesellschaft durch Warencharakter, Kommerzialisierung und Konsumverhalten bietet jedoch für Marcuse auch eine Chance, gerade für eine neue Metaphysik: Durch Technik könnten zeitsparend die grundlegenden materiellen Bedürfnisse befriedigt werden, so dass nunmehr ein neuer Spielraum zur Entfaltung der immateriellen, wahren Bedürfnisse wie der „Ideen der Gerechtigkeit, Freiheit und Humanität“ entstände. Dazu wäre aber vor allem eines nötig: Die Höhlenbewohner müssten – abschalten: „Um ein (leider phantastisches) Beispiel zu wählen: die bloße Abwesenheit aller Reklame und aller schulenden Informations- und Unterhaltungsmedien würde das Individuum in eine traumatische Leere stürzen, in der es die Chance hätte, sich zu wundern, nachzudenken [...]. Das Nicht-Funktionieren des Fernsehens und verwandter Medien könnte so erreichen, was die immanenten Widersprüche des Kapitalismus nicht erreichten – den Zerfall des Systems“.

Marcuses Gesellschafts- und Kulturanalyse scheint in ihrer Orientierung am marxistischen Geschichtsbild zwar ebenfalls von der Geschichte widerlegt, gleichwohl ist sie in ihren analytischen Teilen von bleibender Aktualität. Allerdings kann man die gleiche Analyse in einem anderen politischen Kontext auch ganz anders bewerten. In provozierendem Rot hat Norbert Bolz 2002 sein *Konsumistisches Manifest* vorgelegt. Auch für Bolz hat der Konsumismus ganz klar die Züge einer universalen „Weltreligion“, da er „alltägliche Waren“ mit einem „spirituellen Mehrwert“ versieht. Diese neue Religion jedoch trage durchaus positive Züge. Seit langer Zeit bereits erfülle der Handel eine wichtige zivilisatorische Funktion als „Antonym der Gewalt“, die sich in einer unblutigen, liberalen Form der Anerkennung des Anderen, dem „Marktfrieden“, äußere.

Selbst Moralität könne im Markt- und Konsumsystem angemessen als „*Evolution der Kooperation*“ beschrieben und begründet werden; die „*Konsumbürgerlichkeit*“ sei die neue, pragmatische Form des alt-ehrwürdigen „*Kosmopolitismus*“. Geld schließlich gewähre nicht nur – zumindest virtuell – die „Gleichheit der ausreichenden Kaufkraft“, sondern sei gleichzeitig „*unser funktionaler Ersatz für die unmöglich gewordenen Ideen des Humanismus*“: „*Denn um dem Leben einen Sinn zu geben, braucht man ja eigentlich Ideen wie Gott, Freiheit und Unsterblichkeit. Unser Problem ist aber, dass man diese schönen Ideen des Humanismus unter postmodernen Lebensbedingungen nicht mehr durchhalten kann. Hier springt nun das Geld ein*“.

Bolz sieht also nicht nur die auffälligen strukturellen Parallelen zwischen einer metaphysischen Hinterwelt des wahren Seins und einer konsumistischen Scheinwelt der Werbung, sondern stilisiert sie zur zeitgemäßen Lebensform des *homo consumens*. Das Erfolgsrezept des Konsumismus ist dabei der Ersatz von Ideen durch Marken: „*Werbung und Marketing besetzen die vakant gewordenen Stellen des Ideenhimmels. Düfte heißen Ewigkeit und Himmel, Zigaretten versprechen Freiheit und Abenteuer, Autos sichern Glück und Selbstfindung*“. Dabei macht sich die Werbung den Verheißungscharakter zunutze, der auch metaphysischen Konzepten innewohnt. Der Mensch als „Kunde“ meldet Bedürfnisse an, „*die man früher an Kunst und Religion adressiert hat*“: Dinge sollen nicht nur nützlich sein, sondern in erster Linie schön; das Leben soll nicht nur ein vergängliches Zwischenspiel voll Leid und Arbeit sein, sondern sinnerfüllt und womöglich ewig. Deshalb verspricht gutes Marketing nicht einfach gute Produkte, sondern gleichzeitig „*Gefühlsmuster*“ und „*Emotional Design*“, am besten vermittelt durch eine Geschichte, eine Marken-Story; deshalb wird das Shopping zur Lebensform und zum kommunikativen Ereignis, das nicht auf den Besitz von Gegenständen ausgerichtet ist, sondern vor allem auf die Lust am Erwerb. Die höchste Entwicklungsstufe des fortgeschrittenen *homo consumens* schließlich äußert sich in dem modernisierten kategorischen Imperativ: „*Verändere mich!*“ – durch die Markenwahl kann der Kunde gleichsam zu einem Neuen Menschen erlöst werden, und das nicht nur einmal, sondern bei jedem Kaufakt aufs Neue.

Die Parallelen zwischen der metaphysischen Hinterwelt der Götter und Ideen und der kapitalistischen Scheinwelt der Waren und Marken sind schlagend. Beide Welten zehren grundsätzlich von der gleichen anthropologischen Substanz – der Sinn- und Glücksbedürftigkeit des Menschen, die sich auch in einer vollständig säkularisierten bzw. technisierten Welt offensichtlich nicht erledigt hat. Beide verfahren auf ähnliche Weise, indem sie unsichtbare, nicht-greifbare, spirituelle Werte anbieten, Heil versprechen, Bedeutungen generieren, mit Zugehörigkeit und Identität locken. Sie bieten Leitkonzepte – Götter, Grundsätze und Marken –, Leitwährungen – moralische Werte, Ideen und Geld –, Rituale und Inszenierungen – Gottesdienste, Symposien und Kaufhäuser. Schließlich tendieren beide zur geschlossenen Form, zur Höhlenwelt – sei es in Form von metaphysischen Systemen, der Drei-Wetter-Taft-Welt oder religiösen Sekten. Vielleicht ist diese Geschlossenheit sogar der wichtigste Baustein für den Erfolg der Scheinwelt der Waren und der Werbung in einer gesellschaftlichen und politischen Wirklichkeit, die nichts weniger als geschlossen ist und damit den Einzelnen immer mehr durch Unübersichtlichkeit und widerstrebende Ansprüche überfordert.

Die entscheidende Frage angesichts dieser offenkundigen Parallelen ist allerdings: Bilden beide Welten gleichwertige Alternativen für den Menschen der Gegenwart? Zeigt das Gedankenspiel nicht nur die Schwäche aller geschlossenen Systeme, die sich über einen dogmatisch festgelegten, nicht mehr diskutierbaren Zentralwert definieren, diesen damit aber beliebig werden lassen und den Unterschied zwischen Gott und Geld einebnen? Oder zeigt es nur die Schwäche der Menschen, die berühmte *conditio humana*, als ewig für metaphysische Manipulationen anfällige Wesen? Die Scheinwelt der Werbung bietet zweifellos eine umfassende Metaphysik der Oberfläche; wie alle Oberflächen nutzt sich jedoch auch diese durch Gebrauch ab – was man vielleicht nicht in gleichem Maße von Ideen sagen kann, die der Vertiefung oder zumindest der Variation im Laufe eines Lebens zugänglich sind. Gleichwohl besteht auch keine Veranlassung, über eine solide Metaphysik der Oberfläche grundsätzlich kulturkritisch die Nase zu rümpfen; wenn die Zeiten für Ideale schlecht sind, mag man sich vielleicht

mit gutem Design etwas leichter trösten als mit Ideenmüll. Und letztendlich hat sich jegliche Metaphysik an dem zu erweisen, was den Kern der *conditio humana* ausmacht, unsere letzte und größte Schwäche als Menschen, den Antrieb aller Philosophie seit jeher – wobei die Vergänglichkeit von Konsumgütern ziemlich sicher ist, die Sterblichkeit der Seele hingegen noch niemals sicher bewiesen werden konnte (ihr Gegenteil allerdings auch nicht). Diese letzte Grenze aller konsumistischen Weltvisionen kennzeichnet bereits ein Gedicht von Ingeborg Bachmann aus dem Jahr 1956 mit dem Titel *Werbung*, das als eine Art lyrische Variation über Werbepausen gelesen werden kann:

Wohin aber gehen wir
ohne sorge sei ohne sorge
wenn es dunkel und wenn es kalt wird
sei ohne sorge
aber
mit musik
was sollen wir tun
heiter und mit musik
und denken
heiter
angesichts eines Endes
mit musik
und wohin tragen wir
am besten
unsre Fragen und den Schauer aller Jahre
in die Traumwäscherei ohne sorge sei ohne sorge
was aber geschieht
am besten
wenn Totenstille
eintritt.

VERWANDLUNGEN, BEKEHRUNGEN, ERWACHEN: DER SPRUNG INS LEBEN

People don't change. Oder doch? Was ist der Mensch, ein Proteus, der in immer neue Gestalten schlüpft, nach Belieben sein Leben ändern kann, heute der und morgen die, und übermorgen werden wir Papst? Du kannst alles *werden*, was du willst, das pflegen wir unseren Kindern zu versprechen; aber wir lieben sie natürlich auch so, wie sie *sind*! Aber so wie sie sind: Ist das nicht ihr eigenes und ursprüngliches Wesen, eine Art Persönlichkeits-DNA, früher altmodisch: Charakter genannt, eine feste Identität mit nur geringen Verwandlungsspielräumen? Seit Ovids *Metamorphosen* ist das eine Grundfrage der Menschheit, durchdekliniert in Mythen, Epen bis hin zu den Groß Erzählungen der Moderne, den Serien und Blockbustern. *People don't change.* Oder doch?

Was man immerhin mit ziemlicher Sicherheit sagen kann, ist, dass Menschen sich kaum vorsätzlich und geplant ändern (was jeder gescheiterte Neujahrsvorsatz beweist). Das Leben wird nur selten im Reflexionsmodus geführt, sondern in dem der Gewohnheit, des Gelernten und Vertrauten. Überzeugungen, einmal gewonnen, werden nicht mehr abgelegt, sondern höchstens noch den Umständen angepasst; Lebensweisen, einmal ausgeprägt, bleiben uns treu und wir ihnen. Nur noch das äußerst Unerwartete (die große Lebenskrise, die große Krankheit, die große Liebe) kann uns aus der Bahn werfen. Es ist aber schmerzhaft und schwierig, eine Bahn zu verlassen, und nicht nur Züge entgleisen dabei mit katastrophalen Folgen. Auch Belehrungen und Diskussionen fruchten wenig: Der zwanglose Zwang des besseren Arguments funktioniert noch nicht einmal in akademischen Milieus, wo er doch eigentlich zuhause sein sollte, und wer Kinder erzieht, kennt die Grenzen vernunftgeleiteter Kommunikation zum Zwecke nachhaltiger Verhaltensänderung nur allzu gut. *People don't change* – es klingt wie eine genuin skeptische Lebensmaxime; da wir sowieso nichts mit Sicherheit wissen können, bleiben wir lieber beim Gewohnten und Bewährten. Oder, mit dem Skeptiker Sextus Empiricus gesagt: „*Wir halten uns also an die Erscheinungen und leben undogmatisch nach*

der alltäglichen Lebenserfahrung, da wir gänzlich untätig nicht sein können“.

Kierkegaard und der Sprung ins Offene

Aber gibt es nicht im Leben selbst, jenseits der Reflexion und jenseits des Alltags, Momente, in denen auf einmal eine große Änderung, ein großer Sprung, eine Revolution des Daseins aufscheint, in denen Menschen tatsächlich ihr Leben geändert haben, und zwar von Grund auf? Und wäre es nicht denkbar, dass gerade die Metapher des Sprungs hier in die richtige Richtung weist: Eine vorgezeichnete Bahn verlässt man nur – mit einem Sprung; wer aber springt, der braucht Mut, Entschlossenheit, ein wenig Selbst- oder viel Gottvertrauen. Sören Kierkegaard hat mit dem ‚*Sprung in den Glauben*‘ diese anti-skeptizistische Philosophie der Tat maßgeblich propagiert. In seiner *Abschließenden unwissenschaftlichen Nachschrift zu den philosophischen Brocken* bezeichnet er den Sprung als den Entschluss schlechthin; er kann durch keinerlei Argumentation vorbereitet werden, nicht in kleine ungefährliche Schritte eingeteilt werden, er ist, so Kierkegaard, „*qualitativ dialektisch*“ (es gibt nur das eine und das andere Ufer) und erlaubt keinen „*approximativen Übergang*“. Und er muss von jedem Einzelnen vollzogen werden, ohne äußere Hilfe, ohne „*Sprungmaschine*“, ohne therapeutische Begleitung und tröstendes Händchenhalten. Jeder springt für sich allein, und erst im Sprung erfährt er, wie tief oder weit dieser Graben für ihn persönlich war. Der Sprung ist deshalb für Kierkegaard das Gegenteil der in Trippelschritten dahinschleichenden philosophischen Methode und ihrer Stammburg, des geschlossenen Systems (da trifft er sich mit dem Skeptiker); wer springt, springt immer ins Offene, und hinterher ist er ein Anderer.

Religiöse Sprünge I: Paulus auf der Straße nach Damaskus

Die Religionen kennen dieses Umschlagsmuster schon lange. Eigentlich hat beinahe jeder Religionsgründer einen solchen Moment der Erleuchtung erlebt, der jenseits der Sprache war, ihn aus den gewohnten Bahnen gerissen hat und als einen neuen Menschen zurückgelassen. Nicht umsonst ist Saulus‘ Wandlung zum Paulus im ‚*Damaskus-Erlebnis*‘ sprichwörtlich geworden für diese blitzartige Totalkonversion, denn ihre biblische Erzählung enthält

bereits alle lebensgeschichtlichen Elemente, die man braucht, um die große Wandlung zu erzählen. Saulus nämlich war von guter Herkunft, aus einer jüdischen Familie (Saulus war sein einer Name), die in den römischen Kolonien lebte (deshalb hieß er auch schon vorher Paulus mit zweitem Namen). Er war zum Toralehrer ausgebildet worden, beherrschte die griechische, römische und hebräische Sprache und hatte sich bereits als fanatischer Christenverfolger einen Namen gemacht, als ihn auf der Straße nach Damaskus plötzlich ein Licht vom Himmel umleuchtete und der Herr zu ihm sprach: „Saul, Saul, was verfolgst du mich?“ Und Saulus wurde geblendet, so gründlich, dass er drei Tage blind war („nicht sehend“, sagte die Luther-Übersetzung sehr schön); und danach war er nicht mehr Saulus, der Christenverfolger, sondern Paulus, der Ober-Missionar. Fortan reiste er von Gemeinde zu Gemeinde und verbreitete das Wort Gottes. In dieser Zeit lebte er davon, dass er auch Zelte machen konnte, das war das Handwerk, das er gelernt hatte; und allein dieses Detail zeigt, wie lebenspraktisch und metaphorisch die Evangelien gleichzeitig sein können. Natürlich haben ungläubige Wissenschaftler versucht, die Erleuchtung wegzuerklären, Epilepsie oder Sonnenstich, vielleicht sogar ein allzu dicht vorbeifliegender Meteor? Aber das Damaskus-Erlebnis hatte sich zu tief schon in das kulturelle Gedächtnis eingepägt. Mit einem Sprung war Saulus-Paulus in die absolute Gottesergebenheit gelangt, und er hat nie mehr zurückgeblickt.

Religiöse Sprünge II: Erwachen unterm Bodhi-Baum

Buddhas Erwachen unter dem Bodhi-Baum ist für die orientalischen Religionen ein ähnliches Revolutionsmuster. Siddharta Gautama, so hieß Buddha vor seinem Erwachen, war schon vor seiner Geburt Großes prophezeit worden. Er wuchs auf in einem Palast, wo ihn seine Eltern sorgfältig vor allem abschirmten, was das menschliche Leben jenseits von Palästen so prägt: Leid, Altern, Krankheit, Tod. Selten nur durfte er den Palast verlassen, aber eines Tages passierte es doch, dass er bei einer dieser Ausfahrten einen Greis sah, einen Fieberkranken, einen verwesenden Leichnam und einen Mönch. Und Siddharta erkannte, dass es Leid gab; und er verließ von einem Tag auf den anderen seine behütete Existenz

und machte sich auf die lebenslange Suche danach, wie dieses Leid zu überwinden sei. Auf seinen Wanderungen erlernte er die Meditation und fastete sich fast zu Tode; aber die endgültige Erleuchtung überkam ihn plötzlich, ungesucht, ungewollt, in einer Vollmondnacht unter einer Pappelfeige, und Siddharta Gautama erwachte als Buddha (der Baum heißt seither *Bodhi*-Baum: *Bodhi* ist Sanskrit für Erwachen). Er hatte das Nirwana erreicht, das Austreten aus dem leidvollen Kreis der Wiedergeburten, das Schweigen der Wünsche und Begierden, aber auch: die Anerkennung des Nicht-Handelns, des Nicht-Wollens, des Nicht-Wissens und Nicht-Erklären-Könnens. Diese Lehre war nicht vermittelbar, auch wenn der erwachte Buddha sich später überzeugen ließ, ein Lehrer zu werden. Aber sie war fundamental unbegrifflich und nicht-kommunikativ, und jeder, der sie finden wollte, musste seine eigene Suche vollziehen. Erwachen ist ein Sprung, kein Lehrprogramm nach dem Motto: in fünf Modulen zum Buddha!

*Nachgelebte Lektüresprünge: Augustinus von Hippo,
Ignatius von Loyola*

Diese kanonischen Wandlungserlebnisse wurden vielfach nachgelebt. Es ist auffällig, dass dabei Bücher eine immer größere Rolle zu spielen beginnen, obwohl doch die Wandlung selbst in ihrem Kern ein nicht-sprachliches Erlebnis ist. Der Kirchenvater Augustinus von Hippo hatte in seiner Jugend nach seinem eigenen Zeugnis in seiner Autobiographie, den berühmten *confessiones*, ein recht ausschweifendes Leben geführt. Doch dann überkam ihn, in einer Zeit des inneren Zweifels und schwerer Krankheit, das berühmte ‚Gartenerlebnis‘: Beim Spazierengehen im Garten (wir denken uns natürlich ein kleines Paradies) hört er eine Kinderstimme, die ihm befiehlt, die Bibel aufzuschlagen. Augustinus folgt und gerät – zufällig, nein: von Gott gelenkt – auf eine Stelle im Römerbrief des Paulus (Paulus, natürlich!): „Nicht in Fressen und Saufen, nicht in Wollust und Unzucht, nicht in Hader und Neid, sondern ziehet den Herrn Jesus Christus an und pflegt das Fleisch nicht zur Erregung eurer Lüste“! Und Augustinus berichtet weiter: „Denn kaum hatte ich den Satz beendet, durchströmte mein Herz das Licht der Gewißheit, und alle Schatten des Zweifels waren verschwunden“. Als der italienische

Dichter Petrarca, knapp tausend Jahre später, nachdem er mühsam und zum völligen Unverständnis seiner Umgebung auf dem Mont Ventoux geklettert war (es war sozusagen die literarische Erstbesteigung eines Berges), schlägt er dort Augustus' *Confessiones* auf (ein wenig leichte Reiselektüre): Und schlagartig wird ihm angesichts der äußeren Größe des Berges die innere Größe des Menschen bewusst. Ein besonders eindrückliches Beispiel für diese Lektüreindizierte Wandlung ist Ignatius von Loyola: Im Krieg verletzt, kam er in ein religiöses Hospital, das seine heißgeliebten Ritterromane nicht als Bettlektüre vorrätig hatte. Stattdessen gab man ihm eine Christus-Vita, und Loyola sah das Licht; mehrere Visionen folgten, der reformierte Ritter sprang in den katholischen Glauben und gründete die Stoßtruppe des Katholizismus, die Soldaten Gottes, die Jesuiten.

*Philosophische Sprünge: Pascal im Feuer,
Rousseau unter dem Bodhi-Baum*

Sogar Philosophen können vom Wandlungs-Virus befallen werden. Das bekannteste Beispiel ist der Mathematiker und Philosoph Blaise Pascal. In seinen Mantel eingenäht fand ein Diener nach seinem Tod das sogenannte „Memorial“, ein unscheinbares Zettelchen, das Pascal offensichtlich immer bei sich trug. Es schildert ein höchst eindrucksvolles Erweckungserlebnis, und zwar genau datiert auf Montag, den 23. November, im „Jahr der Gnade 1654“ (Pascal war zu dieser Zeit, wie so häufig in seinem Leben, kränklich und depressiv, also ein wenig metaphysisch anfällig, ähnlich wie Augustinus oder vielleicht der erschöpfte Petrarca auf dem hohen Berg): „Seit ungefähr abends zehneinhalb bis ungefähr eine halbe Stunde nach Mitternacht Feuer. Gott Abrahams, Gott Isaaks, Gott Jakobs, nicht der Philosophen und Gelehrten“! Mitten aus der Mathematik, aus der Philosophie und auch aus dem geselligen Leben springt Pascal ins Feuer – und landet in der religiösen Orthodoxie der Jansenisten, einer strengen Reformbewegung des Katholizismus (im Übrigen Intimfeinde der Jesuiten). Andere, spätere Philosophen machen kleinere Sprünge. Aber sogar der solide und methodische Kant springt einmal ein wenig: Die Lektüre David Humes, eines milden Skeptikers, habe ihn aus seinem „dogmatischen

Schlummer erweckt“, notiert er; ein Erwachen also, auch hier, und man kann die von ihm gegründete kritische Schule durchaus als eine Sekte in der Philosophie seiner Zeit betrachten. Jean-Jacques Rousseau schließlich, vorher ein eher unbekannter Musiktheoretiker und Komponist, will seinen Freund, den Enzyklopädisten Denis Diderot, im Staatsgefängnis in Vincennes besuchen. Dabei fällt ihm eine Zeitschrift in die Hände, die die neueste Preisfrage der Akademie von Dijon abdruckt: „*Hat die Wiederherstellung der Wissenschaften und Künste dazu beigetragen, die Sitten zu läutern?*“ – und er hat seinen Bodhi-Baum gefunden: „*Aufeinmal fühle ich, dass mein Geist von tausend Lichtern geblendet wird [Saulus!], ganze Massen lebhafter Gedanken stellen sich ihm mit einer Gewalt und in einer Unordnung dar, die mich in eine unaussprechliche Verwirrung versetzt [...]. Ein heftiges Herzklopfen bedrängt mich, will mir die Brust sprengen; da ich gehend nicht mehr atmen kann, lasse ich mich am Fuß eines Baumes am Wege hinsinken*“. Am Ende dieser durchaus traumatischen Erfahrung hat Rousseau sein Lebensthema gefunden – die Zivilisationskritik, die Rückkehr zur Natur – und ist als Philosoph neugeboren; und er springt mit all seiner Begeisterungsfähigkeit in sein neues Leben jenseits der Städte.

Moderne Sprünge I: Der Sprung ins Unsagbare

Es ist jedoch bezeichnend, dass diese Erweckungs-, Wandlungs- und Umschlagserlebnisse in der Moderne zunehmend ins Bedrohliche umschlagen. So passiert es dem fiktiven Verfasser des berühmten *Briefs* von Hugo von Hofmannsthal, dass ihm die abstrakten Worte im Munde zerfallen „*wie modrige Pilze*“: „*Mein Fall ist, in Kürze, dieser: Es ist mir völlig die Fähigkeit abhandengekommen, über irgendetwas zusammenhängend zu denken oder zu sprechen*“. Chandos sieht alles wie unter einem Mikroskop, zerfallen in winzige Einzelteile; das Große, Ganze jedoch, die ehemalige „*Harmonie begrenzter und geordneter Begriffe*“ – versperrt, unzugänglich, absurd und bizarr. Das ist umso tragischer, als der Briefschreiber ein ambitionierter und vielversprechender junger Mann mit einer umfassenden Bildung war; alles war ihm bedeutend, alles wurde ihm Gleichnis, und er plante gar ein enzyklopädisches Buch, das die Einheit des Daseins, die Verbindung von geistiger und

körperlicher Welt, unvergleichlich umfassend mitteilen sollte. Nun jedoch: Sprachlosigkeit, Verwirrung, Verlust. Aber nicht ganz – denn tatsächlich hat der Briefschreiber nun andere Erlebnisse, andere Erscheinungen: Die kleinsten, unbedeutendsten Dinge können ihm unerwartet eine überwältigende Bedeutungsfülle erschließen, eine Gießkanne, ein Hund in der Sonne werden (in einer biblischen Wendung) zum „Gefäß meiner Offenbarung“. Chandos ist aus der sprachlich und geistig erzeugten Bedeutungsfülle gefallen; und er ist erwacht in einer Welt der Dinge, die zwar von Bedeutung überfließen, aber diese ist eben so wenig rational verständlich oder sprachlich mitteilbar wie Buddhas *Bodhi*-Erwachen. Hugo von Hofmannsthal schreibt diese Urszene moderner Sprachlosigkeit, als er vom jungen Genie bereits zum gesetzten Familienvater geworden ist; und er wird danach keine bezaubernden Gedichte mehr schreiben, sondern religiöse Mysterienspiele. Aber der Sprung war schmerzhaft, und er hat einen Abgrund überquert, der bisher noch nie in dieser Form vermessen wurde: den zwischen einer Welt geistig generierter und sprachlich verklärter Bedeutungsformen und einer Welt unsprachlicher Bedeutungserlebnisse weit jenseits der Versprechungen der Religion oder der hohen Kunst – Chandos sieht Sinn nun nicht mehr in Gott oder den Ideen, sondern in Gießkannen.

Moderne Sprünge II: Handlungs- und Lebensverweigerung

Eine weitere Gestalt aus der modernen Literatur hat vorgeführt, wie man aus der Welt der lebensweltlich vereinbarten Bedeutungen fallen kann. „*Ich möchte lieber nicht*“, sagt der Schreiber Bartleby in Hermann Melvilles Erzählung *Bartleby the Scrivener*; er sagte es eines Tages urplötzlich, als er von seinem Vorgesetzten zu einer einfachen Bürotätigkeit aufgefordert wird. Es ist eine Befehlsverweigerung, auf die eigentlich nichts erfolgt, und von da an sagt Bartleby immer wieder: „*Ich möchte lieber nicht*“. Er möchte bald nicht mehr sprechen, er möchte auch nicht mehr essen, und am Ende wird er sterben, weil er offensichtlich lieber nicht mehr leben möchte. „*Ich möchte lieber nicht*“ ist die sanfteste, höflichste, gesittetste Form der Lebens- und Handlungsverweigerung, die man sich vorstellen kann; und doch ein Sprung ins Nichtsein mit

existentiellsten Folgen. Und es ist ein Sprung, das resultiert Bartlebys Vorgesetzter sofort: Eben noch hatte Bartleby aufs Sorgfältigste Schriftstücke abgeschrieben, er war ein geradezu vorbildlicher Kopist, und plötzlich: „*Ich möchte lieber nicht*“. „Sein Entschluss sei unumstößlich“, und der Erzähler fährt fort: „*Es kommt nicht selten vor, dass ein Mensch, den man auf eine noch nie dagewesene und krass der Vernunft widersprechende Weise vor den Kopf gestoßen hat, in seinem selbstverständlichsten Glauben irre wird. In ihm erwacht sozusagen die unbestimmte Vermutung, dass vielleicht, so seltsam es auch sei, Recht und Vernunft auf der anderen Seite sein könnten*“. Kierkegaard hätte es nicht besser ausdrücken können: Dieser Sprung geht von der Vernunft ins Absurde, es ist der größte denkbare Sprung – und er wird vollzogen von einem unbedeutenden Angestellten, der vormals im Büro für unzustellbare Briefe arbeitete. Die Metaphysik hat ausgedient. Ihre Adressaten existieren nicht mehr.

Moderne Sprünge III: Verwandlung zum Käfer

Der sozusagen kanonische Autor moderner Verwandlungen ist jedoch natürlich Franz Kafka. Viele seine Figuren finden sich von einem Moment zum anderen in eine Welt versetzt, in der ihr Leben auf den Kopf gestellt wird; sie werden auf eine Art und Weise aus der Bahn des Alltäglichen geworfen, die lebensbedrohlich ist und dementsprechend mit der ultimativen Revolution, dem Tod endet. „*Jemand musste Josef K. verleumdet haben, denn ohne dass er etwas Böses getan hätte, wurde er eines Morgens verhaftet*“, so beginnt das Romanfragment *Der Prozess*; und am Ende wird Josef K. seiner Erschießung mehr oder weniger zustimmen, ohne jemals den Grund der Anklage erfahren zu haben. „*Als Gregor Samsa eines Morgens aus unruhigen Träumen erwachte, fand er sich in seinem Bett zu einem ungeheuren Ungeziefer verwandelt*“, so beginnt die Erzählung *Die Verwandlung*; am Ende wird er als abgemagertes Insekt seinem Tod in die Arme sinken: „*Seine Meinung darüber, dass er verschwinden müsse, war womöglich noch entschiedener, als die seiner Schwester. In diesem Zustand leeren und friedlichen Nachdenkens blieb er, bis die Turmuhr die dritte Morgenstunde schlug. Den Anfang des allgemeinen Hellerwerdens draußen vor dem Fenster erlebte er noch. Dann sank sein Kopf ohne seinen Willen gänzlich nieder, und aus seinen Nüstern strömte*

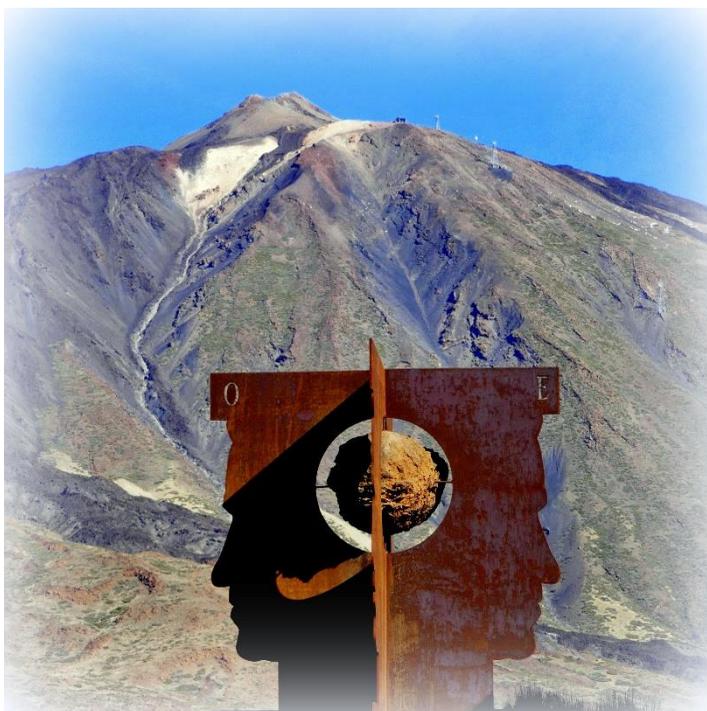
sein letzter Atem schwach hervor“. Kafkas Figuren sind nicht gesprungen, sondern versetzt worden, in einen anderen Zustand, in ein anderes Leben, in eine andere Wirklichkeit. Aber bezeichnenderweise leisten sie keinen Widerstand. Sie versuchen vielmehr, sich ihrer Verwandlung irgendwie anzugleichen; so weiterzuleben, als sei eigentlich gar nichts passiert, als würden noch die gleichen Regeln gelten, als wäre man als Käfer – nun, halt ein wenig behindert in seinem Job als Handlungsreisender, aber das würde mit gutem Willen doch wohl zu verkraften sein! Und still und heimlich drängt sich ein Verdacht auf: War Gregor vielleicht nicht schon immer – eher ein unterwürfiger Käfer als ein emanzipierter Mensch? War Franz K. vielleicht schon vor seiner rätselhaften Verhaftung ein ewig Verdächtiger und Paranoiker anstelle eines frei handelnden Agenten? Sind es vielleicht die Verwandlungen, die nur zum Ausdruck bringen – was wir schon immer waren, tief innen, unter den umgehängten Mäntelchen von Erziehung und Zivilisation und jenseits der Regeln des großen Gesellschaftsspiels, in dem wir alle mitspielen, ob wir wollen oder nicht? Haben wir vielleicht alle ein kleines Memorial irgendwo versteckt, direkt auf der Haut, wie Pascal, und es nur noch nicht gefunden?

*Sprünge von Extrem zu Extrem, oder:
Du musst dein Leben ändern!*

People don't change. Oder doch? Sprungerlebnisse, Verwandlungen, Bekehrungen, Lebenswenden sind vielfach dokumentiert in Autobiographien, religiösen Schriften, literarischen Texten. Sie alle haben einige gemeinsame Merkmale: Unverzichtbar ist die Plötzlichkeit, aber auch Momenthaftigkeit des Erlebens (den Dauer-Rekord hält Pascal mit knapp drei Stunden feuriger Erleuchtung); die Nicht-Mittelbarkeit, die auf die Grenzen sprachlicher Verständigung, aber auch allgemeiner: der Erklärbarkeit von Erfahrung verweist; die Vereinzelnung in diesen Momenten, die sie vom Rausch oder der Massenhysterie unterscheidet; und die daraus resultierende absolute Notwendigkeit, sein Leben zu ändern – ein Sprung kann nicht zurückgenommen werden, man steht auf der anderen Seite, und die meisten schauen nicht einmal zurück. Häufig findet sich im Vorfeld eine Art existentielle Schwächung, ein

angekränkeltes ideologisches Immunsystem sozusagen, ausgelöst durch die Erfahrung von eigener Krankheit oder Tod im nahen Umfeld; durch einen schon nagenden Zweifel an den eigenen Gewissheiten; durch eine allgemeine Krisenstimmung der Zeit. Gerade bei extremen Umschlägen drängt sich zudem häufig der Verdacht auf, dass die plötzliche Wandlung eher eine Entpuppung ist als eine völlige Neugeburt: Saulus war schon als Christenverfolger der Fanatiker, der er dann als Missionar wurde; Buddha war gerade durch seine extreme Verzärtelung prädestiniert für die ebenso extreme Leiderfahrung. Entsteht, wenn die Extreme sich berühren, eine Art elektrischer Überschlag? Konnte nur ein früh vollendeter Sprachmagier wie der junge Hugo von Hofmannsthal zum konsequentesten Sprachskeptiker werden? Ein willenloser Angestellter und Kopierer fremder Schriften wie Bartleby zum ultimativen Autor des eigenen Sterbens? Ein Käfer wie Gregor Samsa zum – menschlichen Menschen, der erst in seinem Käferdasein entdeckt, dass er seine Familie liebt und es ein Leben jenseits der Handlungsreise gibt? Springen nicht auch die Quanten, hat nicht die Vorstellung einer sich kontinuierlich oder gar teleologisch ändernden Natur schon lange ausgedient? Zwischenzustände, in ihnen vollziehen sich Veränderungen; und erst, wenn der Beobachter hinschaut, findet die Entscheidung statt, im Sprung.

People don't change: Menschen verwandeln sich, und sie verwandeln sich nicht: Vielleicht werden sie nur, was sie schon immer waren, unscharf überlagert, und was ihnen plötzlich, in einer Sekunde der Schwachheit, der Isolierung durch verschärftes Hinsehen schlagartig klar wird: Ich bin ein Anderer! „*Du musst dein Leben ändern!*“ endet ein berühmtes Gedicht von Rilke, es heißt *Archaischer Torso Apollos*. Es schildert, wie eine antike Apoll-Statue in ihrer sogar im fragmentarischen Zustand noch perfekten Durchformung auf den Betrachter zurückschaut: „*Und da ist keine Stelle, die dich nicht sieht*“. Um einem solchen Blick standzuhalten, um daran nicht zu verzweifeln und sich nicht in allzu menschliche Notlügen zu flüchten – muss man wohl springen; auch wenn man lieber nicht möchte.



UND JEDEM ENDE WOHT EIN ZAUBER INNE – VOM GUTEN GEIST DES ENDES UND DES ANFANGS

Das Ende hat einen schlechten Ruf. „Denn jedem Anfang wohnt ein Zauber inne“, das prangt in Poesiealben, auf Selbsthilfebüchern, und einige wissen auch, von wem das Zitat ist. Sogar auf Twitter finden sich Hashtags: #jedemanfang, sie werden bildlich umschwärmt von Vorstellungen von Frühling, Jugendfrische, erster Liebe; erstaunlich selten allerdings die erste Scheidung, die erste Vorstrafe, die erste Operation – ebenso ergreifende Ereignisse, sicherlich, aber eben ohne die Beflügelung, die der magische Anfang verleiht. Wäre es aber möglich, dass auch jedem Ende ein Zauber innewohnt, ein magischer Abschluss, eine – vielleicht nicht Beflügelung, aber Befriedung, Befriedigung, vielleicht sogar: eine Befreiung? Zumal man schon logisch dafür argumentieren könnte, dass die meisten Anfänge ja voraussetzen, dass ihnen ein Ende vorausgegangen ist. Es gibt nur einen ursprünglichen Anfang, aber immer wiederkehrende Neuanfänge, und jeder Dialektik-Anfänger könnte hier leicht sein Lieblingskunststück vorführen, den Umschlag einer These in ihr Gegenteil, die notwendige Zusammengehörigkeit der Gegensätze, die Bedingtheit des Einen durch sein Anderes, gern auch genannt: die zwei Seiten einer Münze. Janus, so hieß der römische Gott des Anfangs und des Endes, hatte deshalb zwei Gesichter, eines schaute nach vorn, in die Zukunft, das andere zurück, in die Vergangenheit. „Ich bin das A und O, der Anfang und das Ende, spricht Gott der Herr“ (Offenbarung des Johannes, ganz am Ende der Bibel). Das indische Weisheitsepos *Mahabharata* sagt das Gegenteil, aber irgendwie auch das Gleiche: „Unsichtbar sind die Anfänge der Wesen und ihr Ende auch, / Die Mitte nur ist sichtbar uns – was gibt's für Grund zur Klage da?“ Aristoteles sagt: „Ein Ganzes ist, was Anfang, Mitte und Ende hat!“ Goethe sagt: „Anfang und Ende immerfort dasselbe, / Und was die Mitte bringt, ist offenbar / Das, was zu Ende bleibt und anfangs war“. Und sogar Hermann Hesses Gedicht, in dem er die Magie des Anfangs beschwört (*Stufen* heißt es übrigens), endet mit den Zeilen: „Des Lebens Ruf an uns

wird niemals enden. / Wohlan denn, Herz, nimm Abschied und gesunde!“
Ohne Enden keine Anfänge, ohne Anfänge keine Enden.

Warum aber wollen wir trotzdem, die meisten von uns jedenfalls, in den meisten Lebenslagen lieber an den Anfang denken als an das Ende? Die Antwort drängt sich auf, und auch Janus nickt mit beiden Köpfen dazu (er ist aber ein Gott, und deshalb nicht unmittelbar betroffen): Wir Menschen sind endliche Wesen. In jedem kleinen Ende steckt das ultimative Ende, das nicht vermeidbare, das drohende, über unseren Köpfen und Leibern schwebende Ende von allem: der Tod. Deshalb haben die meisten Völker Religionen und andere Versicherungsstrategien entwickelt, um diesem Ende seinen Schrecken, dieser Furcht ihren Dorn zu nehmen: Auferstehung von den Toten, Wiedergeburt, Seelenwanderung, was auch immer: Hauptsache, das Ende ist nicht das Ende, sondern – ein Neubeginn, ein magischer Anfang, sei es körperlos unter den Seligen, sei es in neuer Gestalt, besser noch eine heilige Kuh oder eine Kellerassel als – tot! Sogar die Philosophen konnten sich diesem urmenschlichen Trieb lange nicht entziehen und erfanden die unsterbliche Seele, die unkörperliche Substanz, das Reich der Ideen. Aber irgendwann muss endgültig Schluss sein, das erkannten zumindest die Religionen: Weshalb es das Paradies gibt oder das Nirwana – Zustände ohne Anfang und ohne Ende, zeitlos.

Aber sterben müssen wir alle vorher erst einmal, und das hat sicherlich zu einem großen Teil dem Ende seinen schlechten Ruf verschafft. Es gibt jedoch auch andere Enden – gute Enden, *happy endings* gar! Im Märchen leben die erlöste Prinzessin und der heldenhafte Prinz noch heute, wenn sie nicht gestorben sind, jedenfalls – die deutsche Formel macht hier offenbar einen kleinen ironischen Seitenschwung, die englische hingegen nicht: *And they lived happy ever after!* Wie auch immer, die meisten von uns lieben das gute Ende, nicht den klassischen Tragödienschluss. Alle großen Geschichten gehen gut aus, Odysseus kommt wieder zurück nach Hause (als alter Mann, allerdings), Frodo zerstört den einen Ring (na gut, er hat selbst deutliche Zerstörungsspuren zu diesem Zeitpunkt), Julia bekommt ihren Romeo – nein, eigentlich nicht, noch nicht einmal Scarlett O’Hara bekommt Rhett Butler, und dass

die *Harry-Potter*-Reihe mit dem Satz schließt: „*Und alles, alles war gut*“ ist so offensichtlich – falsch, nennen wir es aber besser: ironisch, dass man doch wieder ins Zweifeln kommt: Die wirklich großen Geschichten gehen nämlich gar nicht gut aus, sondern gelegentlich tragisch, gelegentlich unentschieden, gelegentlich gar nicht. Gut ausgehen hingegen tun – populäre Geschichten, Hollywood-Filme, Trivialromane. Nicht selten gehen sie auch nur mit Gewalt gut aus; schon in der Antike hatte man als letztes Hilfsmittel den berühmten *deus ex machina* erfunden, dank einfacher Mechanik schwebte ein rettender Gott vom zürnenden Himmel herab und stellte, hast-du-nicht-gesehen!, das gute Ende sicher. Woraus man lernen kann: Große Kunst ist wie das Leben; und ein tragisches Ende hat eine gewisse Qualität, eine gewisse Tiefe, eine gewisse Bitterkeit, die das allzu gute *happy ending* nur verkleistern und süßlich übertönen kann.

Aber ist nicht das Kunstwerk selbst (wenn schon nicht seine Handlung) ein besonders eindrückliches Beispiel für die Notwendigkeit von – wenn schon nicht guten, dann: gut gemachten Enden? Die Magie des Anfangs verflucht jeder, der schon einmal vor einem leeren weißen Blatt saß, das gefüllt werden wollte oder sollte; jeder, der mit einem Pinsel in der Hand vor einer jungfräulichen Leinwand stand, kurz, jeder: der ein Schöpfer sein wollte. Kann man sich Gott vorstellen, wie er am nullten Tag dastand, vor ihm waberte das Chaos, ungeschaffen, zeitlos, und er musste eine Entscheidung treffen: Womit beginnen? Licht und Dunkelheit unterscheiden, das war immerhin ziemlich clever. Aber danach, welche Fülle von Entscheidungen, von Einzelschritten in eine bestimmte Richtung, die andere Richtungen für immer ausschlossen, zum Nicht-Sein verdammt; wenn es unendlich viele mögliche Welten gibt, warum hat er sich ausgerechnet zu dieser entschlossen, und war es zu unserem Besten? Ach, anfangen kann so furchtbar sein! Goethe, der sein Leben lang ein großer Anfänger war – was hat er nicht alles angefangen, die Literatur war eigentlich nur ein Nebenerwerbszweig, aber er hat unzählige Wissenschaften angefangen, und mit 72 Jahren hat er sich in eine 54 Jahre jüngere Frau verliebt, was nichts mit Pädophilie zu tun hat, sondern tatsächlich mit dem Mut zu neuen Anfängen zu jeder Lebenszeit ;

Goethe also schrieb über die Dilettanten (in der Literatur, der Kunst, der Wissenschaft, wahrscheinlich auch in der Liebe, so groß ist der Unterschied nicht): „Die Dilettanten, wenn sie das möglichste getan haben, pflegen zu ihrer Entschuldigung zu sagen, die Arbeit sei noch nicht fertig. Freilich kann sie nie fertig werden, weil sie nicht recht angefangen ward. Der Meister stellt sein Werk mit wenigen Strichen als fertig dar; ausgeführt oder nicht, schon ist es vollendet. Der geschickteste Dilettant tastet im Ungewissen, und wie die Ausführung wächst, kommt die Unsicherheit der ersten Anlage immer mehr zum Vorschein“. Ein falscher erster Satz, ein falscher erster Pinselstrich, und danach immer schnurstracks weiter in der einmal eingeschlagenen falschen Richtung – natürlich kann man dann nicht aufhören (was man übrigens aufs Schönste an fehlgeschlagenen Großprojekten sehen kann!). Nein, das Kunstwerk braucht einen guten Anfang; und vielleicht hilft dabei durchaus ein wenig Anfangszauber, auch genannt: Inspiration. Aber ohne diesen guten Anfang verzettelt man sich ins Endlose. Ein Werk der Schöpfung ist nur ganz, wenn es beides hat: einen guten, wohlgesetzten Anfang und einen guten, wohldefinierten Schluss. Nietzsche, ein großer Aufhörer, in bekannter Boshaftigkeit: „Aber es gehört mehr Mut dazu, ein Ende zu machen, als einen neuen Vers: das wissen alle Ärzte und Dichter“.

Wo aber finden wir das gute Ende im Leben, schließlich können wir nicht alle Dichter, Meister, Goethe sein, sondern bleiben Lebens-Dilettanten, mühsam herumstochernd, gelegentlich einen kleinen Aufschwung nehmend und dann wieder ins Endlos-Platte abstürzend, woher, weiser doppelgesichtiger Gott Janus? Nehmen wir Dinge, zum Beispiel. Dinge gehen kaputt. Manche gehen kaputt, weil sie alt und verbraucht sind. Materialermüdung, welch ein schönes Wort: Ermüdet auch das menschliche Material im Alter, die Knochen brüchig, die Adern verkalkt, die Haut faltig, Plaques im Kopf und auf den Zähnen? Andere gehen kaputt, weil ihre Hersteller das so wollten. Geplante Obsoleszenz nennt man das, und das kann auch eine gute Sache sein: Schokolade hat Sollbruchstellen, damit man sie leichter in mundgerechte Stücke zerlegen kann; wir müssen also nicht die gesamte Tafel quer in den Mund schieben für die unmittelbare Bedürfnisbefriedigung. Außerdem fördert es die Konsumneigung, wenn Dinge häufig kaputt

gehen, und damit das Wirtschaftswachstum, die heilige Kuh unserer Wirtschaftsweisen; ein Ende des Wachstums hingegen ist offensichtlich eine derart apokalyptische Vorstellung, dass man lieber weiter darauf beharrt, dass die Bäume in den Himmel wachsen, vor allem, wenn sie an der Börse gehandelt werden. Sollbruchstellen aber – haben Menschen Sollbruchstellen, hat uns unser Schöpfer mit Absicht schwach und zerbrechlich gemacht, und wenn ja, ist das eine gute oder eine schlechte Sache? Nun, wenn wir unsterblich wären, wäre diese Erde – siehe die Bäume und den Himmel – offensichtlich überbevölkert. Zudem wären wir vollständig gesund, an Leib und Seele, hätten keinerlei physische oder charakterliche Schwächen und wären überhaupt die vollen Übermenschen, Zarathustra hätte seine reine Freude an uns! Komischerweise tendieren aber nicht nur die Religionen dazu, den Menschen als schwaches Wesen zu verstehen; nein, *it's only human* ist geradezu ein menschlicher Verdienstorden geworden; wir sind Menschen, *weil* wir schwach sind, obsoleszent, sollbruchstellenvoll, in der Konsequenz: sterblich. Man kann uns noch nicht einmal ordentlich recyceln, wie inzwischen jeden billigen Kunststoff, der als Designer-Handtasche wiedergeboren werden kann – oder, kann man vielleicht doch? Das wenigstens glaubten die Materialisten, von Epikur und seinem Gefolgsmann Lukrez an: Denn wenn das gesamte Universum aus einer gleichbleibenden Zahl von Atomen besteht, die nur gelegentlich, sozusagen, das Substrat wechseln, mal ein Grünkohl, mal ein Kohlweißling, mal ein Schmetterlingsjäger – wäre das nicht ein gutes Ende, persönliches Atom-Recycling im Dienst der guten Sache? Oder wenigstens das Eingehen in die unendliche virtuelle Sphäre, eine Lebensverlängerung als Cyborg in den unendlichen Weiten der Netze, *enhanced* und *transhuman*?

Aber die meisten von uns sind weder so weise wie Epikur, noch so recyclingfähig wie Plastik, noch wollen sie ein Gestell für elektronische Organe sein. Wir leiden lieber an unseren Sollbruchstellen, wir sehen weiter das böse Ende, das schlimme Ende, das endgültige Ende auf uns zurasen, höchstens ein paar kleine Boxenstops mit halbherzigen Neuanfängen zwischendurch, die Magie wird auch schon jedes Mal schwächer (kann man Magie recyceln?).

Ein gutes Ende, dringend, wir brauchen ein gutes Ende, Janus, steh uns bei! Lass uns doch mal darüber reden, sagt Janus, er zwinkert mit einem Auge, und haben wir ihn nicht neulich bei einem Kommunikationstraining für das mittlere Management auf einer dieser Business-Akademien getroffen? Denn das ist es, was Menschen tun, gern auch ohne jeden Anlass und ohne feststellbares Ende: Sie reden. Sogar wenn keiner zuhört, dann reden wir eben innerlich weiter. Ein Gespräch hat einen Anfang, er mag gelegentlich sogar zauberhaft sein; von dort an mäandert es durch die verfügbaren kommunikativen Kanäle, ein wenig Subtext schwingt mit und verursacht ein nicht unerhebliches Rauschen; und oft genug ist am Ende das Medium tatsächlich die Botschaft: *Gut, dass wir geredet haben!* Aber eigentlich hören wir ja nicht auf; wir bleiben im Gespräch, gell, hier sind meine Kontaktdaten, sieben verschiedene Kanäle, und wir sollten unbedingt mal wieder ... Nein, unbedingt, das war ja auch nur ganz vorläufig gesagt, so ins Blaue hinein, man soll ja flexibel bleiben, *open mind*, das ist wichtig, morgen kann ich das schon ganz anders sehen! Du, ich wollte dich echt nicht festlegen! Wir können auch noch ein paar Leute dazu holen, drei sind schon ein *meeting!* Nein, das Reden hat kein Ende. Offene Kommunikation, das ist das Mantra der Zeit, und wer nach Ergebnissen verlangt, hat wahrscheinlich eine anale Fixierung oder ein schweres Kindheitstrauma (*mach keine halben Sätze*, hatte der Vater immer gesagt!). *Der Worte sind genug gewechselt, lasst uns nun endlich Taten sehen!* - das hingegen sagt der Theaterdirektor im Vorspiel zu Goethes *Faust*, nachdem sich Dichter und lustige Person in einen endlos scheinenden Dialog über die verlorene Jugend und die Last des Alters verknötet hatten. Gelegentlich wünschte man sich mehr zupackende Theaterdirektoren (wir haben aber nur *social media analysts* und *Mediendesigner*)! Nein, auch das Reden führt leider selten zu einem guten Ende, sondern nur zu einem endlosen Kreisen und zufälligen Abbrüchen und in den seltensten Fällen: zu Taten.

Ein Ende, ein gutes Ende; wir haben es nicht gefunden in der Literatur (mit ihrer Neigung zum großen Welt drama), nicht in der Kreativität (es braucht den Meister zum guten Ende), nicht in der Welt der Industrie (Sollbruchstellen, höchstens: ein Recycling), nicht in der Kommunikation (und endlos rauschen die Kanäle).

Vielleicht dann doch: im Leben selbst? Janus, unser guter Geist des Endes und des Anfangs, nickt weise mit beiden Köpfen. Den Anfang können wir uns nicht aussuchen; bei unserer Schöpfung haben wir kein Einspruchsrecht, bei der Geburt sind wir nur sehr passiv beteiligt, und vom Zauber einer Gebärfahrung sind nicht alle Gebärenden hinterher restlos überzeugt. Selbst die Kindheit, die die Dichter so gern als Zauberreich preisen: Hat sie nicht genauso viele schmerzhaft Anfänge wie Enden, ist nicht Lernen geradezu eine Überwindung der natürlichen Scheu vor Anfängen, die ja auch immer fremd sind, ungewohnt, angsteinflößend? Das Ende der Kindheit hingegen, wird es nicht oft herbeigesehnt? Die erste Liebe, für viele – aber auch hieran mag die Dichtung in gewisser Weise schuld sein – der größte aller Anfänge: ein riesiges Risiko, gepaart mit Desillusionierung, Enttäuschung, emotionalen Sollbruchstellen (das erste Missverständnis, der erste Streit, der erste Verrat). Dann der Neuanfang; vorher aber, notwendig: das Ende – und wer hat nicht schon erfahren, welche Befreiung ein Beziehungsende sein kann! Und so geht es weiter, mal schaut Janus her, mal schaut er weg, manchmal verknoten sich Enden und Anfänge auch und man gerät in den Limbus, die Zwischenhölle der Unentschiedenheit.

Soll man deshalb gar nicht erst anfangen? Nicht-Geboren-Werden sei das Beste, so schrieb es schon der griechische Dramatiker Sophokles in seiner Tragödie *Ödipus auf Kolonos* (Ödipus: natürlich das schlechteste aller möglichen Enden!), und so sprechen es ihm heute die Natalisten nach (die sich meist, äußerlich betrachtet, im besten aller möglichen Leben aufhalten). Nietzsche dazu: *„Ihr Welt-Müden aber! Ihr Erden-Faulen! Euch soll man mit Ruten streichen!“* Kant: *„Wir sind nicht auf der Welt, um glücklich zu werden, sondern um unsere Pflicht zu erfüllen!“* Und, zum – guten? – Ende Mark Aurel, römischer Kaiser, Stoiker aus Überzeugung und der wahrscheinlich überprivilegierteste Philosoph *ever*: *„Denn wenn du so deinem Lebensende entgegehst, alles Andere mit Gleichgültigkeit betrachtest, nur das Göttliche in dir, den herrschenden Genius verehrend, und nicht sowohl das Aufhören als vielmehr das Nicht-Beginnen eines naturgemäßen Lebens fürchtest, dann darfst du auch ein Mensch heißen, der würdig ist der Welt“*. Der eigentliche Entschluss ist, richtig mit

dem – wahren, guten, weisen, lustvollen, auf jeden Fall aber: endlichen Leben anzufangen. Dann kann man, vielleicht, auch mit seinem Ende – und allen kleinen, notwendigen wie lästigen, befreienden wie einschränkenden Enden – seinen Frieden schließen. Oder, mit Bertolt Brecht gesagt: „*Verehrtes Publikum, los, such dir selbst den Schluss! / Es muss ein guter da sein, muss, muss, muss!*“



VON DER WEISHEIT DES NARREN, ODER:
EIN GEISTERGESPRÄCH ZWISCHEN FORREST GUMP,
PARZIVAL, SIDDHARTA UND ZARATHUSTRA
ZWISCHEN FLUSS UND WALD

Die Feder fällt von weit oben aus dem grenzenlosen blauen Himmel herab. Sie ist fast ganz weiß, bis auf ein kleines graues Streifenmuster an der Spitze; sie ist namenlos. Jetzt kommt ein Kirchturm in Sicht, aber die Feder steigt noch einmal auf, tanzt zurück ins Blaue, sanft, ganz sanft, dreht sie sich dabei um sich selbst. Dann sinkt sie wieder ein Stück. Hohe Häuser kann sie jetzt von oben sehen, einen großen weißen Kasten mit strengen, geraden Säulen, aber sie tanzt weiter um sich selbst, steigt ein Stück, fällt wieder, dreht sich – und nun kommen die Spitzen der grünen Bäume, darunter grüne geschlungene Wege. Die Feder schlägt ein paar letzte Pirouetten, bevor sie endgültig ihren Sinkflug beginnt. Jetzt sieht sie die ersten Menschen, die großen Geräte, die Autos, und beinahe, beinahe wäre sie vor die Räder gekommen – aber dann steigt sie im letzten Moment doch wieder auf, ein klein wenig nur, nicht mehr ins Blaue ganz oben; bevor sie sich, erschöpft und zutraulich, zwischen einem Paar brauner Laufschuhe niederlässt. Schmutzig sehen sie aus, abgetragen, aus der Zeit gefallen, aber sie haben ganz frische, weiße Schnürbänder. Eine Hand beugt sich hinab und hebt die Feder auf mit unbeholfen jungenhaften Fingern. Sie gehört zu einem Mann mit einem jungenhaften, seltsam stillgestellten Gesicht. Er sitzt am Rand einer Parkbank und wartet auf nichts Besonderes. Nun nimmt er eine Pralinenschachtel mit einer roten Schleife von dem braunen Lederkoffer, der neben ihm auf der Bank steht, und holt ein Buch hinaus. Es ist ein Kinderbuch, den Titel kann man nicht genau erkennen. Er öffnet es auf einer beliebigen Seite, sie zeigt einen Affen, der in einer Straße auf den Stromleitungen unter blauem Himmel seiltanzte. Der Mann legt die Feder hinein, schließt langsam das Buch und dann den Koffer.

Das ist die Anfangsszene des amerikanischen Films *Forrest Gump*. Sie ist genauso wie der Held des Filmes, der ihm den seltsamen und doch so eingängigen Namen gegeben hat: unendlich leicht, unendlich sanft – und ein klein wenig närrisch. Denn Forrest Gump, unvergesslich gespielt von dem jungen Tom Hanks, ist ein „tumber Narr“. Er ist, wie ein anderer tumber Narr der Weltliteratur vaterlos, ein Mutterkind, aufgezogen in den Wäldern abseits der großen Städte und Höfe, und dann beinahe unabsichtlich ins Zentrum der großen weiten Welt gestolpert. Forrest Gump und Parzival, beide sind Außenseiter im wahrsten Sinne des Wortes: Sie sehen die Welt von außen, unverfälscht und unverstellt, sie sind genauso rein wie die weißen Schnürbänder an den schmutzigen Turnschuhen, und sie tanzen durch die Welt mit der Leichtigkeit einer Feder, die nichts vom Steigen und Fallen weiß. Die Welt hält sie für Narren, aber was weiß die Welt schon von der wahren Weisheit? Denn Parzival und Forrest Gump sind „weise Narren“ – und damit die komplementäre und als solche notwendige Spiegelfigur des närrischen Weisen. Man denke sich diesen nach dem Muster des Sokrates, wie er über den Markt zieht, ein einfacher Abkömmling eines Steinmetz und einer Hebamme, und die Leute belehrt: Indem er ihnen Fragen stellt, ganz einfache, und ihnen dann, Schritt für Schritt und gelegentlich unter erheblichen Geburtswehen die Wahrheit entlockt, genauso wie seine Mutter es tat: „Von Lasteseln spricht er und von Schmieden und Schustern und Gerbern, und über denselben Gegenstand scheint er immer dasselbe zu wiederholen, so dass jeder Unkundige und Gedankenlose darüber lachen muß. Wenn man sie aber erschlossen sieht und in ihr Inneres hineindringt, dann wird man zunächst finden, dass sie allein unter allen Reden einen wahrhaften Inhalt haben“ (Platon, *Symposion*).

Vorspiel mit Hofnarren: die Notwendigkeit von Narrenfreiheit

Allerdings sind nicht alle Narren wirklich weise (und nicht alle Weisen notwendig närrisch). Im von sprachpolitischen Korrektheitsbedenken eher unberührten Mittelalter unterschied man den „natürlichen“ und den „künstlichen“ Narren. Der „natürliche Narr“ war – sagen wir: jemand mit einer signifikanten

intellektuellen Minderbegabung, meist auch einer körperlichen Deformation (Forrest Gump hat ein verkrümmtes Rückgrat und muss deshalb das Laufen mit Hilfe von Beinschienen lernen; er lernte es so gut, dass er am Ende der ganzen Welt davonlaufen konnte). Der „natürliche Narr“ blieb sein (wahrscheinlich eher: kurzes) Leben lang ein Kind, nicht zurechnungsfähig und rechtlos, ein Opfer von Spott und Hohn. Der „künstliche Narr“ hingegen war jemand, der seine Narrheit ordentlich gelernt hatte und nun ein Geschäft daraus machte. Er wurde Hofnarr und durfte deshalb als einzige Figur in der großen Pyramide der Standesgesellschaft zwischen allen Ebenen tanzen und sogar den Allerhöchsten die Wahrheit frei und frank ins Gesicht sagen: weil er nämlich „Narrenfreiheit“ hatte. Sicherheitshalber war er deshalb auch äußerlich als Narr markiert (es ist einfach zu gefährlich, die Wahrheit ohne Kostüm zu sagen): Er trug eine Schellenkappe, die die Eselsohren seiner Dummheit versteckt und mit munter klingenden Glöckchen vor der Ankunft der Wahrheit warnt; dazu ein buntes Narrenkleid und in der Hand häufig eine Art Zepter. Es war sein persönliches Herrschaftssymbol, und wo das Staatszepter unbegrenzte Macht signalisierte, winkt das Narrenzepter mit grenzenloser Freiheit und Frechheit (außerdem kann der Hofnarr damit Selbstgespräche führen: Es ist seine „Marotte“, weshalb sprechen wir auch heute noch von närrischen „Marotten“ sprechen, häufig genug dann, wenn mal wieder jemand aus Versehen die Wahrheit gesagt hat). Der Hofnarr hat eine sehr ernste (wir würden heute sagen: systemrelevante) Aufgabe: Er muss den Herrschenden allzeit ihre Grenzen vor Augen führen (wohin es führt, wenn die Hofnarren eingesperrt werden, ist gerade einmal wieder in der Welt zu besichtigen). Einzelne Vertreter der Zunft wurden berühmt, wie Kunz von der Rosen, der Hofnarr des Kaisers Maximilian I. Die Anekdote, die allenthalben zum Beweis seiner Weisheit überliefert wird, ist heute genauso frisch wie in dem Moment, wo er sie begleitet vom Geklingel der Schellenglöckchen verkündete: Befragt nämlich, was er von einem soeben unterbreiteten Friedensangebot halte (in welchem Krieg auch immer, es macht nicht den geringsten Unterschied), antwortete der Narr, getreu dem sokratischen Hebammenprinzip, mit einer Gegenfrage: Für wie alt er nämlich gehalten

werde? Und nachdem alle ihren Spaß hatten, gab er die wahre Antwort: Mindestens über zweihundert Jahre alt müsse er sein, da er in seiner Lebenszeit schon zwei Friedensangebote erlebt habe, die beide über einhundert Jahre hätten gelten sollen. „Was ist erwünscht und stets willkommen? Was ist ersehnt und stets verlangt?“, fragt der als Hofnarr verkleidete Mephistopheles in Goethes Monumental-Narrenspiel *Faust II*; und die Antwort könnte genauso lauten: Der Hofnarr oder – die Wahrheit, die er in seiner Narrenfreiheit verkündet.

Die Literatur liebt den Hofnarren, und bis heute liebt ihn Hollywood. Insbesondere die Humanisten liebten den Hofnarren, weil sie die Satire liebten, und schickten ein *Narrenschiff* nach dem anderen in eine Welt, die immer noch närrischer wurde. Shakespeare liebte den Hofnarren, er tanzt federleicht seine Komödien wie seine Tragödien und nimmt kein Blatt vor den Mund: „Wahrheit ist ein Hund, der ins Loch muß und hinausgepeitscht wird, während Madame Schoßhündin am Feuer stehen und stinken darf“ (*King Lear*). Damit gerät der Hofnarr jedoch automatisch in Konkurrenz zu den Siegelverwaltern im Dienste der absoluten Wahrheit, den Philosophen: Laut mit den Schellen klingelnd und mit der Marotte wedelnd sagt er ihnen ins Gesicht, dass sie die Wahrheit nicht gepachtet haben! Und das tut er auch noch auf eine Art und Weise, die die Menschen lustig finden, weshalb sie ihm lieber zuhören als den Vertretern der Philosophenzunft und auch besser verstehen, was er ihnen sagt. „Es wäre doch höchst ungerecht, jedem Berufe seine Erholung im Spiele zu gönnen, nur nicht den wissenschaftlich Tätigen, selbst dann nicht, wenn dieses Spiel auf ernste Gedanken führt und ein spaßhafter Stoff so behandelt wird, dass jeder Leser, der nicht auf den Kopf gefallen ist, daraus erheblich mehr Gewinn zieht als aus den langweilig-feierlichen Betrachtungen gewisser Schriftsteller“, lästert die Stultitia, die verkörperte Dummheit in Erasmus' *Lob der Torheit* (natürlich auf Lateinisch). Allerdings könne das ein gefährlicher Job sein, wie man ja schon an Sokrates sehen könnte, dem seine Narrenweisheit einen Schierlingsbecher eingebracht habe. Aber der Narr sagt die Wahrheit, weil er nicht anders kann und weil er sie auch nicht anders sagen kann: „Nichts spricht mein Mund, als was ich denke“ (noch einmal

Stultitia im *Lob der Torheit*). Nur solche Weisheit, die direkt aus der Person entspringt, echt und „ungeschminkt“, wie es im *Lob der Torheit* heißt – nur diese erlebte und individuell formulierte Weisheit sei das einzig Wahre, im Unterschied zum lebensfernen Wissen der Philosophen und der Gelehrten: „Denn Sicheres wissen sie nicht; das beweist genugsam die bekannte Geschichte, daß über jedwem Ding sie sich selbst beständig in den Haaren liegen“.

Womit wir wieder, nur mit einer kleinen Wendung der Feder, bei Sokrates sind: Sokrates war der weiseste nicht nur aller Menschen, sondern auch aller Philosophen, weil er um sein Nichtwissen wusste. Denn jeder Mensch hat von Geburt an nur ein unverbürgliches Menschenrecht: ein Narr zu sein und seiner persönlichen Wahrheit zu dienen. „Alle deine andern Titel hast du weggeschenkt, mit diesem bist du geboren“, erinnert der namenlose Hofnarr den im Alter nährisch gewordenen König Lear. Der schaut einer über die nächtliche wilde Heide tanzenden Feder hinterher, sie landet bei –

*Parzival, Siddharta und Forrest Gump – ein Geistergespräch
in Wäldern und Flüssen*

– Parzival, Ritter der legendären Tafelrunde, Held des gleichnamigen Versromans von Wolfram von Eschenbach nach alten englischen Quellen sowie des darauf beruhenden Bühnenweihfestspiels von Richard Wagner. Parzival lebte als Kind mit seiner Mutter, sie hieß Herzeleide, in einem Wald. Sie allein zog ihn auf, und er wusste nicht, was er war (natürlich eigentlich ein Königssohn); er hatte keinen Namen, und er wusste nichts von der Welt außer dem, was er vom Wald wusste. Denn Herzeleide wollte ihn schützen vor den Gefahren der Welt und besonders denen des Ritterwesens, das ihr ihren Gatten geraubt hatte; er war dem Abenteuererum verfallen war, im Kampf gestorben, und sein eilig gezeugtes Kind hatte er nie gesehen hatte. „Vor gleichem frühen Heldentod / den Sohn zu wahren, waffenfremd / in Öden erzog sie ihn zum Toren: /die Törin!“ (Kundry in Wagners *Parzival*). Aber man kann niemand vor seiner Bestimmung schützen. Und so trifft Parzival eines schönen Tages (im Wald gab es aber nur schöne Tage) eine Gruppe von Berufs-Rittern, die ihm vom Hof des großen Königs

Artus erzählen, danach will er nur noch eines: Ritter werden. Und Herzeleide sieht ein, dass sie ihren Sohn nicht schützen kann. Sie erteilt ihm noch einige gutgemeinte Lehren, die sich allesamt als falsch herausstellen werden. Sie steckt ihn in ein Narrengewand, damit er so wenig wie ein Ritter aussieht wie nur irgend möglich, es hilft nichts. Parzival verabschiedet sich freundlich und wohlgezogen von seiner Mutter, und dann reitet er drauflos; vielleicht sieht er gerade noch aus den Augenwinkeln, wie seiner Mutter eine Feder zwischen die Füße fällt. Direkt danach bricht sie zusammen und stirbt.

Der reine Tor jedoch taumelt von hier an durch die Welt und richtet ein Unheil nach dem anderen an. Zwar unterzieht er sich zwischendurch einer gründlichen Ausbildung zum Ritter, bei der er aber wieder vor allem das Falsche lernt: dass ein wohlzogener Ritter zum Beispiel keine dummen Fragen stellt. Prompt stellt er, als er das erste Mal in das Gralsschloss kommt, nicht die allseits sehnlichst erwartete Frage nach dem Grund des schweren Leidens des Burgherren Amfortas – der unendlich an einer sich nicht schließenden Wunde leiden muss, weil seine eigene Ritterschaft zu feige ist, ihn gnadenhalber zu erlösen (auch das mutet seltsam aktuell an, auch wenn es christlich anders gemeint ist). Die Erlösung gelingt Parzival erst im zweiten Anlauf, und vorher ist die Geschichte enorm kompliziert geworden, vielfacher Interpretation fähig, von anderen Autoren weitergesponnen und bis heute mehrfach verfilmt worden. Worauf es hier aber ankommt, ist: Die wohlgemeinten Lehren waren alle falsch. Parzival, wie alle Menschen als „reiner Tor“ geboren und fern von der Welt im Wald aufgewachsen, hätte sicherlich, wäre er nur seinem mitleidvollen Herzen gefolgt, einfach mit kindlicher Naivität gefragt, was der alte Herr denn hätte, und warum um Himmelswillen man ein blutendes Marterinstrument vor dem Essen durch den Saal trage? Aber seine Mutter und seine Lehrer hatten es ihm verboten, Erziehung nennt man das: Es vertreibt den natürlichen Narren in uns. Lange hatte Parzival noch sein Narrenkleid unter seinem Kettenhemd getragen, aber dann hat man es ihm – ausgeredet.

Die Feder fliegt derweil weiter, sie fliegt weit über die Meere und die Zeiten, und sie landet: in einer „indischen Dichtung“, geschrieben von einem deutschen Nobelpreisträger und Indienreisenden, nämlich in Hermann Hesses *Siddhartha* (1922). Die weltberühmte Erzählung heißt so nach dem historischen Gautama Buddha, ihre Weisheit ist die des Buddhismus wie des Hinduismus, und der *plot* ist definitiv *bollywood*-geeignet: Siddhartha ist ein Bilderbuch-Brahmane aus bester Familie, ebenso übermenschlich schön wie übermenschlich klug, der Schwarm aller glutäugigen Hindu-Mädchen und das Idol seines besten Freundes Vasudeva. Allein Siddhartha ist nicht glücklich, er sucht nämlich, so wie sein Autor Hermann Hesse und die vielen blassen europäischen Sinn-sucher nach ihm, nach etwas, was sich nicht gerade leicht finden lässt: sich selbst, dem Sinn des Lebens, das große Ganze, all das könnte man sagen – und hätte am Ende nur Worte gesagt. Und so geht Siddhartha nach vielen Wandlungen und Abenteuern am Ende zurück zu dem Fluss, den er einst zu Beginn seiner Suche befahren hatte. Er geht zurück zu dem Fährmann, der ihn damals in seiner Einfachheit und Wortkargheit seltsam angerührt hatte, er bleibt bei ihm und lernt von ihm, bis zu seinem Tod. Am Ende wird er selbst ein Einsiedler, ein Weiser sein – aber hier hört die Zeit auf, sie spielt keine Rolle mehr, und das, was Siddhartha am Ende gelernt hat, ist: dass man es mit Worten nicht mitteilen kann. Worte sind *maya*, selbst die weisesten und klügsten, und niemals wird man sich selbst finden, solange man den Worten anderer folgt. Gurus sind für Schüler. Wer aber kein Schüler bleiben will, muss als erstes – alles vergessen, was er gelernt hat. Die Sätze vergessen, die Worte vergessen, das Reden vergessen. Der Einzige, der ihn etwas zu lehren hat, ist – der Fluss; es ist der ewige Ganges, es sind alle Flüsse dieser Welt, die aus dem großen Milchozean entspringen. Und der Fluss sagt, wenn man es denn nun unbedingt in Worte fassen muss, weil man noch zu unreif ist, nur ein einziges Wort: *Om*, den Urklang, den Schöpfungsakkord, in dem alle Stimmen, die jemals gesprochen, gesungen, geklagt oder gebetet haben, enthalten sind, untrennbar verschmolzen ineinander. Ach, die Worte, sagt Siddhartha am Ende zu seinem treuen Freund Vasudeva, der zu ihm zurückgekehrt ist: vergesst die Worte, sie haben nichts zu sagen. Was

ziemlich absurd ist, wenn man es in einem Roman liest, der Worte auf Worte gestapelt hat, aber wenn man genau hinhört, sagt auch der Roman, jedenfalls soweit das ein westlicher Roman überhaupt kann, nur ein Wort, es klingt ein wenig närrisch, vor allem für Philosophenohren: *Om*. Höre selbst. Glaube mir nicht. Vergiss. Höre neu und höre! Und dort, dort taumelt eine Feder über den Fluss, sie landet, endlich, bei –

Forrest Gump, wie Parzival mutterlos und in eher bildungsfernen Umständen aufgewachsen. Aber im Unterschied zu dem Waldkind Parzival hält Forrest an den guten Lehren seiner Mutter fest, bleibt ein reiner Tor sein Leben lang und hat trotzdem Erfolg ohne Ende. Er wird Kriegsheld in Vietnam und deckt versehentlich den Watergate-Skandal auf; er trifft den Präsidenten der Vereinigten Staaten und wird reich mit Shrimps (und später mit Investitionen in eine Firma, die irgendwas mit Obst zu tun hat). Und er zeugt, beim einzigen Geschlechtsverkehr seines närrischen Lebens, einen Sohn, der definitiv nicht dumm ist und später mit ihm an der Bushaltestelle sitzen wird, den Kopf auf die gleiche Weise etwas schräg gesenkt, so, als würde man die Welt mit skeptischen Augen ansehen. Forrest rettet zwar nicht die Welt oder findet den Gral (außer, man sieht in der Firma, die etwas mit Obst macht, den Gral). Aber er rettet gar nicht so wenig Seelen, die zwar viel klüger sind als er, am Ende jedoch einsehen: Forrest ist ein weiser Narr, ohne jeden Zweifel. Er hat es ein wenig einfacher, weil er von Geburt an dumm ist (das schützt vor den Gefahren der Reflexion); und er hat es ein wenig schwerer, weil er von Geburt an dumm ist. Wie das zusammenpasst? Man muss einfach auf Forrests Mama hören, die alle Sachen immer so erklären konnte, dass jemand wie Forrest sie versteht (eine Sokratikerin reinsten Wassers). Und auf Forrest selbst, wie er in voller Narrenfreiheit vor sich hin phantasiert: „ich weiß nicht, ob Mama Recht hatte oder ob Lieutenant Dan recht hatte. Ich weiß nicht, ob jeder von uns sein Schicksal hat [wie Parzival] oder nur zufällig dahintreibt wie ein Blatt im Wind [oder eine Feder]. Aber ich denke, es stimmt vielleicht beides. Vielleicht passiert ja beides zur selben Zeit“. Wie die Weisheit und die Narrheit? Das Zitat, an das sich übrigens die meisten Menschen

erinnern, die den Erfolgsfilm von Robert Zemecki (1994) nach einem Roman von Winston Groom (1986) gesehen haben, ist zweifellos: „Das Leben ist wie eine Schachtel Pralinen. Man weiß nie, was man kriegt“. Es meint das Gleiche, nur mit einer anderen Wendung der Feder.

Nachspiel mit Übermensch: Zarathustra tanzt

Auf philosophisch klingt das Gleiche so: „Lieber nichts wissen als Vieles halb wissen! Lieber ein Narr auf eigene Faust, als ein Weiser nach fremden Gutdünken!“ Jeder muss seine Pralinen selbst ausprobieren, egal ob sie ihm dann schmecken oder nicht: Der Beweis des Puddings liegt im Essen, nicht im gelehrten Reden über Pudding, und kein Pralinen-Guide der Welt ersetzt die persönliche Geschmackprobe! Das Zitat ist im Übrigen von Friedrich Nietzsche, dem zweiten großen Narren der Philosophiegeschichte nach Sokrates (den er zwar für den Verfall der Philosophie verantwortlich machte, aber eigentlich meinte er Platon, nicht Sokrates). Und wie Sokrates endete auch Nietzsche tragisch. Die Legende kolportiert, dass er am 3. Januar 1889 in Turin einem von seinem Herrn geschundenen Kutschpferd weinend um den Hals fiel. Man sagt, dass er danach endgültig wahnsinnig wurde, aber zu vermuten ist, dass er in diesem einen Moment helllichtig wurde und sein eigenes Leiden als das erkannte, was es war: ein Opfer für eine bis in alle Ewigkeit uneinsichtige und undankbare Menschheit, die lieber auf vermeintlich gefühllose Kreaturen eindrischt, als sich einmal nur am Riemen zu reißen und den Karren selbst aus dem Dreck zu ziehen, in den sie ihn aus Gedankenlosigkeit und Selbstsucht und Schwäche versenkt hat. Nietzsche war den großen Umweg über die Philosophie und die Gelehrsamkeit gegangen; er hatte studiert und gelesen und gelesen und studiert. Aber am Ende hat er erkannt, dass man das Narrenkleid niemals ausziehen darf: „Wir müssen zeitweilig von uns ausruhen, dadurch, dass wir auf uns hin und hinab sehen und, aus einer künstlerischen Ferne her, *über* uns lachen oder *über* uns weinen: wir müssen den *Helden* und ebenso den *Narren* entdecken, der in unsrer Leidenschaft der Erkenntnis steckt, wir müssen unsrer Torheit ab und zu froh werden, um unsrer Weisheit froh bleiben zu können! Und gerade weil wir

im letzten Grunde schwere und ernsthafte Menschen und mehr Gewichte als Menschen sind, so tut uns nichts so gut als die *Schellenkappe*: wir brauchen sie vor uns selber - wir brauchen alle übermütige, schwebende, tanzende, spottende, kindische und selige Kunst, um jener *Freiheit über den Dingen* nicht verlustig zu gehen, welche unser Ideal von uns fordert“ (*Die fröhliche Wissenschaft*). Dafür – und nicht für den Missbrauch durch größenwahnsinnige Menschheitsretter – hat Nietzsche seinen Zarathustra erfunden, einen sehr späten Verwandten von Parzival und Forrest Gump und vielleicht nicht zufällig auch von morgenländischer Abkunft: Um wieder zurückkehren können zum Kind, „ein Neubeginn, ein Spiel, ein aus sich rollendes Rad, eine erste Bewegung, ein heiliges Ja-Sagen“ (*Also sprach Zarathustra*). Eine Feder für Zarathustra!

Was aber haben all diese weisen Narren gemeinsam, und warum versteckt sich die wahre Weisheit gelegentlich (häufig? meistens? immer gar?) unter einer Schellenkappe? Forrest Gumps Mutter würde es vielleicht so erklären: Weisheit ist, wenn man weiß, dass man nicht nur nichts sicher weiß, sondern prinzipiell sogar nichts sicher wissen kann (Sokrates). Wenn man aber trotzdem hinaus in die Welt geht und handelt, auch und gerade wenn man nicht weiß, welche Pralinen sich unter welchem Glanzpapier verstecken und nicht alle aus Schweizer Schokolade sind (Forrest Gump). Wenn man zwar gut zuhört, was die Eltern oder der Guru oder „die Wissenschaft“ einem sagen, aber am Ende auch alles das wieder vergessen kann – weil es in bestimmten Situationen falsch ist, und weil man es sowieso mit dem reinen, durch Rücksichtnahmen unverstellten (man könnte auch sagen: interesselosen, oder auch: parteilosen) Blick des Kindes oder des Toren besser sieht (Parzival). Wenn es einem dabei völlig egal ist, was die Mehrheit denkt oder die Mächtigen oder die mit den Gewehren in den Händen: Weil man die Wahrheit sagen muss, genau so, wie sie einem in den unverfälscht närrischen Kopf gekommen ist (König Lears Hofnarr). Wenn man, weil man sowieso das Wichtigste mit Worten nicht sagen kann (und schon gar nicht mit bleischweren Begriffen!), auf den Fluss hören kann (Siddhartha). Wenn man bei all dem, auch wenn die Praline eine ganz bittere war, noch tanzen und lachen und wahnsinnig werden kann (Zarathustra). Und wenn

man weiß, dass keine Sache ganz wahr ist, wenn sie nicht ihr Gegenteil enthält und umgekehrt: „Um der Narrheit willen ist Weisheit allen Dingen eingemischt!“ (noch einmal Nietzsche). Wenn man – eine Feder sein kann und sich nicht kümmert um Steigen oder Fallen, sondern lieber tanzt:

Ein kleiner Junge und ein Mann mit einem jugenhaften Gesicht sitzen auf einem Baumstamm an der Landstraße und warten. Der Junge holt ein Buch aus seiner Tasche: ‚Curious George‘ heißt es, und der Mann sagt erstaunt, das sei ja auch sein Lieblingsbuch gewesen! Dann hält ein Schulbus, der Junge steigt ein und der Mann mit dem jugenhaften Gesicht setzt sich wieder auf den Baumstamm, ganz gerade, die Hände auf den Knien. Er werde genau so da sein, wenn der Junge wieder zurückkomme, sagt er noch; und dass er ihn lieb habe. Der Junge sagt seinem Vater, dass er ihn auch lieb habe. Beide lächeln nicht dabei. Der Bus fährt ab, und der Mann schaut auf seine Füße. Zwischen ihnen liegt eine weiße Feder, sie ist immer noch ganz sauber und hat kleine graue Streifen an der Spitze. Ein sanfter Wind kommt vorbei und hebt sie an. Etwas mühsam noch nimmt sie ihren Tanz wieder auf, dreht sich um sich selbst, steigt hinauf, jetzt kann sie schon die Bäume von oben sehen, und jetzt – ist sie ganz angekommen im blauen Himmel.

STERBEN LERNEN

Oft wird Sterbenlernen als eine Art Reifeprüfung für fortgeschrittenes Philosophentum verstanden. Man denkt dabei vage an Sokrates und fühlt sich gleich ein wenig erhaben. Wie so viele allgemeine Vorstellungen von Philosophie (besonders unter beamteten Philosophen!) ist auch diese größtenteils falsch. Die wenigsten Philosophen bringen es auch nur bis zum Lebenlernen, dabei wäre das die erste Reifeprüfung (denken lernen kann jeder. Fast jeder. Macht halt Mühe und ist mit viel Arbeit verbunden. Man bekommt auch keinen Nobelpreis dafür). Nein, Sterbenlernen ist den meisten Menschen angeboren, es ist eine natürliche Fähigkeit, die wie so viele andere natürliche Fähigkeiten (urteilen, Kinder erziehen, demütig sein) durch zu viel Erziehung verloren geht: Sie liegt unter einem Berg von Geplapper verschüttet, und darüber ist sicherheitshalber eine dicke Schicht Tabu geklebt (niemand darf sterben wollen. Die Verneinung des absoluten Willens zum Leben ist die moderne Todsünde schlechthin). Das kann man zum Beispiel noch gelegentlich an alten Leuten sehen, wenn sie sich irgendwie einen Rest natürliche Vernunft bewahrt oder sie versehentlich im Alter wiedergefunden haben, wenn das Tabu-Pflaster sich endlich abgelöst hat und das Geplapper nicht mehr gegen die gnädige Schwerhörigkeit durchdringt (Goethe, im Alter in einem Brief an seinen Herzensfreund Zelter: „Ich mag weder hören noch sprechen mehr“). Sie sind oft ganz ok mit dem Sterben. Sie haben das Gefühl, dass sie an der Reihe sind, dass es der natürliche Gang der Dinge ist, und dass sich Jüngere gefälligst nicht vordrängeln sollten! Oft ist es gar nicht nötig, dafür alt *und* krank zu sein (es hilft aber, weil: Gang der Dinge, und wenn man lange genug gegangen ist in seinem Leben, und vor allem: weit genug, dann wollen die alten Knochen endlich Ruhe!). Sie sind einfach fertig. Sie hatten genug Reifeprüfungen, und nun sind sie sterbensreif. Schließlich ist der Tod nicht das Ende aller Dinge; er ist nur das Ende eines persönlichen Weges, der sich – schließt?

Denn dass ein Weg endet und sich gleichzeitig ein Bogen schließt, ist gar nicht eine Frage der Länge des Weges, nein: Ein Leben hat viele mögliche Schlusspunkte, man wäre geneigt zu

sagen: unendlich viele, aber mit der Unendlichkeit ist das so eine Sache. Denn einen Schlusspunkt kann man immer setzen, es wäre, es ist, es kann sein: ein wirklicher Akt der Freiheit (geboren werden wir alle unfrei, entgegen einem weiteren verbreiteten philosophischen und politischen Missverständnis). Natürlich tut man dabei einer Lebenslinie einen gewissen Zwang an, biegt sie spontan und abrupt zurück zum Anfang, obwohl sie doch ihren Höhepunkt noch gar nicht erreicht hatte. Aber wo sollte er denn sein, der Höhepunkt? Die wenigstens von uns stehen irgendwann auf einem Gipfel, wischen sich den Schweiß von der Stirn und schauen befriedigt umher auf sonnenumglänzte kleinere Gipfel, wo man auch schon mal war! (Die Täler sieht man nicht aus dieser Perspektive, sie sind zu weit weg, oder im Nebel versunken). Vor allem nicht in der Mitte des Lebens, wo die meisten von uns wohl eher mit Dante fühlen: „*Als unseres Lebens Mitte ich erklimmen, befand ich mich in einem dunklen Wald*“. Das kann nun jede ausmalen, wie sie will, und selbst wenn wir es noch nicht fühlen, wird uns das allmächtige Klischee eines Besseren belehren: *midlife-crisis* hat man zu haben, wie Pubertät oder Altersdepression! Eine Krise ist natürlich häufig ein Wendepunkt, das sagt das Wort schon; aber, was gern dabei vergessen wird: zum Guten oder zum Schlechten, und in so mancher Krankheitskrise steht am Ende der Tod und hebt die siegreiche Faust!

Nein, die Lebenslinien sind ungefähr so beliebig wie statistische Kurven sein können: die Daten ein wenig geschönt, die Parameter ein wenig verschoben, so dass man ein Muster sieht, etwas erkennt, wo vorher nur – Chaos war, ungeordnete Abfolge von Daten und Ereignissen, eben das, was man: Leben nennt. Irgendwann aber könnte man als Mensch, in einer Phase Mittlerer Reife sozusagen, zu der Einsicht kommen, dass es unter diesen Bedingungen möglich ist, einen Schlusspunkt nicht nur am „Ende“ zu setzen: Nur weil alle Romane mit der Hochzeit und viel zu viele Filme mit einem *happy end* enden, heisst das noch lange nicht, dass das die einzig möglichen Lebensschlüsse sind, so ästhetisch befriedigend und herzerwärmend versöhnlich sie auch sein mögen. Nein, die Enden der Literatur sind nur die Muster, nach denen wir unser Leben inzwischen eingerichtet haben; es ist so bequem, mit all den

vorgefertigten Stationen und vorgeschriebenen Gefühlen und fertigen Enden, man muss nur noch – nachleben, möglichst vollständig (das Leben ist aber kein *All-Inclusive-Paket*, auch wenn die Politiker und das allgegenwärtige Marketing daran arbeiten, es so zu verkaufen, sogar mit einklagbaren Grundrechten und einem verbrieften Anspruch auf Lebensglück; es gibt genug Buffets für alle, *all you can live* jeden Tag, und niemals Bauchweh!). Nein, irgendwann sollte man, kann man, können einzelne (oder viele?) sagen: Nun ist es genug. Aus welchen Gründen auch immer, Begründungen sind auch nur verkleidete Vorwände. Niemand muss den Teller immer aufessen! Das Leben ist keine endlose (unendliche?) *bucket list*; irgendwann gibt es gar keine Dinge mehr, die ich tun muss, bevor ich sterbe! Mein Leben schließt sich hier. Rundet sich jetzt. Weil ich es will. Von außen kann das sowieso keiner verstehen, und Trauer ist zum größten Teil das Selbstmitleid der Überlebenden.

Das macht sie übrigens weder überflüssig noch verwerflich (alles Mitleid ist im Grunde Selbstmitleid, und der mitleidigste Mensch kann trotzdem der beste bleiben). Aber man kann nicht mitleiden mit Toten. Sie haben fertig gelebt und gelitten, sie haben, und man lasse ihnen: endlich ihre Ruhe. *Ruhe in Frieden*, das ist der einzig würdige Grabspruch, und er spricht zu den Lebenden mindestens ebenso wie zu den Toten. Aber das lässt den Lebenden natürlich keine Ruhe, im Gegenteil eher: Sie hatte doch noch so viel vor! Sein ganzes (halbes, viertel, etc) Leben lag doch noch vor ihm! Aber über entgangene Zukunft kann man, sollte man genauso wenig klagen wie über verschüttete Suppe. Uns allen entgehen Zukünfte aller Art, stündlich, minütlich, sekundlich. Es gibt kein Recht auf, keinen Anspruch auf, keinen Schadenersatz für: entgangene Lebenschancen. Verpasste Glücksmomente (von Geburt an verpassen wir Chancen: Todesfurcht ist nur die extremste Form von FOMO).

Natürlich trauern wir trotzdem, und das ist auch ganz richtig so, nämlich: über einen Teil unserer eigenen entgangenen Zukunft, die mit der gestorbenen Person dahin ist, die ein – kleiner oder größer, das ist im Prinzip egal, nicht aber im Empfinden – Teil unseres Wesens war; und genauso über einen Teil unserer

entschwindenden Vergangenheit. Mit den Eltern stirbt uns eigene Kindheit (ein ultimatives Trauma, dem nur diejenigen entgehen, die schon vorher ein wenig selbst an diesem speziellen Grab schaufeln: *Ruhe in Frieden!*). Mit den Geschwistern stirbt die gemeinsame Jugend, die verbliebene Familie, ein Teil des Selbst, der instinktiv vertrauter und näher war, als einem die besten Freunde je kommen konnten (*Ruhe in Frieden!*). Was mit dem eigenen Kind stirbt, ist jenseits von Worten, ein nicht zu denkender Gedanke, ein bodenloses Grab. Immer jedoch stirbt etwas von uns selbst, selbst bei äußerlich Fernstehenden: eine geteilte Erinnerung und eine ungelebte Zukunftsmöglichkeit, beides in einem, und selten fällt die Zeit so in sich zusammen wie an einem Grab.

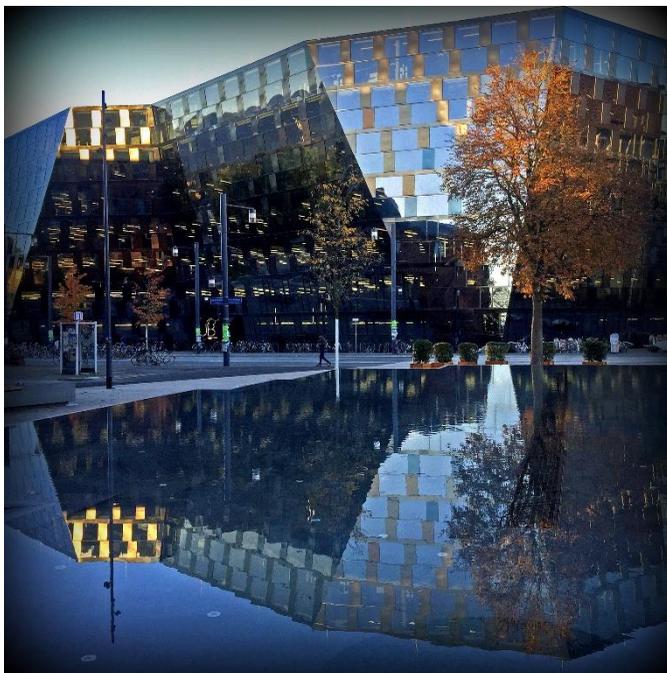
Deshalb aber, und der Trost mag so schwach sein wie Trost aus Worten naturgemäß ist, lernt man Sterben im Leben (und nur dort) Man lernt es nicht nur mit den Menschen, die uns verlassen; man lernt es auch mit Tieren, mit Pflanzen, mit Dingen sogar, die Vergangenheit speichern können, Erlebtes, Erfahrenes, Erinnerbares, und deshalb kann man auch untröstlich sein über die zerbrochene Lieblingstasse oder den eingegangenen Kaktus: *Ruhet in Frieden!* Könnte man das irgendwann akzeptieren, wäre Sterben nicht mehr die groteske Singularität, die Fehlkonstruktion im Universum, als die es heute empfunden wird: Es wäre ein gradueller Prozess wie alles Natürliche (nur Philosophen sind Schwarz-Weiß-Denker), man könnte es lernen, erst an kleinen, dann an großen Dingen, erst an entfernten, dann an nahen Menschen - und mit der Zeit gewöhnt man sich, es ist wirklich wahr, an jeden Gedanken und sogar an die meisten Gefühle. Und es ist ja noch nicht einmal logisch so, dass der Tod das einzige Unumkehrbare im Leben ist. Es gehört zwar zu den vielen Pseudo-Weisheiten des Alltags (die nicht alle grundfalsch sind, das nicht), dass man aus seinen Fehlern lernen kann, dass man geschehenes Unrecht wieder gut machen kann, dass man verpasste Chancen nachholen kann, ach, all die Wunder und Wunderlichkeiten der menschlichen Freiheit im Kampf gegen die unergründliche Bosheit des Determinismus! Faktisch kann man aber nicht. Die zerbrochene Tasse setzt sich nicht wieder zusammen, das sagt nicht nur der Zweite Hauptsatz der Thermodynamik. Das verwundende Wort wird durch die

Entschuldigung allenfalls mit einem Pflaster verarztet, die Wunde bleibt und schwärt. Und was man heute hätte besorgen können und auf morgen verschoben hat, wieder einmal, wird man niemals nachholen können, weil: Morgen ist anders. Die Welt ist morgen anders. Jeder Mensch ist morgen anders. Niemand steigt jemals in den gleichen Fluss, den gleichen Tag, den gleichen Seelenzustand. Das Leben besteht aus (unendlich vielen?) verpassten Chancen und sehr, sehr wenig zufällig verwirklichten. Das muss reichen.

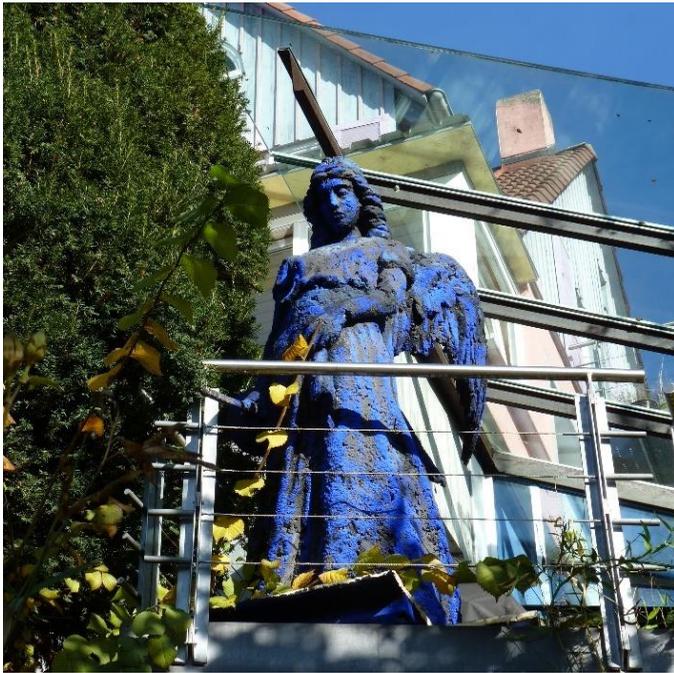
Vielleicht wäre es das ideale Ende, wenn alles, woran man jemals sein Herz gehängt hatte, mit starken oder schwachen Fäden, vorausgegangen wäre, in Frieden vorausgegangen ist, und auf uns wartete. Aber vielleicht wäre es das auch nicht, und das perfekte Ende wäre: die Freude auf einen völligen Neubeginn im Nichts, endlich ein Anderer, und nicht – frei, aber gefangen in einem anderen Käfig? Man soll sich den Schluss offenhalten. Wenn man kann.



F. ALLEGORISCHER TEIL



I. GÖTTERGESCHICHTEN



HERMES' KLEINE SINNWERKSTATT

Früher war das Deuten ein ruhiges Geschäft gewesen. Die Götter hatten genug mit sich selbst zu tun, ihren immergleichen Intrigen und Liebesaffären, und selten nur wandten sie sich an die Menschen. Es war die Zeit der großen Erzählung, sie hatte einen ruhigen Atem und sie war handgreiflich genug, um keinen Übersetzer zu brauchen: der Kampf und die Gewalt, die Liebe und die Verwandlungen – daran war wenig misszuverstehen. So blieb Hermes genug Zeit für seine eigenen Geschäfte – und geschäftstüchtig war er, der Herr der Kaufleute wie der Diebe! Denn war das nicht ein kaum wahrnehmbarer Unterschied, war nicht jeder Besitz Diebstahl aus der Perspektive der ewig besitzlosen und unendlich reichen Götter? Auch mit Perspektiven kannte er sich aus, der junge Aufsteiger, spätestens seitdem er seine Flügelschuhe bekommen hatte: Weit oben konnte er über alles hinwegschweben, kein Horizont begrenzte seinen Flug; wenn es darauf ankam, war er schneller als das Licht, und was war schon eine einfache physikalische Welle gegen seinen göttlichen *hyperdrive*! Nebenbei hatte er dies und das erfunden, die Hirtenflöte und die Leier beispielsweise, und dann hatte er es wieder eingehandelt (Apoll! der Gott der Künste und Wissenschaften, angeblich, aber noch nicht einmal das hatte er zuwege gebracht!), und dann hatte er wieder eine kleine Nymphe verführt – es war ein Götterleben damals als Götterbote, zweifellos!

Doch dann wuchsen die Menschen heran, ein zweifelhaftes Geschlecht, immer unsicher, immer schwankend, immer suchend nach Rat und Orientierung von oben – was nicht weiter erstaunlich war angesichts ihrer Sterblichkeit: welch eine eklatante Fehlkonstruktion, kaum wert eines homerischen Gelächters der unsterblichen Götter! Natürlich konnte ein solches Wesen nicht verstehen, und wenn die Menschen es einmal wenigstens bis zum Gelächter brachten, dann war es entweder der Misston der Schadenfreude oder das gellende Vogelgekreisch einer Horde, hysterisch, weit übergeschwungen, boshaft. Verstehen aber – ach, wie sollte man denn verstehen, wenn doch das eigene Dasein ein Rätsel war ohne Grund und Boden, das eigene Denken und Sprechen ein Hantieren

mit unscharfen, untauglichen Werkzeugen, und darunter strömten die Gefühle und Ängste, eine dunkle Macht, die nicht zu fesseln war, nicht in Worten und nicht in Begriffen. Erzählungen allerdings – das war etwas Anderes!

Aber dafür gab es ja Hermes. Sein Erden-Geschäft kam immer mehr in Schwung. Nun sprachen die Götter schon lange nicht mehr selbst, sie hatten in letzter Zeit öfters den Wohnsitz gewechselt, keiner wusste mehr genau, wo sie sich gerade aufhielten, aber andere hatten sich zu ihren Stellvertretern aufgeschwungen: die Dichter. Ganz am Anfang wurden sie bestaunt wie Propheten: Wie sie die großen Erzählungen vortrugen, im sanften Rhythmus des Verses, der einen hören ließ, wie das eigene Blut rauschte und das Herz pulsierte, eine Beschwörung ohne Ende, ein Rausch einer Sprache, die nicht mehr ein grobes Werkzeug menschlicher Ungeschicktheiten war, sondern geschmeidig und wandelbar, zu einem Gesang werden konnte wie zu einer Liebesklage, zu einem Loblied, einem Drama gar. Die Dichter erzählten die alten Geschichten nun immer neu, Verwandlung war ihr ewiger Trick: Sie erfanden hier etwas dazu, ließen dort etwas weg, erdachten neue Namen, neue Varianten des erfindungsreichen Schicksals. Die alten Geschichten wurden lebendig, sie bekamen Arme und Beine, Hände und Füße, und sie liefen, wohin sie wollten, gelegentlich sogar ganz ohne jeden Sinn und Verstand überhaupt! Aber die Dichter waren, das verstand Hermes gut, auch eine Art von *trickstern*, wie er selbst: Früher hatten sie noch Wahrheit gesprochen, göttliche Wahrheit, nun aber wurden sie Meister der Lüge – und war auch das nicht eigentlich nur ein ganz kleiner Unterschied, eine andere Perspektive, eine kleine Wendung der Worte nur? Woher sollten die Menschen denn wissen, dass Wahrheit das war, was weh tat? Alles hingegen, was einem schmeichelte, was einem die Kehle hinunterlief wie sanfter, klebriger Honig, war ein süßes Gift, das schnell süchtig machte.

Und so kamen sie zu Hermes, sie kamen alle, die Gebildeten und die Ungebildeten, mit ihren kleinen und großen Fragen: Sag es uns, listenreicher und verständnisvoller Hermes, hilf uns, Bote der Götter, zeig uns den Sinn, sei unser Übersetzer, unser Führer durch den großen und den kleinen Text! (Wenig wussten sie, dass

er auch der Todesbote war, und dass Verstehen einen lebendigen Preis hatte) Und Hermes half. Half mit Tricks, half mit Methode, half mit Menschenverstand; er konnte Sinn auszahlen in kleiner und in großer Münze, für den Hausgebrauch und für die Existenzkrise. Bald musste er Subunternehmer einstellen, eine kleine Schar von Deutern, kaum angelernt und teilweise nur wenig begabt; aber gutes Personal war immer schon rar. Die großen Erzählungen behielt er sich aber selbst vor. Nicht, weil es so schwer gewesen wäre, sie zu deuten, nein, im Gegenteil: Es war eine große Freude und Wonne, ein Fest des Verstehens, dessen Hermes nie müde wurde und das er eifersüchtig bewachte: Ihre Festigkeit, ihre vielfältig verknüpften Bezüge, ihre immer neue und immer lebendige Form, das Leben, das sie geformt und dadurch gezähmt hatten und nun wieder ausstrahlten wie eine eigene Sonne, die neue kleine Galaxien gebar – diese Kunstwerke waren nur für einen Gott gemacht, und sie waren selten genug. Zudem war die Nachfrage nach ihnen nicht allzu stark: Nur wenige menschliche Wesen trauten sich in diese Hochgebirge der Kunst, wo die Atemluft schnell dünn wurde, weil die Werke schwanger gingen mit so vielen neuen Gedanken, ein Gipfel am anderen und Horizonte ohne Ende. Höhenhermeneutik, so nannte Hermes das bei sich, und er machte sich einen besonderen Ehrgeiz daraus, diese Höhen auch ohne seine Flügelschuhe zu erklimmen; zwar war er ein *trickster*, aber immerhin ein göttlicher, er hatte Zauberei nicht nötig!

Die eigentlichen Tricks aber waren das Geschäft, in denen er seinen Hilfsdeuter unterwies: Denn das Verstehen war lehr- und lernbar, durchaus, selbst bei geringen Gaben, diese Wald- und Wiesenhermeneutik benötigte einfache Werkzeuge, handhabbare Begriffe, einen beschränkten Methodenkasten. Kundenorientierung, das sagte Hermes immer wieder: Denkt daran, mit wem ihr sprecht! Ihr müsst nicht nur verstehen, ihr müsst auch verkaufen! Es geht um ihre Seelen, nicht mehr und nicht weniger! Und es war ja nichts Verwerfliches daran, hier und da einen kleinen Sinn zu flicken, ein schmales Werk zu einer sehr schwammigen, aber auf jeden Fall großen Bedeutung aufzupusten, unter viel Oberfläche doch eine versteckte Tiefe zu entdecken (sie hatte sich aber gar nicht versteckt, sondern jemand hatte sie hineingedeutet,

heimlich). Manchmal jedoch konnte man sogar überrascht werden von einer Wahrheit, die sich versteckt hatte unter einem Berg von Floskeln und wildwachsenden Binsen; man musste nur den Wust an falschen Bedeutungen wegmähen und sie wieder zum Strahlen bringen.

Allerdings wurde das Material immer schlechter; das fand Hermes jedenfalls, und er war nun schon wirklich lange im Geschäft. Was brachten sie ihm da in seine Werkstatt, die doch ein Fachbetrieb war, empfohlen von Experten, geschult an großen Aufträgen und Herausforderungen, trittsicher noch in den größten Höhen des Sinns! Stückwerk, zusammengeschustert, unausgegoren; so halt- und formlos, dass die Deuter selbst mit den allereinfachsten Werkzeugen versagten: Schaum und Schwamm, wohin man stach, keine Substanz, kein Zusammenhang, nur Worte, Worte, Worte, und nicht einmal eine kleine witzige Lüge dahinter! ‚Revolutionär‘ nannte man das dann, ‚kreativ‘ war sowieso schon alles und jedes (kreativ! Hermes war kurz davor, noch einmal in ein homerisches Gelächter auszubrechen, das war ihm schon lange nicht mehr passiert: Dachten doch diese Menschlein tatsächlich, etwas Neues schöpfen zu können im Angesicht der Götter!), und seit einiger Zeit musste es auch ‚relevant‘ sein. Anderes wiederum war derart erschreckend und gewaltsam sinnlos, dass man es kaum verantworten konnte, das ungeschützte Personal damit zu konfrontieren. Gelegentlich erschien auch noch ein großes Kunstwerk, völlig unerwartet, wie noch jedes Wunder der Natur; natürlich wurde es, sehr erwartbar, am wenigsten verstanden. Aber das meiste war unvermeidlich trivial: ein immer dünnerer Aufguss des Immergleichen, nach uralten Rezepten zusammengebraut, die aber immer noch, es war wirklich erstaunlich, Wirkung zeigten! Manches war so extrem trivial, dass es einen hinterrücks überholte, während man noch gähnte, und dann nach der Kurve als genial wieder auftauchte! Hermes musste zugeben, dass es funktionierte. Perfekte Trivialität, das war es, was die Menschen wollten. Keine Götter, um Gotteswillen! Von Verstehen durfte man schon längst nicht mehr reden; Verstehen war ja irgendwie, wenn er das recht verstanden hatte, eine Art Bevormundung von durch nichts legitimierten sogenannten Übersetzern, die sich anmaßten, fachkundig

über das sprechen zu können, was doch jenseits aller Fächer und Schubladen und Kategorien war: das Schöne! das Werk! die – es juckte ihm auf der Zunge, leicht allergisch, so wie wenn er einen Hund sah – Kreativität!

Nun gut, auch Hermes konnte mit der Zeit gehen, wer sonst, wenn nicht er; er hatte sie so oft schon überholt mit seinen Flügelschuhen, er kannte sie von hinten und von vorn, und am Ende war sie nur: eine entfernte Verwandte des Todes. Und so betrieb er weiter sein immer noch expandierendes Deutungsgeschäft, das inzwischen unter den verschiedensten Titeln firmierte, eine Abteilung für virtuelles Verstehen hatte, eine politische Filiale für *spin*-Doktoren und *framing* sowie eine besonders gern in Anspruch genommene Expertengruppe für exotische und völlig abwegige Deutungen mit garantiertem Neuheitssiegel (man hatte viele gut zahlende Kunden in der Wissenschaft). Er ließ sich jedoch nur noch selten sehen. Gelegentlich nahm er sich einige seiner Lieblingswerke wieder vor und gewährte sich ein kleines hermeneutisches Festmahl; aber dann rief wieder ein Notfall, eine politische Krise musste bewältigt werden, ein neues Narrativ gestrickt und mit Windeschnelle verbreitet unter den Meinungsbildnern der Zeit.

Heimlich aber arbeitete er an seinem *opum magnum*: dem Verstehen des Todes. Natürlich war er nicht davon betroffen, der Tod war ein Problem anderer Leute und von minderer Bedeutung für einen Götterboten; aber er war zweifellos die ultimative Herausforderung für den Sinn und das Verstehen, gerade weil er ihm so fremd war. Das Eigene verstehen, nun ja, das war ja gar nicht so schwer, wenn man den wesentlichen Trick einmal erkannt hatte: die Distanz nämlich, den Abstand, den man von sich selbst nehmen musste, den winzigen Schritt zurück vom Spiegel, und dann noch einen, und dann noch einen – und gerade wenn man meinte, sich nur noch ganz unscharf sehen zu können, sich selbst verloren zu haben, nur noch das Bild im Spiegel war da und es schaute auf einen zurück – kam mit einem Ruck die Einsicht. Der Tod jedoch war das Fremdeste für ihn, und in all den Jahrhunderten hatte Hermes nicht verstanden, wo er sie eigentlich genau ablieferte, die Sterbenden, die so verzweifelt um ihr Leben gekämpft hatten,

obwohl sie doch wissen mussten, verstanden haben sollten, dass das keinen Sinn hatte!

Und so trat Hermes vor den Spiegel, der ewige Jüngling in seiner ewigen Jünglingsschönheit; und dann trat er einen Schritt zurück, einen winzigen. Und dann noch einen. Schon verschwammen die langen, anmutig geformten Glieder, die Schenkel, die ein Gedicht waren; noch einen Schritt, und auch die sanft gewölbte Brust geriet ins Uncharfe. Kaum spürte er noch die Flügel an seinen Füßen, jetzt waren auch sie fort. An seinen Augen wollte er am längsten festhalten, sie hatten durch die Zeiten geblickt und in alle Tiefen des Verstehens. Aber schon waren sie verschwunden. Und aus dem Spiegel blickte ein Wesen, alterslos, hilflos, flügellos, erdenschwer. Hermes fühlte einen vertrauten Schauer. Er – wer immer er auch jetzt war – hielt dem Blick stand, für einen Moment. Dann – aber nun versagen die Worte und die Begriffe – verschmolz er mit dem Wesen im Spiegel. Als er zurückkam, war er ein Anderer.



KASSANDRA UND DIE WUNSCHMASCHINE

Sie hatte sich versteckt. Es war nicht ganz leicht gewesen, einen Ort zu finden, der *offline* war; das weltweite Netz erstreckte sich inzwischen bis in den letzten noch nicht abgeholzten Regenwald, überzog die wenigen noch nicht vollflächig betonierten Landschaften, ja ließ einen selbst auf den schmutzigen Eisschollen des dahingeschmolzenen ewigen Eises nicht allein. Unheil, Katastrophe, Untergang, so scholl es aus allen Kanälen, die *social media* quollen über von Verschwörungstheorien, in den Medien runzelten rund um die Uhr besorgte Experten die weisen Stirnen, auf den Kinoleinwänden wurde die Apokalypse zelebriert, immer schneller, immer schrecklicher, immer schöner. Allenthalben ‚Kassandrarufe‘, Cassandra konnte die abgegriffene, ausgelutschte, bis zum Erbrechen überstrapazierte Floskel nicht mehr hören! Sie wusste genau, all die Rufer hatten völlig vergessen (wenn sie es überhaupt jemals gewusst hatten!), wer das war, wer sie war, Cassandra. Sie kannten weder ihre Geschichte noch ihr Schicksal, und wenn sie vom trojanischen Krieg sprachen, meinten sie einen auch schon etwas in die Jahre gekommenen Hollywood-Film mit Brad Pitt. Cassandra hatte schon vieles verflucht, vom Gott Apollo an, dem schönen, alles überstrahlenden Gott des Lichts, der Heilkunst, der Wissenschaften und Künste; nach Troja aber hatte er die Pest geschickt, damals, er war parteiisch wie sie alle waren, die olympischen Götter, ungerecht, blindwütig, Tod bringend wie Leben schenkend im Zwinkern eines Götterauges. Eine Mondfähre hatten sie nach ihm, nach Apollo benannt, ausgerechnet! Sie hatte den besten Grund ihn auf den Mond zu schießen, sie allein. Ein Killer war er, der schöne Apoll; lachend hatte er die Kinder der Niobe getötet, alle sieben, mit seinem weitreichenden, nie fehlenden Bogen. Unzählbar waren aber auch seine Günstlinge gewesen, Männer und Frauen, und sie, Cassandra, war nicht die Geringste unter ihnen gewesen! Natürlich war sie damals seinem Charme erlegen, wie sie alle; und er war ihrer Schönheit erlegen, der sagenhaften Schönheit der trojanischen Königstochter Cassandra, die mit Aphrodite selbst in einem Atemzug genannt worden war! Ach, ihre vielgerühmte Schönheit. Sie war der stärkste Fluch, der eine Frau treffen

konnte, stärker als Hässlichkeit, Nichtbeachtung, Schmähung gar. Warum sie Apollo dann im letzten Moment zurückgewiesen hatte, bevor er in sie eindringen konnte, mit einer Bewegung des schönen Kopfes nur, einem Zucken in den Mundwinkeln – sie wusste es selbst nicht genau. Sie hatte gespürt, dass er ihr sein großes Geschenk bereits gemacht hatte, die Gabe der Prophezeiung – sie sagte aber lieber: Weissagung –, die ihren ganzen jugendlich-prachtvollen Körper schauern ließ mit ungeahnten Gesichtern und einem ganz neuen Gefühl: Sicherheit, Gewissheit, aber auch: Unentrinnbarkeit. In diesem Moment war sie helllichtig geworden, und Apollo selbst war das erste Opfer dieser Hellsichtigkeit geworden, bevor sie es selbst noch verstanden hatte. Da hatte er sie verflucht, mit diesem verdammten Lächeln im immer noch strahlenden Gesicht, der Gewissheit des geborenen Gottessohnes und dem Hochmut des Herrn aller Orakel: *Niemand wird dir glauben, Cassandra, merk dir das. Alles wirst du sehen, alles wirst du wissen, und niemand wird dir auch nur ein Wort glauben. Niemand!* Und hohnlachend war er verschwunden, sein Strahlen leuchtete ein wenig nach in der dunklen Stube, und das Schauern ihres Körpers hielt noch Stunden danach an.

Natürlich hatte sie nicht gleich verstanden, was das bedeutete. Die Schwere dieses leichtfüßig dahingesprochenen Fluches hatte sie erst langsam eingeholt, und mit jeder einzelnen weit vorher gesehenen und dann doch, trotz aller Warnungen, eingetretenen Katastrophe war er schwerer geworden. Manchmal dachte sie, ihr ganzer Körper sei mit jedem Nichtgehörtwerden, mit jedem Mal-Wieder-Rechthaben schwerer geworden, er war jetzt so schwer wie ein kleiner Mond, und er zog mit seiner immer noch wachsenden Schwerkraft Katastrophen an wie kleinere Himmelskörper. Kaum konnte sie sich noch erinnern, was sie alles prophezeit hatte, von ihrem Gesellenstück, dem berühmten trojanischen Pferd an (ein Pferd! noch heute konnte sie der Gedanke beinahe zum Lachen bringen, es war ein seltsam ungeschickt zusammengeflicktes Wesen gewesen, eher eine Chimäre denn ein lebendiges Pferd, und nur der unbeirrbare Siegeswunsch der Trojaner hatte es zu einem Pferd belebt). Den Niedergang Roms, den Fall so vieler Staaten und Herrscher, die großen Epidemien, die ganze Erdteile

ausgelöscht hatten, alles hatte sie vorhergesagt; geschrien und gewütet hatte sie gegen die Sinnlosigkeit der Kreuzzüge, die immer bizarrer werdenden Religionskriege, die Revolutionen, in denen sich Jahrhunderte der Unterdrückung blutig entluden und die man hätte vermeiden können, alle, mit nur ein wenig Klugheit und Voraussicht und Mut zur Wahrheit. Umsonst, alles umsonst. Wer hörte schon einer Frau zu. Eine Hexe hatten sie sie genannt, sie konnte schon gar nicht mehr zählen, wie oft sie verbrannt worden war, und noch im Sack hatte sie ihnen ihre Zukunft in die tauben Gesichter gebrüllt.

Dann war der sogenannte ‚Fortschritt‘ gekommen, und eine Zeitlang war sie auf einmal eine gefragte Person. Viele waren geradezu versessen darauf gewesen, die Zukunft in den düstersten Farben zu malen –weil man so viel Geld damit verdienen konnte! Die bevorstehende Apokalypse war ein Marktplatz geworden, wie alles andere auch, und an ein gutes Ende glaubten nur noch diejenigen, die mit ihrem Berufsoptimismus den Marktplatz gleich nebenan besiedelt hatten. Beide jedoch, die Untergangspropheten wie die Alles-wird-gut-Gurus, dachte Cassandra seufzend, litten an der gleichen Krankheit, inzwischen war sie überzeugt davon, dass sie angeboren war: Es war einer Art Realitätsblindheits-Gen, das es den meisten Menschen völlig unmöglich machte, die Welt so zu sehen, wie sie wirklich war, interesselos, unbeteiligt, jenseits der eigenen beschränkten Wünsche, Hoffnungen und Verblendungen. Der Wunsch, dachte Cassandra, ist beim Menschen immer der Vater des Gedankens, und sein Denken ist deshalb männlich von Anfang an und von Grund auf: Es will nur Macht, Bestätigung, Eroberung, Überzeugung; an Erkenntnis ist es so wenig interessiert wie an Einsicht oder gar Wahrheit! Das hätte sie schon an Apollo sehen können, damals; er wollte gar nicht sie persönlich, so wusste sie nun, er wollte seine eigene Allmacht, sein eigenes Eroberertum, seine übermenschliche Blendungskraft bestätigt sehen. Und wahrscheinlich war es nur ein biologisches Versehen, eine Art Gendefekt, dass ausgerechnet sie von Anfang an die Welt so sah, wie sie war, und dass ihr ihre eigenen Wünsche fremder waren als ihre Gedanken. Einmal nur, einmal hatte sie sich einen Wunsch erlaubt; und wozu hatte das geführt?

Nun aber war ihr das alles endgültig zu viel geworden. Natürlich, man hatte auf sie gehört in letzter Zeit, man hatte sie ausreden lassen, aber was hatte es genützt? Nichts. Eine Inflation des „*Man muss!*“ in den Kommentarspalten, aber es waren nur Worte, immer größere Worte, denen niemals Taten folgten. Da hatte sie verstanden, dass Apollos Fluch in zwei Stufen gezündet hatte, so wie die nach ihm benannte Rakete: Die erste Stufe war das Nicht-Gehört-Werden, die zweite das Nicht-Handeln. Manchmal hatte Cassandra sich gewünscht, dass sie selbst andere Mittel gehabt hätte als Worte, aber noch nicht einmal die in 3-D aufs anschaulichste verfilmten Katastrophenszenarios hatten eine Wirkung gehabt außer einem wohligen Weltuntergangsgruseln. Nein, das Wunschenken war sogar proportional zu jeder erkannten und benannten und gezeigten Katastrophe immer mehr angeschwollen. Jetzt war es schon eine Blase, die die ganze Welt umspannte – und sie meinte damit nicht das Internet (das Internet war nur eine moderne Variante des alten Chaos, unzähmbar und unendlich und unterhaltsam), sie meinte die unbedingte Verpflichtung aufs Positive, den ‚*Alles-wird-Gut-Wahn*‘. Demnächst, so sah sie aufs Genaueste, würde jeder Mensch spätestens mit Erreichen der Volljährigkeit einen Eid ablegen müssen, der ihn verpflichtete, jeden negativen Gedanken schon im Keim zu ersticken und stattdessen positiv zu denken, immer nur das Beste anzunehmen, allen und jedes zu lieben, zu bestätigen und zu umarmen, bis dass die ganze Erde ersticke an einer einzigen großen Umarmung, die keinem mehr das geringste Quäntchen verseuchter Luft zum Atmen ließ. Die Vorstellung vereinigte sich in ihrem düsteren Gemüt magisch mit einem ewig strahlenden Apollo, der die ganze Welt zu seiner Geliebten gemacht hatte, und niemand hatte sich mehr gewehrt, niemand. Es war aber eine Vergewaltigung gewesen, eigentlich, wenn man genau hinsah.

Kassandra aber sah, dass das Unheil kommen würde, es würde unabwendbar kommen und es würde alles vernichten. Es würde nur auf eine ganz andere Art und Weise kommen, als die Unheils-Industrie es prophezeit hatte. Es würden nicht die großen Katastrophen sein; so viele Klimakrisen hatte die Welt schon überstanden, Kriege und Flüchtlingsströme, Hunger und Mord, Dummheit

und platte Ignoranz. Im Angesicht von Katastrophen hatte die Menschheit offenbar eine ans Wunderbare grenzende Anpassungskraft; sie würde eine neue Eiszeit überstehen und ein neues Mittelalter, einen Atomkrieg und das Verschwinden eines Großteils aller Arten (natürlich mit monströsen persönlichen Kosten, aber in solchen Kategorien dachte Cassandra nicht). Nein, die Menschheit würde sich selbst beenden einfach durch den Verlust an Lebensfähigkeit. Immer deutlicher sah Cassandra, wie sich ein neuer Virus ausbreitete, er hieß: *„Niemand ist schuld“*, wenn sie noch schlechterer Laune war als gewöhnlich, nannte sie ihn auch den *„Vollkasko-Virus“*, er war ein direkter Abkömmling des *„Alles-wird-gut-Wahns“*. Niemand wollte mehr für irgendetwas verantwortlich sein; allerhöchstens noch sehr abstrakt für den Weltfrieden oder ein wenig für das Klima, aber ganz sicher nicht persönlich für seine Gesundheit, das Gelingen seiner Freundschaften und Liebesverhältnisse, die Erziehung seiner Kinder, die Entwicklung seiner geistigen und körperlichen Fähigkeiten, die Art und Weise, wie er sein doch so hochgeschätztes und über alles Andere gestelltes Leben lebte. Nein, schuld war immer jemand anders, und wenn es nicht so ging, wie es hätte gehen sollen, hatte man Anspruch auf Schadenersatz. Dafür gab es schließlich Gerichte, und oh, die Gerichte, was urteilten sie, nachdem die menschliche Urteilskraft sich ganz darauf konzentriert hatte, entgangene Ansprüche auf vollständiges und allzeitiges Lebensglück in Zahlen umzurechnen!

Auch das hätte man schon aus dem trojanischen Krieg lernen können. Aber niemand hätte damals ahnen können, dass dieses ein Virus war, der Individuen befiel, und zwar umso stärker, je mehr sie sich als Individuen, als vermeintlich unverwechselbare, unersetzliche und von einer wundersamen Macht mit unveräußerlichen Rechten ausgestattete Einzelwesen sahen. Aber verantwortlich sein für das eigene Handeln, oh nein! Demnächst würden sie eine Versicherung einführen, die gegen jedes absehbare und nicht-absehbare Lebensrisiko absicherte. Und dann würden sie sicherheitshalber ihre vollausgestatteten, *„intelligenten“* Wohnhöhlen nicht mehr verlassen und das Leben ganz ins Virtuelle verlagern, wo man sich niemals ein Bein brechen oder auch nur einen kleinen Zeh ein wenig anstoßen konnte geschweige denn etwas hören

musste, was vielleicht ein fremdartiger oder gar ein erschreckender Gedanke war. Zurück in die Höhle, genau. Leben war einfach zu gefährlich, und die Glücksrente nicht zuverlässig genug. Aber wem sollte man das erklären? Es war keine Katastrophe, es passte nicht, wie man neuerdings sagte, ins Katastrophen-, ‚Narrativ‘. Es war einfach der schmutzig schleichende Gang der Dinge unter der Diktatur des Wohlfühl-Imperativs vereint mit dem Wunschdenken-Virus. Das menschliche Leben würde an sich selbst ersticken, in kleinen Schritten und ganz und gar unauffällig. Es würde stranguliert werden von den eigenen, immer feiner ausformulierten Verordnungen und Verboten, konnte man es nicht schon sehen an der Sprache? Himmel, wie sollte man denn warnen, wenn man jeden verstörenden Gedanken (und waren nicht die verstörenden Gedanken diejenigen, die einen weiterbrachten?) hinter einer bedeutungslos gewordenen Worthülle verstecken musste, so lange, bis die Worte nur noch ausgeblutete Hüllen von einstmaligen lebendigen Gedanken waren?

Kassandra sah sich um in ihrem Versteck. Es war eine Höhle, was sonst. Es gab da draußen keinen Platz mehr für sie, sie hatte sich selbst überflüssig gemacht. War sie gar – selbst schuld daran? Hatten nicht ihre unablässigen Warnungen dazu geführt, dass die Menschen nun im Angesicht der drohenden Katastrophen und Weltuntergänge ihr Lebensglück auf Raten in harter Münze ausgezahlt haben wollten, ohne jemals auch nur einen Groschen dafür eingezahlt zu haben? Hatte sie die Ängste fettgefüttert, die nun übergroß über einer Menschheit schwebten, die für sich selbst nur das Beste wollte und immer das Schlimmste befürchtete und niemals, niemals auf die Idee kam, dass das Leben dazwischen stattfand? Apollo, verflucht, dreimal verflucht seist du, Apollo, dachte Kassandra in ihrer Höhle, Gott des strahlenden Wunschdenkens und der aus dem Nichts kommenden todbringenden Katastrophe! Sie haben niemals aufgehört an dich zu glauben, auch ihr Einer Gott war ihnen nur eine Lebensversicherung, und die Hölle haben sie abgeschafft, weil sie ihnen im Weg war; wahrscheinlich würde man sie sonst heute einen „indigenen Lebensraum mit anderem Temperaturprofil“ nennen müssen! Kassandra bemerkte, wie bei dem Gedanken etwas in ihr aufstieg, das ihren Körper auf eine

ganz neue Art schauern machte. Es war eine Art kleines Kitzeln, innen in der Kehle, und es drängte nach oben und wollte nach draußen, und auf einmal musste sie lachen; sie lachte, bis ihr der Bauch wehtat und die Tränen kamen, und dann lachte sie noch ein wenig weiter, weil es so wehtat und so befreiend war. Vielleicht war das ganze ja nur ein großer Spaß?

(Der Mythos erzählt, dass Cassandra später eine kleine Denkfabrik gründete, es war in den Anfangszeiten des großen „Alles-wird-gut“-Gelübdes. Sie lehrte dort, mit wenigen Anhängern und Eingeweihten, die Kunst des abwiegenden Urteils und des mäßigen Lebens und des befreienden Lachens. Aber danach verschwindet ihr Schicksal im Dunklen der Geschichte).

HEPHAISTOS HINKTE

Natürlich sind die Götter gesund. Wer vollkommen ist und unsterblich dazu, kann ja wohl nicht anders als gesund sein? Aber halt, hinkt da nicht jemand im Hintergrund durchs Bild, eine massive, etwas verkrümmte, ziemlich bitter dreinschauende Gestalt mit einem Hammer in der Hand? Ach so, es ist nur Hephaistos! Der Schmiedegott, ein grober Kerl, und auf dem Olymp eher geduldet; und macht er nicht wirklich eine lächerliche Gestalt mit seinem Hinkebein? Hermes macht ihn gern nach und zieht die Flügelschuhe wie gelähmt hinter sich her, und dann gibt es mal wieder ein homerisches, nichtendenwollendes Göttergelächter. Aber man braucht ihn, den hinkenden Hephaistos! Er ist nämlich geschickt, mit den Händen, er strotzt vor Kraft, und hat er nicht allen seinen hämischen Verwandten ganz wunderbare Dinge gebastelt? Aus seiner Werkstatt stammen der Zepter und der Donnerkeil seines Vaters Zeus, die Throninsignien sozusagen (man munkelt aber, Zeus sei gar nicht sein Vater gewesen, Hera habe Hephaistos vielmehr selbst gezeugt, *Parthogenese*, selbst ist die Frau, und dann das missratene Balg, das aus ihrem Schenkel kroch, zornentbrannt vom Olymp herabgeschleudert)? Der jungfräulichen Jägerin Artemis hat er den Bogen geschmiedet und Ares die prächtige Rüstung, für Poseidon den Dreizack geschärft und für Helios den Wagen entworfen, mit dem der Sonnengott nun stolz täglich seine Bahn

zieht. Natürlich, das mit dem Netz, in dem er seinen Nebenbuhler Ares bei der schönen Aphrodite im Bett gefangen hatte, seiner Gattin, seinem ganz persönlichen Trostpreis für all die erlittene Schmach der ungerechten Göttereltern – das war schon ziemlich frech gewesen! Aber die olympischen Götter hatten dann doch beschlossen, darüber nichtendenwollend zu lachen. Hephaistos, ach, der arme Hephaistos! Was täte man nur ohne ihn?

Und nun hat er schon wieder einen neuen Auftrag von Zeus bekommen, seinem Rabenvater. Diesmal soll er zwei mechanische Dienerinnen zusammenbauen, wofür soll das nun wieder gut sein? Demnächst werden sie noch Krücken von ihm haben wollen! Oder Brillen, für all die blinden Dichter. Auf der Erde, bei den Menschen, hat er gehört, gibt es eine neue Krankheit. Hatte Pandora etwa wieder einmal ihre Büchse geöffnet? Natürlich war auch sie sein Werk gewesen; aus Lehm hatte er sie geschaffen, weil Zeus der Meinung war, Prometheus sei immer noch nicht genug gestraft für den Raub des göttlichen Feuers. Und wie über alle Maßen schön war sie ihm geraten, ihm, dem hässlichen Hinkfuß! Noch stolzer allerdings war er auf die Büchse, Pandoras Geheimwaffe. Alle Übel der Welt solle sie enthalten, so hatte Zeus, sein Rabenvater, es ihm eingeschärft; und dazu noch die Hoffnung – denn nur so würden all die Übel erst zur vollen Entfaltung kommen! Es sei wie mit der Leber des Prometheus, immer wenn man gerade meinte, dass die Wunde sich schließe, wenn man in der Ferne einen kleinen Hoffnungsschimmer erahne, sich gerade aufzurichten beginne, um die Sonne wieder zu sehen, das allerfreulichste Licht – stelle sich heraus, dass es wieder einmal eine falsche Hoffnung war.

Hephaistos hätte man das nicht sagen müssen. Denn hätten die allmächtigen Götter, seine lieben Verwandten, nicht genauso gut sein hinkendes Bein heilen können wie es zerstören? Aber dann hätten sie ja zugeben müssen, dass sie einen Kranken unter sich geduldet hatten! Manchmal hatte er das Gefühl, er sei der Einzige, der einen gesunden Verstand hatte in dem ganzen Haufen, vor allem, wenn sie mal wieder in ihr berühmtes nichtendenwollendes Göttergelächter ausbrachen; ja, dass sie ihn sogar in einer schwer definierbaren Weise brauchten, und zwar nicht nur als Ingenieur und Erfinder. Ein gesunder Verstand in einem kranken Körper,

das war er, Hephaistos, das Monster! Aber dann dachte er lieber wieder über die zwei mechanischen Dienerinnen nach, die er bauen wollte. Sie würden wie zwei kleine Menschlein sein, ununterscheidbar. Vielleicht würde er ihnen sogar ein Gehirn geben.

HERAKLEIA AM SCHEIDEWEG EINE ENTLAUFENE ALLEGORIE ZUM INTERNATIONEN FRAUENTAG

Es ist einer der Ur-Erziehungsgeschichten schlechthin. Sie spielt im antiken Griechenland und erzählt, wie der junge Herakles, in der Blüte seiner Helden-Adoleszenz und in Erwartung großer Dinge, über sein weiteres Leben nachdenkt und dabei an einen Scheideweg gerät, einen innerlichen wie einen äußerlichen, gefasst von dem Sophisten Prodikos in eine nur allzu-fassliche Allegorie. Es erscheinen dem jungen Heros nämlich zwei schon äußerlich sehr unterschiedliche Frauengestalten. Die eine ist aufgebrezelt wie Kim Kardashian und will ihn verführen; sie verspricht ihm ein Leben voller Genüsse und ohne jede Arbeit und Last und Zwang. Die andere, im schlichten Gewand und ungeputzt (nein, kein Beispiel fällt bei), will ihn überzeugen; sie preist ihm ein Leben im Dienste der Tugend voller Arbeit, aber auch voller Ehre an. Nun gut, der Erzähler hat einen ziemlichen *bias* in der Präsentation und rhetorischen Ausschmückung dieser Wahl, aber das war es gar nicht, was mich am meisten bei dieser Geschichte beschäftigte. Vielmehr versuchte ich mir vorzustellen, wie die Allegorie denn funktionieren würde, wenn Herakles – Herakleia wäre; also eine junge Frau, die versucht, eine Entscheidung über ihren Lebensweg zu treffen. Das ist nun eine berechtigte Frage, nicht nur am Internationalen Frauentag, und ich ging deshalb etwas in die innere Einsamkeit meiner Schreibstube und imaginierte mir zur Feier des Tages –

Herakleia, sie steht an einer Lichtung im Wald, und zwei Wege liegen vor ihr. Herakleia ist jung, hübsch, und es ist ihre Lieblingsstelle: ein Platz voller guter Gedanken (Plätze guter Gedanken erkennt man daran, dass man dort gern Yoga machen würde. Oder umgekehrt). Aber heute hat Herakleia zweifelnde Gedanken; sie

knabbert an ihrer Lippe und denkt an ihre Zukunft. Da treten ihr zwei – nein, es sind gar nicht Männer-, sondern Frauengestalten entgegen! Natürlich ist es nett, sich den jungen Brad Pitt vorzustellen, in der Blüte seiner augenzwinkernden Verführungskraft; und der andere wäre vielleicht – nee, nicht Peter Sloterdijk, das würde so nicht funktionieren. Denn eigentlich, eigentlich, so dämmert es mir an dieser Stelle – müssen es wohl zwei Frauen sein. Sie ist schließlich nicht Helena, sondern Herakleia; und sie will sich nicht verlieben, sondern sich entscheiden!

Es nähern sich Herakleia also zwei weibliche Gestalten (nicht divers, das wäre noch eine andere Geschichte. Eindeutig weiblich) aus zwei verschiedenen Richtungen. Die erste läuft etwas unnatürlich, so also würde sie auf einem unsichtbaren *Cat Walk* entlang stolzieren; dazu passen auch die High Heels einer bekannten Designer-Marke, deren roten Sohlen grell im grünen Gras leuchten. Sie ist in ein enges Kostüm gepresst, man ahnt mehr als dass man es sieht, dass solche Körperformen außerhalb der virtuellen Welt nur durch Einsatz streng einschnürender Mittel geformt werden können. Ihre samtig-langen Haare hat sie Undinen-artig über die eine Schulter gelegt, reflexartig streicht sie immer wieder darüber, dann sieht man ihre Finger mit den langen künstlichen Nägeln schimmern. Überhaupt schimmert alles etwas an ihr, von der Haut über das Handy bis hin dem schmalen Pad, das sie aus einer schimmernden Designer-Tasche zieht; offensichtlich hat sie eine *Powerpoint*-Projektion vorbereitet. Sie schaut sich etwas unsicher nach einer Steckdose um –

Nein, so geht das nicht, ruft Herakleia energisch dazwischen. Sie rauft sich die Haare dabei. (Welche Farbe haben ihre Haare eigentlich?)

Wie bitte? (das hatte ich auch nicht vorhergesehen. Aber wenn Geschichten sich selbständig machen, soll man sie laufen lassen).

Das geht so nicht, wiederholt Herakleia, jetzt etwas sanfter. *Total das Klischee, du hast zu viel amerikanische Serien gesehen!* (Ja, könnte sein)

Ja nun, wende ich ein, *das ist nun einmal das Wesen von Allegorien. Sie spitzen zu, sie übertreiben, sie machen Dinge über-sichtbar, und*

damit landet man nun einmal bei Klischees. Es ist ja nicht so, dass Klischees nicht wahr sein können!

Ja klar, kapiert, literarisches Mittel, sagt Herakleia, etwas gelangweilt. (Woher weiß sie das?) Bin ja nicht blöd. Bin sogar gebildet (wtf???), bin ja nicht Herkules, das Ding mit der Keule fand ich schon immer ziemlich daneben. Ich habe aber auch die eine oder andere Spielzeugschlange getötet in meinem Babystuhl. Und nun gut, wir können dein kleines Allegorie-Spiel ja weiterspielen; aber darf ich das Gegen-Klischee machen? (das Bild der Dame mit den High Heels ist derweil stillgestellt; sie ist in einem ungünstigen Moment erwischt, ihr Gesicht zeigt eine Spur von Schwäche, von Unsicherheit, von -)

Dann mach mal, sage ich.

Also, holt Herakleia aus (sie hat braune Haare übrigens; oder hatte sie eben nicht noch blonde?): Ich sehe eine Frau, mittleren Alters, sie läuft etwas watschelig auf Birkenstock-Sandaletten daher, sie sind nicht mehr ganz neu. Ihre Kleidung ist – dem Wetter und der Gegend angemessen, zweckbestimmt, praktisch, sie hat auch viele Taschen. Ihren Händen sieht man an, dass sie viel arbeitet, sie sind etwas rauh und ein Fingernagel ist eingerissen. Ihrer Figur merkt man an, dass sie Kinder gehabt hat, mehrere wahrscheinlich; danach ist sie nie wieder so richtig in Form gekommen. Sie versprüht einen Duft nach -warte, gleich habe ich es! -, ja nach Essig-Reiniger und Milchpulver, mit einer Kopfnote von Kamillentee. Mache ich es gut bisher?

Dafür, sage ich, dass das Klischee ja gar nicht so sehr in Serien verbreitet ist, machst du es sehr gut. Immerhin hast du ihr keine Kinder an den Rockzipfel gedichtet –

Ja, sagt Herakleia, hatte ich überlegt. Aber man soll nicht übertreiben, wenn man übertreibt! (Jetzt spuckt sie auch noch altkluge Aphorismen aus!)

Gut, lassen wir es dabei, sage ich. Jetzt kommt der zweite Teil der Allegorie, die beiden großen Ansprachen. Ich mach dann mal weiter, wenn ich darf?

Aber bitte doch! (Herakleia hat sich wieder verändert. Ihre Hautfarbe ist dunkler geworden, das Haar – wird, noch während ich schaue, schwarz und kraus? Heilige Diversität, wo soll das noch hinführen?)

Also, übernehme ich mit aller Erzähler-Souveränität, die ich noch meistern kann (meistern, dafür hätte ich auch gern mal ein weibliches Wort!): Frau Nr. 1, nennen wir sie, um im Klischee zu bleiben: die Powerfrau, zückt ein dickes, gleichwohl elegantes Marken-Portemonnaie, es ist bis zum Rand gefüllt mit Kreditkarten aller Farben und Banken. Du wirst reich sein, sagt sie, nein, nicht nur reich, sondern superreich! Du wirst leben von der Arbeit anderer, die du niemals zu Gesicht bekommst, denk nicht an sie. Du wirst Erfolg haben, nein: du wirst die Super-Karriere machen, du wirst in Aufsichtsräten sitzen und Regierungen beraten, die Presse wird sich reißen um dich, und du hast so viel Assistenten und Assistentinnen wie du brauchst, damit du dich um rein gar nichts kümmern musst. Männer wie Frauen werden dir zu Füßen liegen –

Herakleia kann sich nicht mehr zusammenreißen, es hatte die ganze Zeit in ihr geglückert, jetzt bricht sie in Gelächter aus: *zu Füßen liegen, ehrlich? Auch noch koloniale Metaphern, oder was? Werden sie auch meine Füße küssen? Ich bin kitzelig an den Füßen!*

Wenn du willst, knurre ich (das Gör! Nein, ich schaue jetzt nicht mehr hin, welche Farbe ihre Haare haben, wahrscheinlich sind es pinkfarbige Dreadlocks). Der Punkt ist: Du kannst Sex haben ohne Ende, mit wem auch immer, wann immer, wo immer, mit welchen Hilfsmitteln auch immer. Du wirst liebreizende, wohlerzogene, bildhübsche Vorzeigekinder haben, soviel und mit wem und auf welche Weise du willst; aber deine Geburten werden nicht schmerzen, und die Kinder werden dich nie belästigen. Du wirst durch die Welt in deinem Privat-Jet fliegen, in den hipsten Gourmet-Restaurants essen und die Sonne wird nie untergehen für dich!

Ach ja, sagt Herakleia verträumt, das habe ich mir schon immer gewünscht, direkt nachdem ich Indien fertig erobert habe, oder war es doch China? Und wahrscheinlich passiert auch all das noch klimaneutral und wer-weiß-wie-Öko-gelabelt? Bitte bitte! (sie schaut einen Moment wie Greta Thunberg, das war zu erwarten) Und Polarlichter, bekomme ich Polarlichter, zum Frühstück am besten?

Äh, sage ich, das war nicht im Rundum-Sorglos-Paket für die Erfolgsfrau. Kostet wahrscheinlich extra.

Finde ich schwach, sagt Herakleia. Soll ich den zweiten Teil wieder machen?

Aber sehr gerne doch! (ich sehe, wie sie nach und nach kahl wird. Es ist nicht gar nicht schlimm, weil sie einen schönen Kopf hat. Ihre Stimme wird dunkel)

Ich kenne dich Herakleia, und ich werde dir das Leben wahrheitsgemäß schildern. Vergiss niemals: Nichts Gutes geschieht ohne Mühe und Arbeit; und jedes Glück hat seinen Preis! Es kann sein, dass du Erfolg haben wirst in deinem Beruf; aber du musst deine Talente finden, sie ausbilden, und dann brauchst du immer noch eine Menge Glück. Du kannst Karriere machen, wenn du willst; aber glaube ihnen niemals, dass du alles haben kannst! Wenn du Karriere machst, ist es möglich, dass du die Freude an deiner Arbeit verlierst. Du wirst viele Dinge tun müssen, von denen du nicht überzeugt sein wirst; du wirst Kompromisse schließen müssen; du wirst Fehlentscheidungen anderer ertragen müssen. An der Spitze wirst du allein sein. Ein Netzwerk ist keine Familie. Eine Familie hingegen ist ein Projekt, und es ist eines der schwersten, weil es lebenslang ist und Opfer erfordert. Du kannst Kinder haben, Kinder sind ein Segen, und sie werden dir Schmerzen, Arbeit und Mühe machen; sie werden dir Enttäuschungen bereiten, aber auch unvergleichbares Glück. Es ist gut, wenn du dafür einen Partner hast. Du solltest deinen Partner sorgfältig auswählen. Es hilft, wenn man verliebt ist, aber es hält nicht ewig. Nach der Verliebtheit beginnt die Arbeit. Du wirst nicht immer so jung und schön sein, wie du heute bist. Du wirst alt werden, und du wirst krank werden. Gesundheit wird nicht geschenkt; sie ist etwas, wofür man arbeiten muss, und es geht nicht immer gerecht dabei zu. Sogar der Genuss muss erarbeitet werden, wenn man ihn beherrschen will und nicht von ihm beherrscht werden will. Doch je mehr Sinne du ausbildest, desto mehr Freuden wirst du haben können. Du musst sie aber auch verlieren lernen, denn du weißt nicht, was die Zukunft bringt, und es könnte gut sein, dass es schlimmer wird. Wenn du etwas zum Guten bewegen willst auf dieser Welt, geht das nur durch Arbeit und Mühe. Eine Gemeinschaft funktioniert nur, wenn viele gemeinsam für sie arbeiten, ganz konkret und Tag für Tag. Es gibt nichts Gutes, außer man tut es, hörst du! Und rede nicht zu viel davon. Sei sparsam mit Worten und sei sorgfältig mit Worten; aber schenke jedem, der es verdient hat, ein gutes Wort und ein Lächeln. Und vergiss niemals, niemals: Nichts Gutes geschieht ohne Mühe und Arbeit, und jedes Glück hat seinen Preis!

Ich bin sprachlos. Es war die Stimme der Vernunft gewesen, die gesprochen hatte, so klar und rein, wie man sie selten hört. Etwas Melancholisches hatte Herakleia beim Sprechen umschwebt, wie der kleine Dämon auf Dürers Kupferstich; einen Moment versuchte ich auch, sie als Athene zu sehen, mit dem Medusenhelm und einer Eule auf der Schulter, aber das funktionierte nicht, die Eule wollte nicht stillsitzen, und Medusa grinste. Und als ich wieder hinsah, war sie einfach nur – Herakleia, eine junge Frau, an einem Scheideweg in ihrem Leben und unsicher und voller Zukunft, die an ihrer Lippe knabberte.

Kulturelle Klischees, sagt sie (sie schaut in meinen Kopf. Auch das noch!). *Du musst aber auch immer deine Lieblings-Heldinnen recyceln, oder? Wie wäre es denn mal mit einem zeitgemäßerem Rollenmuster?*

Das war jetzt gegen die Spielregeln, sage ich. *Du solltest ein Gegen-Klischee zur Powerfrau entwerfen, eine brave Hausfrau oder so, oder wegen mir auch eine grün-aktivistisch-bewegte Vorstadt-Mami, oder – ach, irgendwas konservativ- oder progressiv-biederes! Aber das war ja –*

War mir zu langweilig, unterbricht mich Herakleia. *Und überhaupt, wer hat sich eigentlich diese dämlichen Spielregeln ausgedacht? Ein alter weißer Mann, gell?* (sie lächelt dabei, wir lächeln gemeinsam, und dann lächeln wir gemeinsam nicht mehr) *Alte weiße Männer hatten einige ziemlich gute Ideen*, sagte ich. *Klar*, sagte sie, *und einige ziemlich schlechte Ideen. Aber vielleicht kommt es ja eher darauf an*, sagte ich, *überhaupt Ideen zu haben, vorher weiß man sowieso von den meisten nicht, ob sie gute oder schlechte sind? Macht aber Mühe und Arbeit*, sagt Herakleia. *Kann ich nicht lieber den Ruhm von den Ideen anderer Leute abernten? Machen wir doch gerade*, sage ich. *Das Scheideweg-Spiel ist ja die Idee von jemand anderem, die wir uns, wie soll ich sagen: angeeignet haben? Aneignung*, sagte Herakleia, *ist ok, aber nur wenn sie – „Mühe und Arbeit macht“* sagten wir im Chor.

Außerdem muss ich ja vielleicht nicht gleich ganz so vernünftig werden, sagt sie mit einem Augenzwinkern und einer Stimme, die wieder ganz jung ist und ein wenig ab und ab hüpfte beim Sprechen, *oder? Ich kann ja erstmal ganz was anderes ausprobieren, irgendetwas dazwischen, mit High Heels und Arbeit und Mühe, oder mit Birkenstocks und dem MacBook? Die Schuhe hätte ich nämlich wirklich gern, egal welchen Weg ich dann damit gehe! Weißt du*, und dabei dreht sie sich

schon um, die ganze Allegorie ist halt eine ideelle Fehlkonstruktion. Es sollte kein Scheideweg sein, sondern eine Kreuzung. Mit ganz vielen Straßen, und man kann in ganz viele Richtungen gehen. Und man kann auch wieder umdrehen, wenn man erkannt hat, dass die Richtung falsch ist. Dieses ganze Entweder-Oder-Schwarz-Weiß-Szenario ist so – unproduktiv! Kann es auch ein Kreisel sein, rufe ich ihr hinterher, ihre Gestalt ist schon fast im Nebel ihrer Zukunft aufgelöst; und ich will eigentlich nur noch ein wenig mit der Metapher spielen und noch einen Moment selbst wieder jung sein. Das ganze Leben ist ein Kreisel, singt es zurück; es singt vielstimmig und ein wenig dissonant. Das ganze Leben -

SISYPHOS ALS AUTOR

Man hat sich den Autor als einen glücklichen Sisyphos vorzustellen. Er steht vor dem riesigen Berg, jeden Tag wieder, und er verflucht sein Schicksal. Doch eines Tages beschließt er, die Aufgabe freiwillig auf sich zu nehmen, denn auf einmal hat er einen gangbaren Weg gefunden: Er führt sanft über die Außenflanke und dann nur noch über einen ausgesetzten Grat hin zum Gipfel. Natürlich weiß er das Ende schon, am Ende wird, wie immer, der verdammte Stein wieder hinunterrollen. Was hatte er eigentlich Böses getan, um das zu verdienen? Irgendjemand musste ihn verleumdet haben! Natürlich, er hatte früher, bevor er ein Autor wurde, dann und wann den Tod überlistet, und der Tod war jemand, mit dem man sich besser nicht anlegte; auch mit dem Göttervater stand er nicht auf dem besten Fuß. Aber ihn deshalb gleich den verschlagensten aller Menschen zu nennen? Aber nun, was sollte man machen; die Götter hatten schon ganz andere Strafen verhängt, er dachte ein wenig melancholisch an Prometheus, an seinen Felsen geschmiedet, und jeden Tag kam dieser verdammte Geier und pickte ihm ein wenig an der Leber – nein, dann doch lieber seinen Stein, dabei blieb man wenigstens in Bewegung! Alle glücklichen Helden gleichen einander, dachte Sisyphos, und alle unglücklichen sind auf ihre Art unglücklich. Er hatte inzwischen den Stein ein ganzes Stück hinaufgebracht, über die Flanke war er schon

hinweg. Und so schob er weiter und knirschte mit den Zähnen und der Schweiß floss in Strömen. Aber schließlich war auch der Grat überstanden, er war er oben und schaute hinab auf die sich auf der Rückseite des Berges erstreckende Hochebene, viele Wege führten über sie, er konnte fruchtbare Täler erkennen und tiefe Seen. Und gerade, als der Stein von sich aus wieder zu ruckeln begann und ein wenig schon in Richtung Abgrund rollte, gab ihm Sisyphos einen Stoß in die entgegengesetzte Richtung, schrie: „*Wie froh bin ich, dass ich weg bin*“, und stürzte sich dem Stein hinterher.

II. PARABELN AUS DER FRÜHZEIT DER MENSCHHEITSGESCHICHTE



DIE PARABEL VOM KAFFEE- UND TEELADEN

Viele Menschen fragen sich, warum die Leute heute in so vielen Fragen immer in zwei Hälften zerfallen, die sich beide bis aufs Blut bekriegen; früher, so meinen sie sich zu erinnern, habe man doch noch verschiedener Meinung sein können, ohne sich gegenseitig zu beschimpfen oder gleich zu fordern, allen das Wort zu verbieten, die anderer Meinung seien. Eine Ladenbesitzerin erzählt:

Ganz am Anfang habe ich in meinem Laden Kaffee und Tee verkauft; es war nur ein kleiner Laden, aber manche Menschen trinken halt gern Kaffee und andere lieber Tee – ich selbst bin ja ein Tee- und ein Kaffeefan, es kommt halt auf die Tageszeit an oder die Stimmung, manchmal mag ich lieber einen schönen starken Kaffee, und manchmal einen sanften, beruhigenden Tee. Natürlich hat sich da eine ziemlich wilde Geruchsmischung ergeben, aber ich mochte auch das, und die Leute hat es früher nicht gestört. Viele haben auch gern ein bisschen an den verschiedenen Kaffee- oder Teesorten gerochen, bevor sie sich für einen entschieden haben, man kam ins Gespräch über die Vorzüge und besonderen Eigenschaften bestimmter Sorten, man gab sich Tipps, und viele kamen immer wieder. Aber dann haben als erstes die ganzen Coffee-Shops in der Nachbarschaft aufgemacht; immer wenn ein alter Laden zugemacht hat und es wirklich schon genug Nagelstudios gab, kam ein solcher Coffee-Shop, da gingen all die jungen Leute hin. Sie haben ja auch keine Zeit mehr, so habe ich gehört, um sich einen schönen Tee zu brühen oder gar einen frischen Kaffee zu mahlen, so viel wie sie unterwegs sind und arbeiten müssen und studieren und all diese *social media*, da ist man ja den ganzen Tag auf dem Sprung! Und viele kauften jetzt natürlich auch ihren Kaffee oder Tee im Internet, da kann man ja alles kaufen; aber dran riechen, das kann man im Internet natürlich nicht.

Aber das wäre schon irgendwie gegangen, viel Geld hat der Laden ja nie verdient, und ein paar Stammkunden sind mir treu geblieben. Was aber schlimm war, das waren die Streitereien. Auf einmal fing die Leute an sich zu beschweren, dass es hier so durcheinander röche. Man könnte ja seinen Lieblingstee gar nicht

richtig riechen. Und überhaupt, Kaffeetrinken sei ja so ungesund; könne man nicht einfach besser nur noch Tee verkaufen, für die richtigen Liebhaber und Genießer, nicht all diese hektischen und immer angespannten Kaffeetrinker? Denen aber gingen, wenn sie nun in den Laden kamen, die Teetrinker auf die Nerven. So ein Kult, stöhnten sie, um ein paar getrocknete Blätter; um alles müssten sie eine Zeremonie machen, das sei doch nun wirklich nicht mehr zeitgemäß; und an der Kasse brauchten sie endlos, bis sie einmal ihr Portemonnaie fänden, das ginge doch wirklich schneller mit der Kreditkarte! Aber nein, Oma muss ihren Tee kaufen, in kleinen Portionen, und mit Kleingeld bezahlen! Ich versuchte ruhig zu bleiben. Was sollte ich schon sagen. Aber es war nicht einfach. Da kamen manchmal diese jungen Familien, wollten den Kindern mal einen richtig altmodischen Laden zeigen, mit Theke und so, wo man Dinge lose kaufen kann, nicht in Dosen oder eingeschweißt in Plastik. Aber dann fragen sie als erstes, ob es das auch in vegan gibt. Und ob die Kräuter im Kräutertee ökonomisch korrekt und zertifiziert angebaut wurden. Beim Kaffee das gleiche. Die Kinder interessiert das alles natürlich überhaupt nicht, vielleicht riechen sie mal aus Neugier an einer Dose, aber dann wollen sie lieber wieder raus und einen Softdrink. Keine Ahnung, ob Cola vegan ist! Interessiert wahrscheinlich keinen.

Und überhaupt, das Internet. Dass mein Laden auch irgendwann auftauchte, mit irgendwelchen Sternen und Bewertungen, war wohl nicht zu vermeiden; wenn die Leute aber bloß nicht so gemeine Sachen schreiben würden! Und da steht es dann, für die Ewigkeit: Ich weiß nicht, ob meine Teesorten vegan sind. Ich verkaufe Tee und Kaffee, obwohl doch so viele wissenschaftliche Studien die gesundheitlichen Gefahren und Risiken des Tee- oder Kaffeegenusses – also je nach Forum, bei denen ist Tee total gefährlich, bei den anderen Kaffee – längst bewiesen hätten! Zu teuer sei ich. Zu wenig Personal, man müsse an der Kasse warten, bis all die Teetrinker sich ausgemährt hatten. Ach, ich schaue gar nicht mehr hin. Ich trinke einen Tee, wenn mir danach ist, und einen Kaffee, wenn mir danach ist. Aber das darf man schon niemanden mehr erzählen heutzutage. Es ist wie eine Art Glaubensbekenntnis geworden: Man ist ein Kaffeetrinker, oder man ist ein Teetrinker. Mit

den anderen spricht man nicht mehr, ja, man kann sie im Wortsinne nicht mehr riechen. Es ist ja auch tatsächlich so, dass man sich an Gerüche irgendwie gewöhnen muss; Kinder mögen sowieso meist weder Tee noch Kaffee, weder den Geschmack noch den Geruch. Aber wenn sie dann nur noch einen Geruch kennenlernen, je nachdem, in welche Schublade ihre Eltern fallen – falls sie überhaupt noch diese schlimmen Genussstoffe zu sich nehmen und nicht längst vollabstinent sind! –, dann denken sie eben, es müsse so sein, und das andere ist nicht nur fremd, sondern schlecht und sollte am besten verboten werden.

Ich meine, es ist ja irgendwie überall so. Katzen- und Hundebesitzer zum Beispiel. Natürlich sind das verschiedene Typen, ganz klar, wie alle Vorurteile stimmen auch diese zu einem gar nicht so kleinen Teil, auch wenn es natürlich immer Ausnahmen gibt. Ich selbst mag alle Tiere, und an Katzen mag ich ihre Selbständigkeit und an Hunden ihre Treue, aber eigentlich mag ich vor allem, dass Tiere nicht lügen und man immer weiß, was sie meinen, auch wenn es einem gelegentlich nicht passt. Aber inzwischen gibt es ja oft eine regelrechte Feindschaft zwischen Hunde- und Katzenbesitzern! Die einen werden geradezu hysterisch, wenn sie ein Hundehäufchen auf der Straße sehen und posten es gleich in alle Welt, mit entsprechenden Kommentaren auf den gewissenlosen Sch...-Besitzer dazu; und die anderen drehen hohl, wenn eine Katze mal wieder einen Vogel gerupft oder eine Maus gefangen hat oder ihren Garten umgewühlt. Ist halt Natur, in beiden Fällen, was soll man machen. Aber irgendwann reden die Hundebesitzer nur noch mit Hundebesitzern, auf ihren endlosen Internet-Foren oder in *chatrooms* oder im Notfall auch auf der Straße beim Gassigehen; und blicken verächtlich herab auf dieses charakterlose und weiche Katzebesitzerpack, das genauso schleichend und intrigant und opportunistisch sei wie ihre Tiere. Und die Katzenfreunde akzeptieren nur noch andere Katzenfans, weil man mit denen ja sowieso viel besser reden kann und sie letztlich doch die besseren Menschen sind; Hundebesitzer sind nämlich alle Faschisten und stehen auf Befehl und Gehorsam und die hündische Unterwerfung! Natürlich werden alle Leute, die Haustiere haben, denen immer ähnlicher, das ist schon klar und eigentlich ziemlich lustig;

aber wenn man dann sieht, wie sie sich auf der Straße oder im Internet anfauchen oder anknurren, dann ist das oft nicht mehr lustig.

Aber so ist das eben, wenn man immer nur mit den gleichen Leuten umgeht. Ich kenne junge Menschen, die haben die halbe Welt bereist, aber noch nie mit einem Arbeitslosen in der eigenen Stadt gesprochen, na gut, außer beim Fußball vielleicht, aber da wird es ja auch immer schlimmer mit diesen gewalttätigen Fans. Oder Leute mit Kindern und Kinderlose? Zwei Welten! Oder Akademiker, eigentlich reden Akademiker immer nur mit Akademikern, mit den sogenannten Intellektuellen ist es am schlimmsten; da kommt der Normalmensch gar nicht mehr vor, oder nur noch als Rückstandsprodukt, Spießer sagen sie dann, Himmel nein, die einzigen, die noch glauben, es gäbe Spießer, sind deren Verächter. Aber auf irgendetwas muss der Mensch wohl herabsehen. Da brauchen wir mit politischen Parteien gar nicht anzufangen, manchmal habe ich sogar den Verdacht, unsere Parteien sind inzwischen toleranter als die Menschen so in ihrem Alltag; natürlich gibt es auch in der Politik diese extremen Positionen, aber wenigstens weiß man das, es heißt ja Partei, und da erwartet man nicht direkt Vernunft und Offenheit. Aber beim Kaffee- oder Teetrinken, da hört die Toleranz wirklich auf! Schnupperkurse müsste man machen, damit die Leute wieder wissen, wie das Leben riecht, in all seinen Varianten. Aber es ist ja so viel einfacher, die Nase zu rümpfen!

DIE PARABEL VOM SCHUHMACHER

Viele Menschen fragen sich heutzutage, warum es eigentlich keine guten Schuhe mehr gibt. Die Experten sind sich uneinig und geben viele verschiedene Antworten auf diese eigentlich so einfache Frage. Aber einige wenige, keine Fachleute, sondern ganz normale Leute können sich noch erinnern an eine Zeit, in der es die wunderbarsten Schuhe gab: Sie saßen perfekt am Fuß, man lief in ihnen wie auf Wolken, sie hielten ewig und kosteten gar nicht viel Geld. Besonders ein Schuhmacher war ihnen in Erinnerung geblieben; und wenn sie ihn beschrieben, seine gebückte Haltung, seinen

versonnenen Blick, immer etwas nach unten gerichtet, seine Werkstatt mit all den Leisten, sauber geordnet, wie eine Bibliothek, dann wird ihre Stimme weich wie ein sanftes Leder, und sie sprechen in Sätzen, die dahinschweben wie gleichmäßige Schritte auf einem weichen Waldboden.

Der alte Schuhmacher, so nennen wir ihn einfach – der Name tut nichts zur Sache, er selbst hatte sich nie besonders wichtig genommen – wollte sein Leben lang nur eines: Schuhe machen. Schon als Kind hatte er für seine Schwestern Puppenschuhe aus Stofffetzen genäht (zu dieser Zeit durften die Mädchen noch mit Puppen spielen), festliche mit Schleifen für die großen Puppentamen mit den seidigen blonden Locken und bunte, anschmiegsame für die kleineren Puppenkinder. Wenn er zur Schule ging (damals gingen die Kinder noch zu Fuß zur Schule), schaute er nicht auf die Autos und oder in die Wolken, sondern auf die Füße der Passanten: Er wollte wissen, welche Schuhe die Leute trugen, auf der Straße, in ihren Wohnungen, beim Arbeiten oder beim Feiern – wie sahen sie aus, wie gingen die Leute in ihnen, wie veränderten sie ihre Haltung und ihre Bewegungen? Er las Schuhe wie andere Leute Gesichter oder Bücher; er las die Geschichten ihrer Besitzer in ihnen, ihre Leiden und Freuden, ihre Krankheiten und Sehnsüchte, manchmal sogar ihre Zukunft. Natürlich ging er bei den besten Meistern in die Lehre; er schaute ihnen unermüdlich bei der Arbeit zu und lernte ihnen alle ihre Handgriffe und Tricks ab. Er kopierte geduldig klassische Modelle, seine ersten eigenen Modelle verwarf er bald wieder – sie waren ihm nicht gut genug, zu unreif, zu verspielt, zu jugendlich eben. Und erst als er sich reif fühlte, einen guten, soliden Schuh zu machen, ohne Schnickschnack und handwerkliche Fehler, eröffnete er seine eigene Werkstatt.

Am Anfang wollte er vor allem nützliche Schuhe machen: Schuhe, die schützen vor hartem Untergrund, Dornen und Stacheln, kleinen tückischen Kieselsteinen, fußbrecherischem Stolpersteinen (damals gab es noch Kopfsteinpflaster). Sie sollten die Füße warmhalten, aber nicht zu warm; sie sollten Schweißfüße atmen lassen und kalte Frauenfüße besser mit Blut versorgen; sie sollten Kinderfüße das Gehen lehren und alten Füßen behutsam den Weg

zum Ende aller Dinge bahnen. Strapazierfähig sollten sie sein, ob auf Feld-, Wald- und Wiesenwegen oder im Stadtverkehr, aber bezahlbar bleiben; jeder sollte sie sich leisten können, und wenn er sah, dass jemand diesen Schuh und keinen anderen brauchte, um sein Leben zu verändern, aber kein Geld dafür hatte, dann gab er ihm den Schuh eben umsonst. Natürlich brauchten seine Schuhe Pflege, alles Gute auf der Welt braucht Pflege; aber wenn man sich ein wenig Mühe gab, alterten sie in Würde und bekamen schöne Falten wie eine lebenskluge alte Frau.

Denn je besser er sein Handwerk er beherrschte, desto wichtiger wurde es dem Schumacher nun, nicht nur nützliche, sondern auch schöne Schuhe zu machen. Er achtete auf die Auswahl der besten Materialien und verarbeitete sie mit aller Feinheit und Sorgfalt, der er fähig war; oft dauerte es Monate, bis er mit einem Modell zufrieden war. Er experimentierte mit verschiedenen Formen, Verzierungen, Zuschnitten – aber es war ihm wichtig, dabei nicht zu übertreiben; es sollten Schuhe bleiben und keine Prachtkutschen für die Füße werden, die die Aufmerksamkeit nur ablenken und den Geist verwirren. Um einen wirklich passenden, nützlichen und schönen Schuh machen zu können, konnte man seine Kunden nicht über einen Leisten schlagen. Man musste mit ihnen sprechen, sie beim Gehen beobachten, ihre Füße befühlen, von der Sohle aufwärts bis zu den Zehenspitzen, bis man seine ganz einzigartige Form mit geschlossenen Augen kannte. Passte ein Schuh jedoch am Ende, passte er perfekt, so war er eine Erleuchtung für seinen Träger: Mit jedem Schritt lernte er etwas über sich selbst, über den Gang der Dinge und den Gang der Welt, über den Zusammenhang von Gehen und Denken; die Schuhe verbanden ihn mit dem Boden unter seinen Füßen, er spürte die lebendige Erde unter sich beben und war ein Teil von ihr.

Derweil boomte um den Schuhmacher herum der Schuhmarkt; die Moden wurden immer ausgefallener und wechselten immer schneller. Andere Schuhmacher wurden reich von Damenmodellen mit immer höheren, gefährlich spitzen *High Heels*, die Frauen zu bewegungsunfähigen Puppen machten, die nur noch dekorativ auf Partys stehen konnten (nicht mal die Puppen hatte er damals so gefoltert); mit Spangen- und Schnallenschuhen, die Männer zu

eitlen Gecken machten; mit Flipflops, die eine Lässigkeit und Jugendlichkeit vortäuschten, die ihre Träger längst verloren hatten. Es gab Spezialschuhe für alles und jedes, ob man sie brauchte oder nicht; es gab Markenschuhe, die verkauften vor allem ein Image von Originalität, Geschmack und Reichtum, und eigentlich wollte man sie gar nicht tragen, weil sie zu kostbar aussahen. Der Schuhmacher jedoch ging nicht mit der Mode; und originell wollte er schon gar nicht sein. Unverwechselbar war er sowieso, und wer jemals einen seiner Schuhe getragen hatte, wach und mit dem richtigen Bewusstsein getragen hatte, der wollte niemals mehr einen modischen Markenschuh tragen. Seine Modelle wuchsen mit den Jahren immer noch mehr an Wissen und Erfahrung, genau wie er selbst: Er kannte alle Materialien von innen, er dachte in verschiedenen Ledern und Naturfasern; ein Schnürschuh war eine Philosophie, ein Slipper eine andere, sogar ein simpler Pantoffel konnte eine Welterfahrung sein. Er erfand auch keine neuen Formen mehr, weil er der Meinung war, dass die Menschheit nur einer begrenzten Anzahl von natürlichen Formen fähig war; alles andere war künstlich und ausgedacht, nicht lebensfähig, ein Gag nur für eine Saison und ein Rezept für kaputte Füße und kaputte Seelen. Am Ende hinterließ er eine Werkstatt, die keinen Nachfolger fand, und ein Volk dankbarer Kunden, von denen einige ihn nie vergaßen und für einen wahrhaft weisen Mann hielten.

Schon kurz nach seinem Tod jedoch wurde er berühmt, und die Schuhforschung, die Calciamentologie, begann sein Werk zu analysieren. Zuerst stürzten sich die Wissenschaftler auf sein Leben und gruben alles aus, was nur über ihn zu wissen war: sein Elternhaus, seine Herkunft, seine Kindheit und Jugend, seine Ausbildungszeit, die verschiedenen Werkstätten und Reisen, seine Vorbilder und die sogenannten „Einflüsse“ auf ihn. Am Ende war mehr über ihn geschrieben worden, als er über sich selbst hätte sagen können, und es stimmte ja auch irgendwie: Seine Person und sein ganzes Leben waren in jeden seiner Schuhe eingegangen, hatten an ihnen geformt und gearbeitet; aber Leben und Werk waren dabei so untrennbar verschmolzen wie eine gute Sohle mit dem Schaft, und man konnte aus dem einen nicht einfach das andere ablösen. Hätte er mit ihnen sprechen können, es ihnen erklären

können, vielleicht hätten sie seine Schuhe wirklich verstanden – aber dafür war es nun zu spät.

Schon die nächste Forschergeneration kritisierte ihre Vorgänger von Grund auf: Auf diese vereinfachende Art und Weise würde man der komplexen Formgebung seines schuhmacherischen Werks ganz gewiss nicht gerecht, sagten sie, seinem geistigen, immateriellen Gehalt. Nun wurden die Leisten analysiert, die Formensprache in ihrer Beziehung zur zeitgenössischen Architektur, Dichtung und Musik; es wurden Epochen seines Schaffens voneinander abgegrenzt, es entstanden Lehrbücher, die seine frühe von seiner reifen und seiner späten Phase unterschieden und eifrigen Schülern die jeweiligen Merkmale eintrichterten. Kunstwerke seien diese Schuhe, sagten diese Wissenschaftler; man würde sie beleidigen, wenn man sie auf ihren einfachen Zweck als Schuhwerk reduzierte, sie trügen ihren Zweck in sich selbst und hätten ihre eigenen Gesetze – das sei eben die ‚Autonomie des Schuhs‘! Wie man jedoch einen Schuh, einfach so, als Zweck in sich selbst, hätte fertigen können, blieb etwas unklar, und der Schuhmacher hätte sich sicherlich schwer getan mit dieser Vorstellung: Denn die Form des Schuhs ergab sich ja erst aus seinem besonderen Zweck, wie sollte man denn einen Leisten für ein Phantasma fertigen? Unter seinen Kunden waren viele Künstler gewesen, die gern mit ihm sprachen, auch über ihre Arbeit; und keiner von ihnen hatte jemals ein ‚Kunstwerk‘ einfach so machen wollen, ohne Zweck und Nutzen. Sie hatten die unterschiedlichsten Gründe, sie wollten Geld verdienen, die Leute unterhalten, aufklären oder belehren, sie wollten ihre Erfahrungen mitteilen, sie hatten Spaß daran, etwas zu machen; es waren Arbeiter, wie er, die guten unter ihnen hatten ihre Kunst lange und gründlich studiert und geübt, und ihre Werke lebten wie seine Schuhe, es waren keine reinen Konstrukte, Fiktionen, bunt schillernde Seifenblasen oder Schäume! Nur diejenigen, die es nie zu etwas gebracht hatten in einer Kunst oder einem Handwerk, die sprachen immer davon, dass es ja nicht auf das Handwerk oder die Intention oder gar einen Zweck ankomme, sondern auf den Geist (von dem sie dann sehr viel sprachen)! Wenn ein Schuh aber keinen Nutzen mehr hatte, sondern nur noch ein Zeugnis des Geistes seines Schöpfers

war – dann konnte man auch gleich Handschuhe zu Schuhen erklären. Oder Holzbretter, es war eigentlich egal. Man durfte sich dann aber auch nicht wundern, wenn keiner in diesen ‚fiktiven‘ Schuhen laufen wollte.

Aber auch das ging vorbei, und wieder kam eine neue Forschergeneration gelaufen, um den Schuh neu zu erfinden. Ihren Vorgängern warfen sie Vernachlässigung der sozialen Kontexte, der Macht- und Herrschaftsstrukturen, der Emanzipation der Frau, der Aufklärung der Massen und der Vorbereitung der Revolution vor; sie befragten stattdessen die ‚Nutzer‘ der Schuhe, wie sie sie nannten, sammelten Daten, legten Tabellen an und lasen aus einzelnen Modellen ganze Gesellschaftsanalysen. ‚Gesellschaft‘ war auch eines dieser Worte gewesen, die der Schuhmacher nie genau verstanden hatte, waren das nun die Leute alle zusammen, und waren sie alle zusammen irgendwie anders als einzeln? Und warum musste die Gesellschaft immer kritisiert werden, wenn es doch nur alle Leute zusammen waren, dann hätten sie sich doch einfach jeder für sich ändern können, und die Gesellschaft wäre dadurch insgesamt besser geworden? Andere ‚Schulen‘ von Wissenschaftlern, wie man das jetzt nannte, interessierten sich mehr für das Innenleben der „Nutzer“ und nicht ihr Grundeinkommen oder ihre Schulausbildung. Sie stellten das Freudsche Triebmodell vom Kopf auf die Füße und fanden den Penisneid in hohen Lederstiefeln, den Ödipuskomplex in Flauschpantoffeln und das Über-Ich in allen Arten von Schnürschuhen überhaupt. Natürlich waren seine Schuhe Persönlichkeitsmodelle, da hätte der Schuhmacher sicher zugestimmt; aber so einfach hatte er die Leute nie verstanden, und dass auf einmal alles mit Sex zu tun haben sollte, schien ihm eher mit den Interessen der Forscher und ihrer Neigung zu möglichst sensationellen Theorien als den alltäglichen Erfahrungen eines Fußgängers zu tun zu haben.

So entfernte sich die Calciamentologie schrittweise immer mehr und mehr von seinen Schuhen. Für die einen war die Schuhmacherei nur noch ein ‚Symbol‘ (für was auch immer, das war ein bisschen beliebig, man nannte es ‚Postmoderne‘), für die anderen ein ‚System‘ und für die dritten ein ‚Diskurs‘. Es ging jedoch nicht mehr um einzelne Schuhe, um sein unverwechselbares Werk, seine

persönliche handwerkliche Leistung; einige behaupteten sogar, es sei gar nicht er gewesen, der in liebevoller Handarbeit und mit seiner ganzen Lebenserfahrung jeden einzelnen Schuh geformt hatte, sondern er sei nur ein Medium für diese ‚Diskurse‘, die durch ihn hindurch auf mysteriöse Weise Schuhe produzierten, die keinen Hersteller mehr hatten, keinen Zweck und auch nicht weiter von Bedeutung waren, außer dass sie gelegentlich als Beispiele für immer wildere Thesen herangezogen wurden (meistens stimmt dann noch nicht mal die einfache Beschreibung von Material und Form). Wieder andere machten die Schuhmacher generell nun für alles verantwortlich: Ihre Werke waren ein Mahnmal kolonialistischer Ausbeutung oder ein ökologischer Sündenfall: Woher kam das Leder? War es ökologisch korrekt? Erinnernte das Design einiger Sandalen nicht an das Schuhwerk römischer Senatoren, dieser Ausbeuter und Kolonialherren? Waren Stiefel nicht vorzugsweise an den Füßen derer zu finden, die die Menschenrechte schon immer mit Füßen getreten hatte? Warum hatten die Schuhmacher die Füße nicht endlich befreit von allen ethnischen oder kulturellen Stereotypen und vor allem von vorgeformten Geschlechterrollen? Tatsächlich hatte der Schuhmacher Damen- und Herrenschuhe gefertigt, ohne je darüber nachzudenken; die Füße von Frauen waren einfach anders als die von Männern, die Bewegungen unterschiedlich, und infolge dessen natürlich auch das Denken – das wusste jeder Schuhmacher, das hatte noch nicht einmal etwas mit Mode oder Geschmack zu tun. Nie wäre dem alten Schuhmacher das alles in den Kopf gekommen. Er hatte Schuhe gemacht für Menschen, nicht für oder gegen Ideologien und Systeme.

Am Ende aber triumphierte die Wissenschaft: Sie hatte sich selbst schließlich ganz autonom gemacht, ganz so, so wie sie es immer von den Kunstwerken oder den Schuhen behauptet hatte; sie diente keinem Zweck mehr, sie war nützlich für niemand, sie befasste sich nicht mit konkreten Gegenständen, sondern verfasste Theorien über Theorien über Theorien. Auf Tagungen in aller Welt traf sich die erlesene Elite von Calciamentologen und sprach von ‚Meta-Schuhen‘ oder von der ‚Hybridisierung des Schuh-Diskurses‘. Meistens trugen die Wissenschaftler dabei schlechte Schuhe; Schuhe, wie sie die Mode gerade diktierte, bizarre Monumente der

Originalität ihrer Designer, mit den auffälligen Labels großer Marken – und allein, dass man sie an den Füßen trug, wies ihren Träger als modisch auf der Höhe der Zeit fußenden Denker aus. Natürlich drückten sie. Natürlich konnte man in ihnen nicht laufen, schon gar nicht in der Natur, aber die Wissenschaftler liefen auch nicht, und die Tagungsräume waren mit weichen Kunstfaserteppichen ausgestattet. Natürlich deformierten sie die Füße so, dass der ganze Mensch deformiert wurde: von den Füßen aufsteigend über die weichen Knie und das schwache Becken über den untrainierten, zum Buckel tendierenden Rücken bis in den stets stolz erhobenen Kopf machten sie die Gedanken quer und schmerzhaft. Das merkte man an all ihren Theorien, die immer nur das Außerordentliche, Exzentrische, Schwerverständliche verkündeten, nie das Geläufige, Einsichtige oder Nützliche. Schuhmacher wie er waren niedere Handwerker für diese Calciamentologen, vorurteilsbehaftet, anachronistischen Traditionen anhängend, von begrenzter Ein- und Weitsicht in die das Wesen der Moderne; gerade nicht passen sollte er, der moderne Schuh, nur so entsprach er dem modernen Menschen in seiner Zerrissenheit, Verlorenheit, Widersprüchlichkeit! In seinen schwachen Stunden, wenn die Arbeit hart war und die Anerkennung rar und die Straßen voller entsetzlich widernatürlicher Schuhmodelle, hätte der Schuhmacher ihnen Blasen an die Füße gewünscht. Reale Blasen, keine fiktiven oder symbolischen. Jede Menge. Samt Fußpilz!

Derweil wurden die Schuhe draußen auf den Straßen immer schlechter. Die neuen Generationen von Schuhmachern wollten, verblendet von all dem Gerede über Meta-Schuhe und das Passende des Unpassenden als wahrer Ausweis von Modernität, kein Handwerk mehr lernen, sie wollten einfach möglichst schnell Erfolg haben und reich werden – und das funktionierte auch ganz gut, da es ja viel einfacher war, zerrissene, widersprüchliche, unpassende und ‚originelle‘ Schuhe zu machen anstelle von guten, haltbaren, persönlichen und passenden. Man benötigte auch keine Lebenserfahrung mehr, Menschenkenntnis schon gar nicht, sondern nur noch ein gutes Marketing, das den Schuhen ein Image verpasste – und in der nächsten Saison mussten dann sowieso neue her, weil nicht nur das Leder kaputt war, sondern auch das Image

ausgetauscht werden musste. Es konnte auch schon lange niemand mehr einen Schuh reparieren, das sorgsam gepflegte Werkzeug des Schuhmachers samt der Leisten-Bibliothek hatte ein Schuhmuseum angekauft (aber eigentlich ging zu dieser Zeit schon lange niemand mehr in Museen, es gab ja das Internet). Zukunftsforscher priesen bereits den digitalen Schuh für jeden, selbst entworfen, frisch aus dem 3-D-Drucker; er sei zuhause im Internet der Dinge, habe ein integriertes Navi, Schrittzähler und Kamera gleich dabei, und wenn man wollte, könne man sich dreimal am Tag neue Schuhe drucken. Sogar ein Calciamentologe hätte sich damit einen Schuh machen können. Aber eigentlich interessierten die sich gar nicht für Schuhe, sondern nur für ihren eigenen wissenschaftlichen Aufstieg, und der fand auf Papier und im Kopf statt, nicht auf steinigen Wegen.

Und so kam es schließlich, dass es heute keine guten Schuhe mehr gibt. Natürlich, in einigen Spezialkatalogen, wo man die Klassiker wieder ausgekratzt hat, werden jetzt die Schuhe des alten Schuhmachers repliziert und für sehr viel Geld an eine ausgewählte Kundschaft verkauft (*Podofactum* heißt die Marke). Aber es ist mehr Nostalgie als wahre Anerkennung dabei; denn so, wie keiner mehr weiß, wie man gute Schuhe macht, wird auch bald keiner mehr wissen, wie sich gute Schuhe anfühlen, wie man sich in ihnen bewegt, den Boden spürt und das Vergehen der Zeit, wie man sich selbst kennen lernen kann beim Gehen, und wie man sich verändert im Laufe der Zeit. Und vielleicht ist die Zeit tatsächlich über gute Schuhe hinweg gegangen wie über so vieles, was man eine kurze Zeit vermisst, bevor man es dann vergisst. Und man könnte sogar fragen: Sind Schuhe denn wirklich lebensnotwendig? Man kann schließlich auch barfuß gehen; Schuhe sind ein Luxus, die Urmenschen hatten so wenig Schuhe wie sie Literatur oder Theater, eine Toilettenspülung und eine Waschmaschine, Autos oder Flugzeuge hatten. Denn natürlich sind Schuhe nicht überlebensnotwendig oder gar ‚systemrelevant‘; für Tiere oder Engel jedenfalls ganz sicher nicht. Aber es könnte sein, dass sie notwendig sind für Menschen – so hätte es der Schuhmacher vielleicht gesagt in seinen philosophischeren Stunden: für Menschen, die es so schwer haben auf dieser Welt, die nicht für sie gemacht ist, auch

wenn sie immer verzweifelter das Gegenteil behaupten; notwendig für ihre empfindlichen Füße und Seelen und ihr Bedürfnis, die Welt zu verstehen, in dem sie mit ihr – umgehen und sie nicht nur umschreiben.

DIE PARABEL VOM GÄRTNER

Viele Menschen fragen sich, warum es heute eigentlich keine natürlichen Gärten mehr gibt. Nur einige wenige erinnern sich noch, dass die Gärten früher ganz anders aussahen. Ein alter Gärtner erzählt:

Früher gab es viele Gärten, vor allem auf dem Land, aber auch in der Stadt, und sie waren alle ganz unterschiedlich. In einigen wurde Gemüse gezogen, und wenn sich leuchtend rote Tomaten zwischen dem bunten Mangold emporreckten, der frische grüne Kopfsalat vom dichten Möhrengrün beschattet wurde und Kräuter aller Arten quer durchs Beet wucherten, war das ein Bild, bei dem Herz, Auge und Magen lachten. In anderen Gärten wuchsen mehr Stauden und Blumen, von den ersten Krokussen im Vorfrühling über den duftenden Flieder und die prächtigen Rosen im Sommer bis hin zu den Chrysanthemen im Herbst blühte immer etwas, und Scharen von Schmetterlingen und Bienen drängten sich um die wogenden Lavendelbüsche. Es gab Bauerngärten und Vorgärten, Balkongärten und Schrebergärten, Ziergärten und Nutzgärten – sie alle passten in ihre Umgebung, sie spiegelten das Wetter und die Bodenverhältnisse, die Geschichten und Traditionen der Landschaft und gaben Zeugnis vom Charakter ihrer Gärtner und Gärtnerinnen. Natürlich machte jeder Garten viel Arbeit: Der Rasen musste regelmäßig gemäht werden, das Schneider der Hecken und Sträucher und das Unkrautjäten waren anstrengend, das Erntegut wollte verarbeitet werden und die Werkzeuge instandgehalten. Nicht alles gelang, was ein eifriger Gärtner sich vornahm; manches Jahr meinte man in Erdbeeren und Äpfeln zu ersticken, aber schon im nächsten nahm ein früher Frost die Blüten, und es wuchsen nur einzelne, kümmerliche Früchtchen. Aber die Leute murrten nicht übermäßig, auch wenn die Sonne beim Unkrautjäten im Nacken

brannte oder der Regen die Schnecken schneller als die Radieschen wachsen ließ. Ein Garten war eben wie das Leben, Müh und Arbeit und dazwischen ein kleines Glück – aus allem konnte man lernen und sich vornehmen, es das nächste Mal ein wenig besser zu machen. Abends traf man sich dann, oder vielleicht schon zu einem Kaffee am Nachmittag in der Laube, und während die Blicke über den Garten schweiften, erzählte man von diesem und jenem; war es wirklich schon wieder Zeit für die Beerenernte? Wuchsen die Stangenbohnen dieses Jahr nicht besonders prächtig? Hatten die Kartoffelkäfer wieder alles aufgefressen? Schon die Kinder mussten mit anpacken und bekamen kleine Beete oder Töpfe, in die sorgsam Samenkörner gepflanzt wurden, damit sie sehen konnten, wie alles wächst und sich entwickelt und wieder vergeht – oder auch einmal misslingt, denn nicht jeder Same geht auf, und manche Blume knickt der Sturm schon vor der Blüte. Natürlich gab es auch Gärten, die vernachlässigt wurden und verwilderten, sagte der Gärtner, das gehörte zum Lauf der Natur, und das zeugte ebenso vom Charakter des Gärtners. Aber wer in einem blühenden Garten groß wurde, vergaß es nie und sorgte dafür, dass seine eigenen Kinder wieder ein kleines Beet bekamen.

Als es den Leuten jedoch nach und nach immer besser ging und sie alles schon im Überfluss hatten, wollte auf einmal auch jeder einen eigenen Garten haben. Es sei ein menschliches Grundrecht, so sagten die Leute nun, nicht ein Privileg von einigen Besserverdienenden und Glückspilzen, die zufällig von den Eltern einen Garten geerbt hatten oder auf dem Lande lebten, wo es ein moderner Mensch sowieso nicht aushalten könne. Jeder solle sich an einem eigenen Stück Natur erfreuen können, das gehöre zur individuellen Selbstverwirklichung und zur gesellschaftlichen Partizipation, auf die alle einen Anspruch hätten. Deshalb wurden Gesetze erlassen, die jedem ein Stück Garten zumaßen. Natürlich war dafür nicht genug Platz in den Städten. Man musste Gärten überall anlegen: auf den Dächern, in kleinen Erkern, ja sogar in künstlich erleuchteten tageslichthellen Kellern; auf schmalen Streifen zwischen den Mietshäusern oder auf den Inseln in der Mitte großer Kreuzungen. Allerdings waren die Wachstumsbedingungen an diesen Orten nicht besonders gut. Es gab wenig Schatten, und die

Sonne brannte in den Zeiten der beginnenden Klimakatastrophe immer länger und stärker vom Himmel; das Wasser musste über lange Strecken und komplizierte Leitungssysteme herbeigeschafft werden. Aber die Industrie stellte sich bald auf die neue Situation ein und produzierte gentechnisch veränderte Pflanzen, die praktisch überall wachsen und gegen alle bekannten Schädlinge und Krankheiten immun sein sollten. Eine Fülle von Spezialdüngern und Zusatzstoffen begann den Markt zu überwuchern, Ratgeber und Fachzeitschriften wurden zu Tausenden veröffentlicht, und im Internet konnte man zu jedem Problem in Sekundenschnelle eine Antwort finden; meist waren es aber eher hundert Antworten, sagte der Gärtner, und das half einem auch nicht weiter.

All die begeisterten neuen Gärtnerinnen und Gärtner merkten trotzdem schnell, dass so ein Garten Arbeit machte, selbst wenn er ganz klein war und auch bei der allerbesten Planung und technischen Unterstützung. Die Natur ließ sich den Gärten einfach nicht recht austreiben, und gegen das Unkraut, das sich gegen die gewieftesten gentechnischen Attacken immer wieder durchsetzte, war immer noch kein Kraut gewachsen. Deshalb verlangten die Leute nun mehr Zeit für ihre Gärten; sie wollten nicht mehr so viel arbeiten, sie wollten sich ganz der Pflege ihres kleinen Stückes Natur widmen, das ganz auf sie angewiesen war und in dem sie sich nun endlich völlig verwirklichen wollten. Schließlich leisteten sie, so argumentierten sie, damit doch eine wertvolle Arbeit für die ganze Gesellschaft; sie sorgten für Wachstum, für Vermehrung, für den Erhalt von vom Aussterben bedrohten Pflanzen- und Tiergattungen, für bessere Luft und eine schönere Umgebung, ja letztendlich für das Überleben der Menschheit! Dafür müssten sie aber auch entschädigt werden, weil sie nun nicht mehr so schnell Karriere machen könnten und weniger Geld verdienten und deshalb ungerechterweise weniger kaufen und konsumieren konnten; man würde ja sonst gerade und ausgerechnet die Gartenbesitzer von der vollen gesellschaftlichen Partizipation ausschließen!

Bald wurden eigene Parteien gegründet, die diese Position unterstützten und dafür sorgten, dass besonders alleinpflgende Gärtnerinnen (und Gärtner, meistens waren es aber Frauen) staatliche Unterstützung und Steuererleichterungen bekamen. Überall

wurden Rabatte und Gutscheine für Garten-Center verteilt, und es gab kostenfreie Fortbildungskurse über alle Themen und Fragen der Gartenanlage und -pflege. Natürlich stritten sich die Spezialisten in den Kursen selbst über die allergrundlegendsten Fragen – aber das war schließlich überall so und regte schon bald keinen mehr auf; man verließ sich halt auf den Experten, der gerade da war und am lautesten schrie, und dachte nicht weiter darüber nach. All das musste jedoch bezahlt werden. Der Staat verschuldete sich halt einfach noch ein bisschen mehr, sagte der Gärtner, und viele Wirtschaftsexperten hielten das sogar für eine gute Idee; komischerweise waren sie sich darüber einig, aber wahrscheinlich fürchteten sie, sie würden sich selbst abschaffen, wenn sie der Natur einfach ihren Lauf ließen.

So kam es, dass die neuen Gärtner alles nur noch aus Büchern und Fernseh-Dokumentationen und dem Internet lernten. Sie wussten nicht mehr, welche Pflanze welchen Boden bevorzugte; man bestellte sowieso ein Spezialpräparat im Internet, und das funktionierte eben oder nicht. Sie hatten kein Gespür für den Ablauf der Jahreszeit und die Veränderungen des Klimas – im Keller war es immer tageslichthell, und auf den Dächern über den Städten hatte sich ein wenig wachstumsfreundliches Spezialklima entwickelt. Sie kannten keine Blume mehr beim Namen, nicht einmal die Stiefmütterchen; Rosen gerade noch, denn die kauften sie zu *dumping*-Preisen aus dem fernen Ausland und fanden sie ‚romantisch‘. Sie hätten eine Erbsenpflanze nicht erkannt, selbst wenn sie ihnen um die Beine gewachsen wäre mit ihren dünnen Ärmchen, sagte der Gärtner; Erbsen kamen für sie aus der Dose oder aus der Tiefkühltruhe, aber eigentlich kochte sowieso kaum noch jemand selbst, und ganz gewiss kein altmodisches Gemüse wie Kohlrabi oder Steckrüben (außer den Gourmet-Restaurants natürlich). Nein, die neuen Gärten waren Phantasieprodukte aus Gartenkatalogen oder Internetforen; sie kamen vorgestanzt, mit Pflanzschablonen und durch Züchtung bizarr veredelten Sorten; und sie wandelten sich nicht mehr mit der Jahreszeit, sondern mit der Mode. Wo eben noch asiatische Steingärten meditative Ruhe ausstrahlten, sprießten bald darauf englische Parks in Miniaturausführung, samt Ruine; wo gerade noch ein streng symmetrisches Barock-

Parterre seine geometrischen Linien zog, blühte nun ein Bauerngarten im schönsten Durcheinander.

Natürlich wollten alle für ihren Garten nur das Beste; er sollte ganz auf der Höhe der Zeit sein, die neueste Technik haben wie dem neuesten *style* entsprechen. Deshalb engagierte man, wenn man es sich leisten konnte, hochbezahlte Spezialisten, und wenn man genug Geld hatte, konnte man mit dem tollsten Designer-Garten prahlen, ohne jemals eine Gießkanne in die Hand genommen oder einen Löwenzahn ausgerupft zu haben. Doch auch Gartenbesitzer mit wenig Geld wollten bald Gartensitter mieten. Ein Garten brauchte schließlich Pflege auch bei Geschäftsreisen oder Urlauben oder Krankheiten, sagten sie, und natürlich gab es bald auch dafür eine staatliche Unterstützung. Ganze neue Dienstleistungsbranchen gründeten sich, die nur noch mit der Anlage, Pflege und Betreuung der Gärten anderer Leute beschäftigt waren. Das hatte auch den Vorteil, dass sich niemand mehr für all die Fehlplanungen und Misserfolge in seinem eigenen Garten verantwortlich fühlen musste; jeder konnte doch sehen, dass selbst die Spezialisten oft nicht weiterwussten! Es war halt wie immer im Leben: Mit Geld konnte man vieles richten, aber nicht alles, und was war schon ein einzelner Mensch gegen die Tücken der Natur? Auf die Idee, einmal selbst anzupacken und dabei auf die Natur zu hören, kamen sie nie, sagte der alte Gärtner.

So wurde der ersehnte Garten, trotz all der gesellschaftlichen und finanziellen Unterstützung und trotz all des Expertenwissens, für viele immer mehr zu einem chronischen Problem statt dem erhofften Segen. Entgegen der Versprechungen der Gentechnik, man habe bald alle Schädlinge und Krankheiten endgültig besiegt, traten immer neue, resistente Schädlinge und Krankheiten auf; zu ihrer Bekämpfung brauchte man immer stärkere, giftigere chemische Substanzen. Die immer knapper werdenden Böden waren bald überdüngt, das Trinkwasser immer stärker belastet. Zwar kamen jeden Tag neue Züchtungen auf den Markt, aber viele der neuen Gemüse- oder Obstsorten sahen nur noch prächtig aus; die Bienen kannten sie nicht einmal. Viele Leute verloren deshalb irgendwann die Lust an ihren Gärten. Sie konnten sie nicht einfach verkaufen, schließlich hatten sie staatliche Unterstützung dafür bezogen und

ihren ganzen Lebensinhalt darauf konzentriert. Aber es hatte nicht so funktioniert, wie sie es sich in ihren Träumen ausgemalt hatten und wie es ihnen in den Medien und von den Politikern versprochen worden war; es war eine Arbeit ohne Ende gewesen, vieles war fehlgeschlagen und sogar das, was gelungen war, hatte am Ende ein eigenes Leben gewonnen und stand fremd vor einem. So vernachlässigten sie ihre Gärten, bis sie schließlich wieder ganz verwildert waren – das ging schnell, viel schneller als all die mühsame Kultivierung zuvor, die Natur kam einfach zurück und nahm sich, was ihr gehörte. Und so, wie niemand mehr die alten Leute pflegen wollte, von denen es jetzt so viele gab, seit sich die Lebenserwartung mit Hilfe der Medizintechnik so drastisch verlängert hatte, so wollte auch keiner die alten Gärten übernehmen und pflegen. Die jungen Leute waren eine ganz andere Generation und bevorzugten den mobilen Garten, *garden-sharing*, *community gardening* oder gleich ganz virtuelle Gärten.

Das führte schließlich dazu, dass die natürlichen Gärten mehr und mehr durch völlig künstliche Gärten ersetzt wurden. Wozu sich noch mit Schädlingen ärgern, wenn ein 3-D-Drucker die schönsten Orchideen und pralle Ananas auf Knopfdruck produziert? Wozu sich die Hände mit Unkrautzupfen schmutzig machen, wenn ein dreidimensionales Hologramm den perfekten Garten vorspiegelt? Wozu sollte man sich überhaupt verpflichten, für etwas zu sorgen, und zwar nicht nur heute und morgen, sondern auf eine unbestimmte Dauer, wo doch die Zukunft der Menschheit sowieso immer fraglicher erschien angesichts der eskalierenden Weltprobleme, der Umweltzerstörung, dem Artensterben und der Schuldengirge? Natürlich konnte man künstliche Ananas nicht essen, aber Landwirtschaft, Obst- und Gemüseanbau fanden schon längst irgendwo anders auf dem Globus statt, wo die Arbeitskräfte billig waren und niemand gegen chemische Keulen protestierte. Und wenn man Natur sehen wollte, konnte man ja reisen, die Welt war groß. Später würde man den Kindern die Fotos zeigen, Tausende und Abertausende hatte man schon angesammelt; man würde erzählen von seinen Erlebnissen, von der Freiheit von der Tyrannei der Natur, vom endlich erreichten politischen Anspruch auf Selbstverwirklichung ohne Verzicht. Falls man Kinder

hätte, jedenfalls. Man hört ja, das sei schwierig, von der Zeugung über die Aufzucht bis hin zur Erziehung; viel Mühe und Arbeit, noch mehr Kosten, und keine garantierte Aussicht auf Erfolg und Vorzeigbarkeit, von Dankbarkeit ganz zu schweigen. Aber wenigstens gibt es Unterstützung vom Staat und von Experten, und man ist für das Ergebnis nicht verantwortlich.

DIE FABEL VON DER GOLDENEN WINDEL

Niemand wusste, woher sie gekommen war, und viele kannten sie gar nicht. Sie lag irgendwo, an einem stillen Ort, gebettet in ein wiegenähnliches Behältnis: abgelutschte Schnuller umgaben sie, bunte Mobilees mit hellen Glöckchen schwebten über ihr, und es roch nach – nein, niemand konnte den Geruch beschreiben, aber alle waren sich einig, dass er sie auf eine wundersame Weise an etwas erinnerte, das ganz tiefen unten schlief in ihrem Herzen. Sie wurde verwahrt und weitergegeben in einer Gemeinschaft von erfahrenen Müttern; aber man konnte sie nur zufällig finden, es gab nirgends eine Wegbeschreibung, und selbst das große weltweite Netz kannte sie nicht. Wer sie aber fand, Mann oder Frau, jung oder alt, der wurde von ihr unfehlbar in seinem Wesen erkannt. Am schlimmsten traf es die gewohnheitsmäßigen *Bullshitter* und Schönredner, die versuchten, sich bei ihr einzuschmeicheln: Sie wurden überschüttet mit einem wahrhaften *shitstorm*, der von äußerst unangenehmem Geruch und einer schleimigen Konsistenz war; er ließ die solcherart Betroffenen für einmal wenigstens kleinlaut und wortlos zurück. Für die Angeber und Großtuer, die mit ihren Errungenschaften und Einsichten prahlten, hatte sie eine besonders subtile Strafe: Sie regnete so viel Gold und Geld auf sie herab, dass sie in all ihrem Reichtum so einsam wurden wie der alte König Midas. Die wenigen aber, die in ihrem Herzen Kind geblieben waren und sich wenigstens eine Ahnung von ihrer Kinderschaft erhalten hatten: Denen schenkte sie, in einem unbeschreiblichen Strahlen, das machtvoll aus ihrer goldenen Mitte brach, ihre Kindheit wieder. Kindheitserlebnisse in all ihrer Fülle, mitsamt ihren Freuden wie Schmerzen kehrten zurück, und sie waren wie neu, getränkt in das reine Gold des ursprünglichen Erlebens und Noch-Nicht-Wissens. Manche, so sagte man, hüpfen danach davon wie neugeboren; alte Menschen vergaßen ihre schmerzgepeinigten Knochen, jüngere legten ihren Zynismus ab, ihre Zweifel, ihre Skepsis, und für einen Moment wenigstens glaubten sie alle wieder daran, dass die Menschheit eine Zukunft habe, und dass es sich lohne, diese Geschichte durch eigene Kinder fortzusetzen.

Viele Legenden rankten sich um die Goldene Windel. Viele Leute stellten sich vor, dass sie von einer dickbäuchigen, urtümlichen Matriarchengestalt mit großen hängenden Brüsten im frühen Dunkel schriftloser Zeiten gestiftet worden sei. Aber das war nur die Phantasie-Armut einer Zeit, der die Geschichten ausgegangen waren und die an wenigen groben Bildern klebte, die längst unter ihrer symbolischen Überladung zusammengebrochen waren. Denn die goldene Windel war keine Fruchtbarkeitsgöttin, sie war auch keine Wundermittel für schönere oder klügere Kinder (dafür gab es längst die Wissenschaft), und sie verkörperte auch nicht die Utopie einer idealisierten romantischen Kindheit jenseits aller Pflichten und Nöte des Erwachsenenlebens. Nein, die Gemeinschaft der Mütter pflegte zu sagen: „*An ihrem Wickeln sollt ihr sie erkennen*“, und sie meinten damit: Nur jemand, der aus den niedrigsten Exkrementen des Körpers das wahre Gold der Herzen machen konnte; nur jemand, egal ob Frau oder Mann, der sich in dem alltäglichsten Prozess des Behütens, der liebevollen, pflegenden Zuwendung, des innigsten Umgangs miteinander bewährte; nur ein solches Wesen hatte verstanden und erfahren, was Mutterschaft eigentlich sei und was ihr Zweck sei im großen Rahmen der Dinge.

Aber das war nur der eine Teil, die eine Hälfte. Denn ebenso wichtig wie die Mutterschaft, so sagten die Mütter, sei die Kindschaft: ein Urvertrauen in die Natur, in ihre Fülle und Fruchtbarkeit, und eine unzerstörbare Freude an ihrer Schönheit, all ihrer Monstrosität und ihrer Gefahren zum Trotz. Sie, die Natur, war die Mutter, und die Menschheit war ihr schwierigstes Kind. Aber ebenso war die Menschheit insgesamt, war jeder einzelne Mensch die Mutter, die die Natur wie ihr liebstes Kind pflegen und sie in all ihren Schöpfungen beschützen sollte. (Mit Gott, dem Vater, lebte die Mutter Natur zur Zeit in Scheidung; man versuchte sich noch gütlich zu einigen, wer nun die Sorgerechte haben sollte über den menschlichen Nachwuchs, aber das Verfahren versprach langwierig und kostspielig zu werden, zumal es als eine Art Musterprozess galt). Mutterschaft und Kindschaft zusammen, das erst brachte die Goldene Windel zum Strahlen. Und so konnte sie auch ausgewählten Kindern ihre mütterliche Zukunft zeigen, so wie sie

ausgewählten Müttern ihre kindliche Vergangenheit zurückbrachte. Für sie selbst aber gab es keine Zeit, sondern nur den endlosen Fluss und Wechsel des Wickelns und Gewickelt-Werdens.

Natürlich waren die Mütter im Laufe der Geschichte immer wieder als quasi-religiöse Sekte verunglimpft worden; man hatte versucht, sie als terroristische Vereinigung oder männerfeindliche Verschwörung anzuklagen oder zu verbieten, aber sie hatten all das überstanden, ganz ohne PR-Propaganda oder kleinliche Rechtsstreitereien. Allerdings wurde es nun immer schwerer, die Goldene Windel zu finden. Und eine Vorhersage breitete sich aus, dass an dem Tag, wo die Goldene Windel endgültig aus ihrer Wiege verschwinde, es mit der Menschheit zu Ende gehen werde: Unaufhaltsam und gnadenlos werde sie aussterben, und niemand werde jemals wieder ein Kleinkind vor reiner Daseinsfreude jauchzen, während eine liebende Mutter sorgfältig seinen Po mit weichen Lappen wäscht, mit sanfter Creme einreibt, mit einer sauberen Windel umhüllt und ihm am Ende einen Nasenstüber gibt.

G. DIDAKTISCHER TEIL



DAS PROJEKT PÄDAGOGISCHE PROVINZ. BERICHT FÜR EINE ANSTALT

Wir begrüßen Sie herzlich, ganz herzlich, mein lieber Rousseau! Wir haben schon so lange auf Ihren Besuch gewartet, das ist wirklich eine ganz besondere Gelegenheit für uns alle! Auch die Kinder sind schon ganz aufgeregt, sie wollen sich natürlich alle von ihrer besten Seite zeigen – nein, Malte, nicht jetzt, geh zurück ins Silbenlabor, oder willst du lieber ins Rechenlabor? Nein, du sollst nicht mit dem Finger auf unseren Gast zeigen, das ist ein sehr wichtiger Mann, Malte, Rousseau heißt er, und er soll einen Bericht über – nein, lass den Mantel in Ruhe, Malte! –, also er soll einen Bericht schreiben, über unser *Projekt Pädagogische Provinz*, wir haben doch darüber schon ganz viel davon gesprochen, beim Sitzkreis, erinnerst du dich? Und ihr habt ein wunderschönes Willkommensbild für ihn gemalt, mit Fingerfarben, wo ist es denn noch, ach egal, das finden wir später schon! Jetzt aber begrüßen wir unseren Gast erst einmal, und dazu machen wir die drei Gesten, richtig? Wir schauen in den Himmel und beschirmen dabei unsere Augen sorgfältig, damit wir nicht geblendet werden, genau so! Dann schauen wir zur Erde und bedecken unsere Nase, damit wir nicht versehentlich etwas Unangenehmes riechen, man weiß ja nie – ja, prima, Malte! Und am Ende, was machen wir am Ende, Malte, na komm schon, das macht ihr doch am liebsten! Genau, wir schauen unserem lieben Nebenmenschen in die Augen und strecken die Zunge heraus, um zu zeigen, dass wir vor niemand Angst haben! Prima, Malte, und jetzt geh endlich – Sehen Sie, so haben Sie doch gleich einen lebendigen Eindruck von unserer umfassenden Willkommenskultur bekommen, mein bester Rousseau, ich darf Sie doch so nennen? Wir wollen, dass Sie sich ein ganz unvoreingenommenes Bild machen können von unserem kleinen Projekt, auf das wir, das werde ich doch sagen müssen, sehr, sehr stolz sind! Und wir sind der Anstalt außerordentlich dankbar, dass sie unser *PPP* – so sagen wir einfach, der Kürze halber, es ist auch eine schöne Übung im freien Assoziieren für die Kinder, sie haben sich schon die originellsten Namen einfallen lassen, zum Beispiel – ach,

jetzt fällt mir doch kein Beispiel ein, wo war ich? Ach so, ja natürlich, die Anstalt und ihre großzügige Förderung. Sie wissen ja selbst, die Zeiten sind schlecht, und die Schulen kämpfen, gerade die öffentlich finanzierten, umso wichtiger ist es, auch solche, nun, etwas unkonventionellen Experimente zu fördern, jenseits des pädagogischen Mainstreams, über den Tellerrand zu blicken und nicht in den gewohnten Schubladen, wo war ich? Also, solche experimentellen Projekte nicht nur ideell zu fördern, sondern auch – Sie wissen, was ich meine, sehe ich, mein bester Rousseau, Sie sind ja selbst ein wichtiger Vorreiter, ach, was sage ich, eine Inspiration, ein Leuchtturm, eine Ikone für unser Projekt gewesen!

Wir gehen jetzt gleich zu unseren einzelnen Lernstationen – wir haben nämlich keine Klassenzimmer mehr, das war viel zu einengend für die freie Entfaltung der vielen kleinen Persönlichkeiten, die wir hier behutsam auf ihren Einstieg ins Leben vorbereiten! Wir arbeiten mit Lernstationen, die einzelnen Kompetenzen zugeordnet sind; Sie wissen sicherlich, dass die Umstellung von der inhaltlichen, extrem einschränkenden Untergliederung des Unterrichts in einzelne Fächer – als ob unsere vielfältig, bunte, multikulturelle Welt sich in Fächer einteilen ließe, ich bitte Sie! – also, die Umstellung von den Lerninhalten auf die Lernkompetenzen wurde schon vor langer Zeit vollzogen, es war eine der ersten Schritte der großen Bildungsreform, die wir hier mit unserem kleinen Projekt wissenschaftlich begleiten. Früher, ich sage das nur, um noch einmal in Erinnerung zu rufen, wie weit wir inzwischen gekommen sind, früher fand ja der Unterricht meist als „Frontalunterricht“ – ich bitte Sie, wie hört sich das schon an! Frontal, da denkt man ja gleich an Krieg, an kämpferische Fronten, was konnte dabei schon herauskommen! – wo war ich? Also, in Form von Frontalunterricht statt: Die Lehrperson – wir nennen unser Lehrer hier aber lieber „Lernunterstützende“ oder besser noch „Lernpartner“, *LU* oder *LP*, um gleich klarzumachen, dass es keinerlei hierarchischen Abstand, kein besseres Wissen und keine Niveauunterschiede gibt; wir sind alle Lernende, jeden Tag, und wir lernen so unendlich viel von unseren Schülern – aber natürlich nennen wir sie nicht mehr so, sie sind ebenfalls *LPs* oder ganz einfach Wissenwollende, *WWs*, ist es nicht wunderbar, dass die Sprache so

viele Möglichkeiten bietet, ganz einfache Sachverhalte auszudrücken, ohne jedes Vorurteil und völlig unnötige Stereotype? Lernpartner und Wissenwollende, das sind wir doch alle, in Augenhöhe; das ist übrigens auch das erste Motto unseres PPP: „*Wir wollen wissen*“, aber es darf auch jeder sein eigenes Motto haben, wir sind da sehr offen, es gibt sehr schöne Beispiele dafür, wie unsere kleinen WWs damit kreativ umgehen, jetzt fällt mir doch wieder kein Beispiel – also, ich wollte Ihnen ja berichten von den Ursprüngen und der Geschichte unseres Projekts. Kein herabwürdigendes autoritäres Lehrer-Schüler-Verhältnis mehr, kein Frontalunterricht, keine Klassenzimmer, natürlich auch keine Klassenverbände: Hier lernt jede und jeder und jedes von jedem und jeder, ganz frei nach Interesse, Stimmung, Motivation; je heterogener die Gruppe, desto besser, so kann jede WW seinen ganz eigenen Beitrag zu jeder Diskussion und jedem Thema leisten, und es ist diese Vielfalt, auf die es uns ankommt, die – Lukas, nein, das ist unser Gast, wir haben besprochen, wie man mit Gästen umgeht, wir bewerfen ihn nicht mit Silbenbällen, das können wir später vielleicht tun im Silbenlabor, aber nur, wenn er eingewilligt hat und auch alle anderen zugestimmt haben, das weißt du doch! Bitte geh jetzt, nein zuerst begrüßt du unseren Gast, zum Himmel, zur Erde, zum Nebenmenschen, mach schon – Sie müssen entschuldigen, das ist die natürliche Neugierde unserer kleinen WWs, die wir auf jede Weise zu fördern versuchen, auch im Umgang mit anderen Menschen und anderen Kulturen! Ihr Mantel beispielsweise – nein, ich wollte ja etwas zur Geschichte und zum Programm unserer PPP sagen, verzeihen Sie bitte die Ablenkung!

„*Wir wollen wissen*“, das ist unser erstes Motto, und Wissen muss sich absolut frei entfalten können. Wir haben deshalb alle früheren, sehr stark persönlichkeitsbeschränkenden und völlig künstliche Hierarchien schaffenden Bewertungssysteme abgeschafft: Es gibt keine „Noten“ – ich bitte Sie, was war das auch für eine Idee, die vermeintliche Lernleistung vergleichend zu bewerten, wo es doch offensichtlich ist, dass es der Versuch allein ist, der zählt, das Lernen an sich, nein: das Wissen *wollen*, nicht dessen vermeintliche Ergebnisse! Nein, Noten gibt es nicht mehr, Zeugnisse selbstverständlich auch nicht. Gelegentlich aber veranstalten wir

kleine Prüfungen, ganz spielerisch, bei denen wir per Los zwei Gruppen einteilen: Die eine darf Fragen stellen, die anderen können antworten – sie müssen aber nicht, die Antworten müssen auch nicht zu den Fragen passen, und es gibt auch keine Bewertung wie „falsch“ oder „richtig“, das sind ja alles überholte Kategorien, wie will man denn sagen, ob eine Antwort richtig oder falsch ist? Man wüsste dann ja wissen – genau, ich sehe schon, Sie haben mich verstanden. Was die Eltern dazu sagen? Sie sprechen damit tatsächlich eine Art wunden Punkt an, da will ich nicht drumherum reden; wir sind ja durchaus angewiesen auf die Kooperation mit den Eltern, wir sagen aber lieber: Familienpartnern, *FPs*, „Eltern“ hat ja so etwas von „Älter“, rein klanglich, und das unterstellt ja irgendwie, dass die „Eltern“ eine Art natürlichen Wissensvorsprung oder eine größere persönliche Reife hätten, was jahrhundertlang zur Begründung eines zutiefst autoritären Verhältnisses missbraucht wurde, um das einmal deutlich zu sagen, nicht wahr? Früher sagte man ja auch noch: ‚Erziehungsberechtigte‘, das war ja noch schlimmer! Nein, die Erziehung haben wir unternommen; die Familienpartner sind sowieso meistens Vollzeit berufstätig und haben weder die Zeit noch, seien wir ehrlich, die erforderlichen Kompetenzen, um sich um ihren Nachwuchs kümmern zu können, da ist doch sehr viel falsch gelaufen! Doch genug der langen Vorreden, Sie sind ja nicht hergekommen, damit wir Ihnen Vorträge halten, grau ist schließlich alle Theorie, und grün – oder war es gelb? – ach, ich weiß nicht, darauf kommt es ja auch nicht an, nicht wahr? Was ich sagen wollte, war: Wir gehen jetzt zu den verschiedenen Lernstationen, ganz zwanglos, wo Sie selbst sehen werden, wie die Schüler und Schülerinnen – ich meine natürlich: die *WWs* – sich individuell entfalten und spielerisch Wissen aneignen, nicht abstraktes, totes Wissen, wie früher, all die Formeln und Zahlen und Gesetze, nein: Bei uns wird gelernt für das Leben! Das ist übrigens unser zweites Motto: *„Fürs Leben lernen wir, nicht für die Schule!“*

So, sehen Sie, da ist schon unsere erste Lernstation, das ist das Silbenlabor, von dem ich ja schon gesprochen habe. Es geht hier um das Lesenlernen, das schon immer am Anfang der klassischen Erziehung stand, mit einem gewissen Recht, wie ich zugeben muss

– es ist ja nicht alles falsch, was die Pädagogen früher gemacht haben, das würde ich nie sagen, nein, es war nur so entsetzlich reguliert und eingeschränkt und theorieüberladen! Wir haben, ich denke, man kann das so sagen, wir haben die Sprache befreit! Es gibt keine „Rechtschreibung“ mehr, das war ja auch so ein doktrinäres Konzept, als könne man einem Wort vorgeben, wie es geschrieben werden sollte! Noch dazu von einer anonymen Institution, nicht demokratisch gewählt, ohne jegliche Legitimation! Nein, wir arbeiten hier ganz frei mit dem Sprachmaterial, nicht mit einzelnen Wörtern, sondern mit Silben, die ganz individuell zusammengesetzt werden können, auch gern kreativ zu neuen Wörtern! Hier, sehen Sie, das sind unsere Silbenbälle, sie haben ganz verschiedene Farben und sind voll ökologisch recyclebar, und sie fassen sich auch ganz wunderbar weich an – na gut, die meisten jedenfalls, manchmal kleben sie ein wenig, wir haben, wissen Sie, die festen Essenszeiten abgeschafft, jedes Kind darf essen, wann es Hunger hat oder das möchte, und manchmal sieht man das dann an den – aber gut, sie sind auch waschbar, die Bälle, und garantiert keimfrei, wir legen großen Wert auf eine hygienisch und gesundheitlich einwandfreie Umgebung! Schade, jetzt ist gerade keiner unserer WWs da, wo sind sie nur alle? Da werden wir wohl jetzt selbst ein wenig kreativ werden müssen, sehen Sie, ich nehme jetzt einfach einen beliebigen Silbenball, wir nennen sie auch SBs, da steht jetzt „frei“ – ach wie schön, so ein Zufall, na gut, das ist eine Silbe, die wir ziemlich häufig benutzen, deshalb haben wir auch viele „frei“-Bälle“ – also, da steht „frei“ und dann nehmen wir eine zweite, ganz zufällig, ach, Sie haben selbst eine ausgewählt, wie schön, ich sehe, wir verstehen uns schon, und da steht „Geist“ darauf – nun ja, das ist eine Silbe, die eher wenig benutzt wird, Sie merken das auch daran, dass sie nicht so stark klebt, genau –, und damit können wir jetzt das Wort „Geist-Frei“ machen. Oder „Frei-Geist“, aber das würde natürlich nicht so viel Sinn machen. Ansonsten legen wir sowieso nicht mehr so viel Wert darauf, dass die WWs auch Schreiben lernen, wissen Sie, das ist eine doch sehr veraltete Kulturtechnik, die einmal ihren Wert gehabt haben mag, ganz sicherlich, da sind wir uns ja einig, mein lieber Rousseau, aber heute – ach, jede KI kann doch inzwischen perfekt Sprache

verstehen und ganz wunderbar Texte ausgeben, wozu muss dann ein Mensch noch schreiben können, wo er doch so viele andere, wunderbar menschlichen Dinge tun könnte, die eine KI niemals ersetzen könnte, wie zum Beispiel – ach, jetzt fällt mir doch wieder kein Beispiel ein, aber das ist ja sowieso nur graue Theorie. Auch das Lesenlernen sehen wir übrigens mittelfristig eher als überflüssig an, es kann ja ebenfalls durch Vorlesen von der KI vollständig ersetzt werden. Umso mehr wollen wir den kreativen, spielerisch freien Umgang mit der Sprache in den Mittelpunkt stellen, denn das ist doch das, mein lieber Rousseau, was uns von diesen begrenzten Künstlichen Intelligenzen unterscheidet, jetzt fällt es mir ein, nicht wahr, mit ihren beschränkten Algorithmen?

Wer das ist, dort in der Ecke, das Mädchen? Nun, da Sie schon fragen, es ist mir aber etwas peinlich: Das ist einer unserer schwierigsten Fälle, wir wollen ja nicht verschweigen, dass es gelegentlich auch Probleme gibt mit unserem experimentellen Ansatz, aber im Allgemeinen – also, das ist Emilia. Emilia ist eine Problem-WW. Sehen Sie, was sie in der Hand hält? Ja genau, das ist eine Art Bleistift, sie hat ihn selbstgeschnitzt in der kreativen Werkstätte, wo wir viel mit Holz arbeiten, es ist ein so wunderbarer Werkstoff und regenerativ und so naturnah – was Emilia tut mit dem Bleistift? Äh, soweit ich das von hier sehen kann, schreibt sie etwas auf. Das tut sie häufig. Wir haben ihr schon alles Schreibpapier weggenommen, wir unterstützen das wirklich nicht, das sich jemand immer wieder von der Gruppe isoliert und für sich selbst schreibt, noch dazu in alter „Recht“-Schreibung! Aber es hilft alles nicht, sie findet immer etwas, ist das jetzt Toilettenpapier? – Emilia, wir haben doch schon so oft darüber gesprochen! Komm her und begrüße unseren Gast! Aber nein, jetzt ist sie doch schon wieder weggelaufen! Verstockt, ich sage es Ihnen, wenn wir nicht alle Strafen längst abgeschafft hätten, wären wir ja glatt versucht – aber ich sage immer: Das ist der Preis der Freiheit! Man muss auch akzeptieren können, dass sich jemand freiwillig repressiven Regelsystemen unterwirft und das „Richtige“ tut, auch wenn es sehr, sehr weh tut!

Aber gehen wir doch weiter, gleich nebenan ist die Rechenstation. Ja, das sind Zahlenbälle, ganz richtig, es ist ganz praktisch, man kann das gleiche Modell nehmen, und mal sind Silben darauf

und mal Zahlen, das erleichtert den Kindern auch den Umgang damit, wenn sie sich nicht so viel mit etwas Neuem auseinandersetzen müssen. Zahlen also, mein lieber Rousseau, Sie werden mir gewiss zustimmen, sind natürlich auch ein veraltetes hierarchisches Konzept: Wenn ich mir diese Zahlenreihen schon anschau, so phantasielos, immer eins bis zehn in der gleichen Reihenfolge und weiter bis ins Aschgraue, wo bleiben denn da die Kreativität und die freie Entfaltung der Persönlichkeit? Nein, unsere WWs lernen, dass es Zahlen gibt; sie lernen auch Rechnen, aber natürlich ein freies Rechnen, nicht mit vorgegebenen einschränkenden „richtigen“ oder „falschen“ Ergebnisse, sehen Sie, hier zum Beispiel: $1-9 = 350$, ist das nicht originell, die 9 steht auch noch auf dem Kopf? Wir haben auch eine sehr beliebte Übung, bei der verschiedene Ergebnisse gemeinsam diskutiert werden können und man sich dann demokratisch auf das – nun, ich will nicht sagen; beste, aber eben: ein konsensfähiges Ergebnis einigt. Wir legen überhaupt großen Wert darauf, in allen Lernbereichen soziale und gesellschaftliche Aspekte zu berücksichtigen, da ist die Mathematik ein sehr ergiebiger Bereich! Nehmen wir zum Beispiel die Mengenlehre, das ist ja eine Art politischer Schulung in Reinform! Demokratie ist, so können wir unseren WWs anschaulich zeigen, die Kunst, auch kleinsten Mengen gerecht zu werden! Erst wenn wir so vielfältig und individuell geworden sind, dass es keinerlei Schnittmengen mehr gibt, ist das wahre Ideal der vollkommen freien Persönlichkeitsentfaltung erreicht! Lauter in sich kreisende Einzelmengen! Die Gesellschaft aber ist die Obermenge, die alle einzelnen Mengen in sich vereint! Ach, entschuldigen Sie, ich komme so leicht ins Schwärmen! Also, höhere Mathematik gibt es natürlich nicht mehr; das war doch alles sehr elitär und wenig gesellschaftlich nützlich, ich erinnere an unser Motto, für das Leben – genau, Sie erinnern sich. Auch solche exotischen und unpraktischen Dinge wie Brüche oder negative Zahlen haben wir abgeschafft, das war uns alles zu – negativ, irgendwie, und zu wenig einheitlich, unser drittes Motto nämlich ist, ich bin sehr froh, dass das jetzt so schön passt: „*Nur das Ganze ist das Gute!*“! Wir haben also nur noch „natürliche“ – das ist natürlich auch nur eine Rede-weise – Zahlen, nicht in hierarchischer Reihenfolge, und eine

befreite, demokratisch inspirierte Mathematik; alles andere überlassen wir der *KI*, die kann das sowieso besser! Am liebsten aber mögen die *WWs* Tortendiagramme, wissen Sie, da ist noch ein Rest in der Ecke – wo sind eigentlich die Schüler, äh, *WWs* schon wieder? Wahrscheinlich sind sie jetzt im Silbenlabor. Und nein, Emilia, du hast dich doch schon wieder abgesondert, wie oft haben wir schon besprochen, dass nur das Ganze das Gute ist? Sehen Sie, sie hat immer noch ihren Bleistift, jetzt schreibt sie – keine Ahnung, was sie schreibt, das sind Zeichen, die ich noch nie gesehen habe, kennen Sie vielleicht? – Ach so, Formeln. Wo hat sie das nur her? Nein, Sie sollten sie wirklich nicht noch bestätigen in dieser antisozialen und weltfremden Haltung, gehen wir doch lieber weiter –

Da hätten wir zum Beispiel unser Sprachenlabor. Nein, keine Bälle, ich bitte sie, das wäre doch langsam wirklich ein wenig einfalllos! Wir beschränken uns beim Fremdsprachenerwerb – der natürlich enorm wichtig ist in unserer globalisierten Welt, die immer enger zusammenrückt – also, wir beschränken uns auf das Hörverständnis. Welche Sprachen? Nur lebende natürlich, und um keine Verständnisbarrieren zu beschaffen, nur in einfacher Form; das reicht ja völlig aus, um sich gegenseitig verständlich zu machen, schöne gerade Hauptsätze, ein einfacher Wortschatz, der vollständig auf seine politische Korrektheit überprüft ist, und keine verstörenden Wörter oder zu abstrakten Gedanken, damit kommt man ja überall durch, man versteht sich mit den Menschen, auf Augenhöhe, und darauf kommt es ja an, nicht auf irgendeinen elitären Sprachgebrauch, der nur zu lebensfremden Gedanken verführt! Nein, unsere *WWs* lernen von klein auf andere Sprachen im Schlaf – ganz genau, mein bester Rousseau, das ist ganz wörtlich zu nehmen: Sie hören beim Einschlafen fremdsprachige kleine Texte, das Gehirn ist in jungen Jahren ganz extrem formbar und aufnahmebereit, und es kommt ja auch nicht darauf an, dass sie jedes einzelne Wort ganz genau verstehen. Wissen Sie noch, wie man früher Sprachen gelernt hat? Genau, sogenannte „Vokabeln“, die man abgehört hat, kann man sich etwas Stupideres und Einschränkungenderes vorstellen? Lange Listen mit Wörtern, oft auch noch in längst toten Sprachen, die in einer typischen Einbahnkommunikation abgefragt wurden? Es schüttelt mich beinahe, wenn

ich daran denke! Nein, wir legen großen Wert darauf, dass unsere WWs kreativ umgehen mit den im Schlaf erlernten Wörtern, wir haben da eine Übung, die sehr beliebt ist, bei der sie Wörter ganz frei zusammenstellen, aus verschiedenen Sprachen, es kommen die wundersamsten, ganz poetischen Texte dabei heraus, vielleicht findet sich ja durchaus auf diese Art ein kleiner Shakespeare – nein, ich wollte das Geschlecht natürlich nicht festlegen, es könnte ja auch eine kleine – ach, jetzt fällt mir doch kein Beispiel für eine weibliche Poetin ein, ist das nicht seltsam? Emilia, nein! Ist es denn zu fassen, da ist das Kind ja schon wieder! Nein, jetzt geh unserem Gast nicht auf die Nerven, was hat sie denn um Himmelswillen geschrieben auf diesem Fetzen Toilettenpapier, das ist mir sehr peinlich – „*non vitae sed scholae discimus*“, keine Ahnung, was das nun wieder bedeutet! Sie auch nicht? Jetzt ist das Kind doch schon wieder verschwunden! Wir könnten jetzt schnell unsere Übersetzungs-KI fragen, ich glaube, sie kann sogar tote Sprachen, und sie – ach, nein, jetzt ist das Programm schon wieder kaputt, das passiert leider gelegentlich, da müssen unsere Techniker wohl mal wieder schauen, wir können derweil ja einfach weitergehen zur nächsten Lernstation.

So, hier haben wir nun unsere Sachen-Lernstation, so nennen wir das, was man früher einmal etwas kompliziert und typisch schubladenartig ‚Geschichte‘ oder ‚Geographie‘ genannt hat, das waren natürlich ziemlich naive Vorstellungen und so repressiv! Als könne man die unendlich reiche und vielfältige Entwicklung der Menschheit zu unserem derzeitigen Höchststand an Aufklärung, ja, ich benutze dieses altertümliche Wort gelegentlich ganz gern, also: Als könnte man diese Entwicklung zu unserem Grad an Erleuchtung, an Gleichheit, an freier Entfaltung der Persönlichkeit aus einzelnen historischen Ereignissen oder der Wirkung sogenannter „großer“ Persönlichkeiten erklären! Nein, die Geschichte früherer Zeiten war doch mehr oder weniger eine Ansammlung schrecklicher Gewalttaten, denen wir unsere WWs keinesfalls aussetzen wollten, und selbsternannter Diktatoren, die keine Ahnung hatten von Freiheit, Demokratie und Menschenrechten! Wir müssen, darin sehen wir eine unserer obersten pädagogischen Herausforderungen, unsere WWs vor den Irrtümern der Geschichte

schützen; wir müssen sie vorsichtig heranzuführen an die unvorstellbar schrecklichen Geschehnisse früherer Zeiten, und es reicht völlig, wenn sie wissen, dass es Kriege gab und Tyrannen, aber das das alles vorbei und vergessen. Wir vermeiden deshalb möglichst alle Wörter, die damit in Zusammenhang stehen, wir sagen eigentlich gar nicht mehr „Krieg“, sondern „unangemessene gewaltsame Auseinandersetzung“, ja genau, UGA, ich sehe, wir verstehen uns immer besser! Und Tyrannen, wollen Sie selbst einmal einen Vorschlag machen? Nein, Sie sind natürlich hier nicht bei einer Prüfung, es ist ja auch gar nicht so einfach, diese doch sehr toxischen Begriffe für die sanften kleinen Gemüter bekömmlich zu machen, also, wir sagen: „unakzeptable Gewaltherrscher“, UGH, das ist noch nicht so ganz rund, aber wir arbeiten hier schließlich an einem gemeinsamen Projekt. Dazu gehört auch, das ist besonders wichtig im Interesse des Datenschutzes, dass wir die Namen früherer UGHs nicht nennen, wer kennt sich auch schon aus mit all diesen Wilhelms und Friedrichs? Das führt ja doch nur zu einem Personenkult, der völlig unvereinbar mit Freiheit, Demokratie und Menschenrechten ist! Namen, Schlachten, Zahlen, das interessiert doch keinen mehr; es kommt darauf an, nun selbst die Geschichte zu gestalten, sich politisch zu engagieren, ein Zeichen zu setzen, ich kann es nicht genug wiederholen: immer wieder ein Zeichen zu setzen, Haltung und klare Kante zu zeigen! Entschuldigung, wie meinen Sie? Welche Kante? Ach, das ist nur so eine Redensart, natürlich haben wir hier eine praktisch kantenfreie Umgebung geschaffen, es ist ja so gefährlich, wenn sich unsere lieben WWs in ihrem ungebremsten Bewegungsdrang – den wir sehr fördern, dazu sage ich noch etwas an der Sportstation! – frei entfalten und dann mit Kanten kollidieren könnten! Wo war ich? Also, Geschichte ist für uns eher – eine Art Demokratiewerkstatt, ausgerichtet auf die Zukunft, experimentell, alternativ, ja genau: eine progressive Zukunftsvision mit alternativen Ausgängen, so könnte man es wirklich nennen, das haben Sie schön aufgefasst!

Ähnlich gehen wir mit der alten „Erdkunde“ um, Sie erinnern sich, diesem lächerlichen Fach, wo die Kinder Landkarten anschauen mussten, Hauptstädte und Ländergrenzen auswendig lernen, gelegentlich sogar Rohstoffvorkommen und Handelswege!

Als ob es auf Grenzen ankommen würde in unserer globalisierten Welt, oder auf veraltete Konzepte wie Nationen und sog. „Haupt“-Städte! Repressiv, ja, ich möchte sogar sagen: reaktionär war das alles. Wir haben nicht nur die Geschichte befreit, sondern auch die Erdkunde, die ja auch nur irgendwie die Geschichte unseres schönen blauen Planeten ist, auf dem es sowieso keine natürlichen Grenzen gibt, nicht wahr – ja, selbstverständlich gibt es Gebirge und Meere, mein lieber Rousseau, Sie haben wie immer vollständig recht, aber das ist ja doch ein sehr naturalistischer Gedanke, finden Sie nicht? Grenzen sind dafür da, dass man sie überwindet, sage ich immer, nein, das ist kein Motto, eher so eine Art – Emilia! Sehen Sie, was ich meine? Jetzt hat sie uns schon wieder verfolgt, und da sitzt sie nun und malt Landkarten mit ihrem Bleistift, ich werde ihr wohl doch deutlicher klarmachen müssen, dass Toilettenpapier – sagte ich übrigens schon, dass wir das Toilettenpapier wie alle unsere anderen Lernmaterialien aus mehrfach zertifizierter ökologischer Produktion erhalten? Wir sind eine kleine Kreislaufwirtschaft hier, alles wird recycelt, wir haben auch einen eigenen Garten, der nur leider gerade etwas – nun, wir hatten Probleme mit der Klimaumstellung, Sie verstehen, und die Pflanzen gedeihen leider nicht ganz so, wie wir uns das vorgestellt hatten. Es sollte eigentlich ein richtiger kleiner Paradiesgarten werden – also „Paradies“ nicht in einem religiösen Sinne, wir sind hier ganz frei von religiöser Indoktrination, jedes und jede und jeder darf natürlich glauben, was er/sie/es will, und das Paradies im christlichen Sinne ist ja offensichtlich eine Herrschaftsvorstellung alter weißer Männer, die Frauen einsperren und dann zu teuflischen Verführerinnen erklären, und überhaupt so eingeschränkt und umgrenzt – nein, unser Garten sollte eine Art befreiter Paradiesgarten werden, ohne Grenzen, und jedes Kind durfte dort anpflanzen, was es wollte, doch leider, leider, ich sage ja, die Klimakatastrophe, wir tun natürlich alles, um unseren ökologischen Fußabdruck – wir sollten weiter zur nächsten Lernstation? Sie haben völlig Recht, mein lieber Rousseau, wie immer!

Gleich nebenan ist unsere Experimentierwerkstatt. Eigentlich gehört das Experiment überhaupt zu den Grundlagen unseres pädagogischen Projekts, wir sind ja insgesamt alle Teil eines großen

Experiments, sozusagen, für das Ihre Anstalt so überaus großzügig gesorgt hat! Hier also findet das statt, was man früher etwas pauschal und, wenn ich so sagen darf: einschränkend „Naturwissenschaften“ nannte – also ob es so etwas wie eine exakte Wissenschaft von der Natur geben könnte, mit sogenannten „Gesetzen“ sogar! Nein, was wir unseren WWs zu vermitteln versuchen ist: Die Natur ist unsere Freundin, sie gibt uns Leben und das, was wir zum Leben brauchen, und wir gehen sorgsam mit ihr um. Das heißt aber nicht, dass wir ihre sogenannten „Gesetze“ respektieren müssen – denn Gesetze sind ja von ihrer Natur her repressiv, einschränkend, auf eine geradezu verletzende Art bevormundend! Und was hat man schon davon, wenn man weiß, dass ein Apfel vom Baum immer nach unten fällt – nein, schade, aus den gepflanzten Apfelbäumen ist auch nichts geworden, fürchte ich – oder das Licht sich bewegt mit einer Geschwindigkeit von – nein, das ist jetzt ein schlechtes Beispiel, es kommt ja auch nicht auf die Zahl an, es könnte schließlich auch eine ganz andere Zahl sein, nicht wahr? Nein, unsere WWs lernen mit und an den Gegenständen; sie entwerfen ihre eigenen kleinen Experimente, sehen Sie hier zum Beispiel, das war einmal – nun, ich denke, eine Uhr, man sieht noch die kleinen Zahnräder. Oder das hier, ein Pendel, aber es sieht ein wenig ausgerenkt aus und es klebt auch – nein, fassen Sie es lieber nicht an. Nein, Bücher gibt es hier gar nicht, mein bester Rousseau; es mag ihnen aufgefallen sein, dass Sie nirgends Bücher gesehen haben, an keiner unserer Lernstationen; wir halten das für unnötigen Ballast für die kleinen Gehirne, die ja meist auch nur sehr grundlegende Kenntnisse im Lesen haben; schließlich wollen und sollen sie selbst die Welt erobern, nicht wahr, und was helfen ihnen dabei die in den meisten Fällen total veralteten, phantasielosen, um nicht zu sagen: gefährlichen Gedanken alter Männer? Außerdem gibt es ja *Wikipedia*, genau, und dafür haben wir, dass möchte ich Ihnen als letztes zeigen – und sehen Sie, da sind ja auch die ganzen WWs! Nun, Sie sehen, unsere *Virtual-Reality-Station* ist sehr beliebt! Natürlich hat auch jeder der WWs sein eigenes kleines *VR*-Gerät, wir regulieren den Umgang damit nicht, das ist ja so autoritär und einschränkend, wissen Sie, wir verlassen uns da ganz auf die natürliche Weisheit unserer kleinen WWs. Aber hier

sehen Sie den neuesten Stand der Technik auf dem Gebiet des *digital learning*! Wir haben zum Beispiel einen 3-D-Drucker, der ganz außerordentlich beliebt ist, sehen Sie, die vielen Wasserpistolen zum Beispiel – nein, Ihr müsst sie nicht vorführen! Hört sofort damit auf! Sie müssen entschuldigen, wir haben doch irgendwo Handtücher hier, Ihr schöner Mantel – nein, man kann natürlich auch alles Mögliche andere drucken, die WWs sind da ganz kreativ, sie drucken auch – nein, jetzt fällt mir doch wieder kein Beispiel ein!

Dann haben wir hier die Robotik-Abteilung, wo sie mit Unterstützung der *KI* eigene kleine Roboter bauen können, einigen haben sie sogar Fußballspielen – aber sie sehen gerade kaputt aus, das tut mir jetzt leid, es ist ja fast ein wenig traurig, wie sie so ihre künstlichen Köpfe hängen lassen, da, schauen Sie nur, blinkt noch eine kleine *LED*, nein, jetzt ist sie weg, man könnte geradezu –die Wasserpistolen weg, sofort! Entschuldigen Sie, wenn ich manchmal so einen kleinen Rückfall ins Autoritäre bekomme, aber man sieht auch gleich, dass das nicht funktioniert, nicht wahr? Sie hören ja nicht, die kleinen Starrköpfe, und Recht haben sie! Also, beim *digital learning* sind sie jedenfalls alle dabei; wir benutzen gerade ein ganz neues Konzept, vielleicht haben sie schon davon gehört, „*gamification*“ nennt man das, das ist ja eigentlich schon eine ganz alte Theorie, dass die Kinder spielend am besten lernen, und wir präsentieren unseren WWs gern die ganze Welt in Form eines Video-Spiels! Sehen Sie, dort an den Konsolen, mit den seltsamen Brillen, das sind unsere WWs, sehen Sie doch, wie ganz vertieft sie sind in diese wunderbaren künstlichen Welten! Keine natürlichen Grenzen mehr, keine Verletzungsgefahr, die Natur kann ja tückisch sein, und völlige Freiheit zu Allem und Jedem! Ich muss ja gestehen, dass ich selbst auch ganz gern in dieser *virtual reality* unterwegs bin, man hat dort einen Avatar, meiner heißt – aber ich will Sie nicht langweilen mit meinen persönlichen Vorlieben! Nein, Emilia habe ich hier eher selten, das heißt eigentlich, wenn ich genau darüber nachdenke: Ich habe sie noch nie hier gesehen! Aber schauen Sie, dort, jetzt ist sie bei dem kaputten Roboter, ich fürchte tatsächlich, sie hat noch so eine Art Mutterinstinkt zu all ihren sonstigen Problemen! Wir geben uns solche Mühe, gegen diese

überholten Geschlechterstereotype anzugehen, aber manchmal ist es wirklich zum Verzweifeln! Jetzt hat sie ihn doch tatsächlich wieder repariert, sehen Sie, die LEDs blinken wieder, und jetzt marschiert er sogar los, er kommt direkt auf uns zu, Emilia, bitte halte deinen virtuellen Freund unter Kontrolle, hörst du, unser lieber Gast soll doch nicht den Eindruck bekommen – nein, was macht der Roboter denn da? Das ist doch wirklich – jetzt macht er sich über unsere Gesten lustig, sehen Sie das, ist es nicht unerhört? Er faltet die Hände vor der Brust und schaut nach oben, so als müsse man sich vor einer höheren Existenz rechtfertigen, ist das nicht geradezu sklavisch? Und jetzt, jetzt verbeugt er sich auch noch zur Erde hin, so, als müsse sich ein freier Mensch für irgendetwas beugen, ich bitte, vor was sollte man sich denn verbeugen, vor der Natur unter unseren Füßen etwa? Was soll denn jetzt noch kommen? Wird er wenigstens die Zunge – aber nein, er hat die Hände schon wieder so untertänig auf dem Rücken gefaltet, und jetzt schaut er auf Emilia, so als wäre sie – seinesgleichen?

Ich kann Sie nur bitten, mein lieber Rousseau, mein bester Rousseau, diese schreckliche Szene zu vergessen! Schreiben Sie Ihren Bericht, schreiben Sie Ihren Bericht nach bestem Wissen und Gewissen, Sie haben sich ja davon überzeugen können, wie wir überall mit den allerbesten Intentionen und den avanciertesten Techniken daran arbeiten, die altertümlichen Erziehungsideen unserer Vorväter – ja, und natürlich Mütter – auf den Stand der neuesten pädagogischen Erkenntnisse zu bringen, aber unsere Schützlinge dabei nicht zu überfordern! Das ist eine große Herausforderung, eine tägliche Herausforderung, und wir sind uns der Verantwortung bewusst, die wir damit übernommen haben, für unsere WWs, aber auch für die Gesellschaft insgesamt, ja, vielleicht kann man sogar sagen: die ganze Menschheitsfamilie – aber bleiben Sie doch, mein lieber Rousseau, wo wollen Sie denn so schnell hin? Sie haben doch noch gar nicht unser Sportlabor gesehen, das Willkommensplakat haben wir immer noch nicht gefunden, und wir wollten Ihnen auch gern noch etwas von unserer veganen Speisekarte – nein, da verschwindet er schon, mit wehendem Mantel, er hat sogar seine Pelzmütze vergessen, ein komischer Typ irgendwie, aber von der Akademie, was kann man da schon machen, und –

Emilia! Was machst du denn da wieder? Lass die komische Mütze liegen, wer weiß, was da für Keime – Emilia! Wirst du wohl zurückkommen! Nein, ist das denn die Möglichkeit: Da dreht sich das Gör doch tatsächlich um streckt mir die Zunge raus!

CODA



KUMULATIVE SÜNDENFÄLLE

Es steht eben doch schon in der Bibel, ganz am Anfang sogar. Man kann die Menschheitsgeschichte nämlich als eine Abfolge von kumulativen Sündenfällen lesen. Einer war für sich so schrecklich wie der andere, doch zusammen haben sie ein Monstrum erzeugt, das immer größere, mächtigere, künstlichere Kompensationen benötigt, um über den Verlust des Paradieses hinwegzukommen. Schlangen aber benötigt man dafür schon lange nicht mehr.

Denn kann man sich vorstellen, wie unwissend, wie ahnungslos, wie schuldlos der Urmensch, unser aller Urahne mit dem vorstehenden Unterkiefer und der niedrigen Stirn, gewesen ist? Das Überleben war ein hartes Geschäft, und das Denken noch nicht erfunden. Schmerz, das hat er gekannt, Verzweiflung, Angst, Hunger und Not; Lust und Sättigung, wenn auch wahrscheinlich noch keine Freude. Woher sollte er wissen, woher die Wesen kamen, die auf einmal aus den Frauen fielen, nachdem sie so seltsam dicke Bäuche bekommen hatten? Sie waren sehr klein, sie sahen ein wenig aus wie man selbst, und die Frauen haben sie vielleicht mit ihrem Leben verteidigt; so wie jede Löwin ihr Junges verteidigt, ohne es zu kennen und ihm einen Namen zu geben. Nein, es war ein Wunder, wie so vieles um einen herum; es mussten mächtige Wesen sein, die neue Geschöpfe machen konnten. Vielleicht waren es die gleichen mächtigen Wesen, die auch machten, dass manchmal einige einfach umfielen und nicht mehr aufwachten; oder auch einfach nur eingeschlafen waren und nicht mehr aufwachten, eben waren sie noch da und hatten geschrien und gekämpft und gestöhnt, und jetzt waren sie stumm und kalt.

Doch dann, und es wird nicht plötzlich gewesen sein, sondern nach und nach, über Zeiträume hinweg, die für unser sekundengetaktetes Zeitbewusstsein Lichtjahre entfernt sind, ist vielleicht eine Ahnung aufgestiegen, wie ein dunkler Nebel zunächst, der sich erst nach und nach lichtet: Hatte man nicht oft genug gesehen, wie der Hund die Hündin besprungen hatte, ob sie wollte oder nicht und mit viel Gekeuche und Gebelle; und dann waren, kaum hatte das Korn begonnen zu wachsen, kleine Hunde aus dem dicken Bauch der Hündin gefallen, sie hatte sie abgeleckt und mit

ihrem Leben verteidigt? War es nicht, irgendwie, genauso, wenn man die Frau bestieg, und dann wuchs das Korn und wurde geerntet und es war schon fast Herbst, da plumpste dieses Wesen aus ihr heraus? Was aber bedeutete es, wenn man diese Wesen, da, das war schon fast ein Gedanke: machte, selbst machte, aus sich heraus machte? Wenn sie das eigene Fleisch und Blut waren, wenn sie zu einem gehörten auch später und nicht nur, solange die Mutter – wir nennen sie jetzt einmal Mutter, es wird eines der ersten Wörter gewesen sein, ein Ur- und Wurzelwort – sie beschützte wie eine Löwin? Das Leben wurde schwieriger: Sorgen musste man nun, für die, die nach einem kommen und einem, wenn man nun etwas genauer hinsah, auch seltsam ähnelten: da, genau diese Kerbe im Kinn, diese Art, die niedrige Stirn zu runzeln! Ach, es war eine Sünde und eine Sorge: Nachkommenschaft.

Und, vielleicht war es ungefähr zur gleichen Zeit oder etwas früher oder später, war es nicht ganz ähnlich mit dem – Tod, nennen wir es jetzt einmal so, also wenn die Leute einschlafen und nicht mehr aufwachen? Hatte man nicht gemerkt, seitdem man länger zusammenblieb bei den Hütten, in der Horde, über das Jahr hinweg, wie die Alten einschliefen, eben weil sie – alt waren, schon so viele Jahre das Korn gesät und geerntet hatten? War es nicht so, dass der Körper – ja, man hatte jetzt einen Körper – so viele Leiden und Krankheiten hatten, einige davon vergingen, andere endeten damit, regelmäßig, dass man einschlief und nicht mehr aufwachte? Konnte es denn wirklich sein, dass alle – Menschen, so nennen wir sie jetzt einmal, es ist keine Horde mehr, es sind Menschen – so einschlafen mussten, wenn ihre Zeit gekommen war? Dass alle, ohne Ausnahme, auch die Stärksten und Klügsten, sterben mussten? Ach, wie sollte man denn leben mit diesem Wissen! Es hätte doch auch sein können, dass die Götter, die Dämonen, einfach Leben und Tod verteilten wie es ihnen in den Sinn kam, und manche hätten sie auch einfach vergessen können? Was lag denn für ein Sinn darin, sterblich zu sein – und es zu wissen? Gab es denn überhaupt eine Sünde, die groß genug war, um diese Strafe zu verdienen? Und wie groß mussten die Gebäude sein, die man nun errichtete, in Gedanken, Worten und Taten, um dieses Wissen zu

verdrängen und zu verhängen und mit, nennen wir es: Sinn zu bemänteln? Eine ganze Weltgeschichte würde nicht ausreichen!

Dagegen waren die nächsten Sündenfälle beinahe harmlos. Sie waren nicht mehr existentiell, sie waren eigentlich nur noch eingebildet, Kopfprobleme, aber der Mensch war schwächer geworden; er war nicht mehr das starke Tier, das frei kämpfte und durch die Steppe zog, er war ein domestiziertes Tier geworden, das seine Hütten baute und sein Feld bestellte und langsam, ganz langsam zu seiner Sprache fand. Und vielleicht war diese Sprache, so rudimentär und grob und wurzelmäßig sie war, im Anfang, die logische Voraussetzung für den nächsten Sündenfall: Denn eines Tages, ein griechischer Mythos hat es aufs schönste festgehalten, sah der junge Mensch in einen stillen Teich, eine glatte Wasserfläche, und er sah: sich selbst. Können wir, in unseren *selfie*-süchtigen Zeiten, uns vorstellen, wie es ist, wenn man keinen Spiegel hat? Man kennt sich, sicherlich, man würde seine Hände wiedererkennen, man hat ein Gefühl für seine Extremitäten, für seine Organe; man kennt, wenn man gut hingehört hat, seinen eigenen Herzschlag. Aber nicht das Gesicht. Niemand kann sich selbst ins Gesicht schauen, bis zu diesem Moment. Ist es möglich, dass es der Moment war, in dem der Mensch zum ersten Mal eine der folgenschwersten Vokabeln der Menschheitsgeschichte aussprach, nämlich: Ich? Ich bin ein Anderer als – Du. Ich bin unterscheidbar. Und wahrscheinlich folgte, dieses Mal geradezu in paläontologischer Blitzesschnelle, der zweite Sündenfall direkt auf dem Fuß: Ich bin – größer. Stärker. Schöner. Als du. Als der Vergleich auf die Welt kam, war die Schlange endgültig arbeitslos. Der Spiegel hat ihr Geschäft übernommen, und er hat es perfektioniert. Von nun an ist Menschheit – Selbstdarstellung.

Aber das war noch nicht der letzte Sündenfall. Zumindest den vorletzten können wir noch festmachen: Er geschah, als das Ich sich nicht nur selbst sah, sondern – darüber nachdachte, was es überhaupt alles sah. Und schon stellte es fest, dass es im Kopfe eine ganze neue Welt schaffen konnte: Dinge, die es noch nie gegeben hatte, konnte man sich ausdenken; Dinge, die es gab, konnte man umdenken; es war ein Riesenspiegel, im eigenen Kopf, und man konnte darin spazieren gehen von morgens bis abends und sogar

noch im Traum. Aber leider entpuppte sich der geistige Spiegel bald als genauso tückisch wie sein reales Gegenstück: Man konnte auch vergleichen. Man konnte kritisieren. Man konnte fragen und zweifeln. Und nein, man *konnte* nicht das alles nur, man *musste* es: Wenn man einmal damit angefangen hatte, hörte man nie wieder damit auf, so wie man auch nicht aufhören konnte, in reale Spiegel zu schauen, auch wenn man doch längst wusste, wie man aussah! Alle Reflexion ist unendlich, das liegt in ihrer Natur; und sie macht süchtig, wie noch alles Unendlich-Unerreichbare: Selbst, wenn man längst weiß, dass sie uns immer nur neue falsche Welten vor-spiegelt, dass sie lügt und betrügt, dass sie immer mehr Aufmerksamkeit will und Nahrung und Unterhaltung, dass sie zehrt und dem realen Leben die Nahrung entzieht – man hört nicht auf mit dem fatalen Denken. Am Ende aber ist Melancholie: Vertrieben aus dem Paradies sitzt ein schwerer Engel auf einer Steinbank, den schönen Denkerkopf in die Handbeuge gestützt; sie ist umgeben von all ihren Spielzeugen, den schönen Werkzeugen der Erkenntnis, der Wissenschaft, der siegreichen Reflexion; aber die aufgehende Sonne scheint ihr nicht mehr, und der Regenbogen sagt nur noch: Nie wirst du mein Ende finden (und wenn du noch so sehr glaubst, dass Goldtöpfe dort verborgen sind)! Das Paradies? Ach, es besteht nicht aus Wissen und Erkennen; es besteht aus Nichtwissen, aus Nichtdenken, aus Geboren- und Sterbenwerden ohne zu wissen, woher und wohin und wozu.

(Ein Nachgedanke. Es war beinahe eine kluge Idee, sich aus der Falle zu winden, indem man gerade das Nichtwissenkönnen des Menschen zu seiner Kernkompetenz erklärte: Wir sind schwache Geschöpfe mit schwachen Köpfen und umso größeren Herzen; kommt es denn überhaupt auf das Wissen an? Sind es nicht die wesentlichen Dinge, die nicht gewusst werden können, nämlich: Glaube, Liebe und Hoffnung? Die ja, wenn man genau hinsieht, auch nur drei reizende Damen in unterschiedlichen Gewändern und von einer unterschiedlichen Seite aus gesehen sind: Denn nehmen wir nur die Liebe, bekanntlich die größte unter ihnen: Was wäre sie denn ohne den Glauben an sie und die Hoffnung auf ihr Gelingen? Nein, Glaube, Liebe und Hoffnung drehen sich fröhlich in einem immerwährenden Kreis um sich selbst, und in der Mitte steht der Mensch, der

endlich beinahe ein Gott geworden ist: Er kann frei bestimmen, was ihm zu wissen nötig ist und was nicht. Es könnte das Paradies sein; aber meistens ist es nur ein Vergnügungspark.)

WER IST SCHULD? ZWÖLF KANDIDATEN FÜR DAS *BLAME GAME*

I'm only human, don't put the blame on me!

Rag N Bone Man

Even if it's not your fault it's your responsibility.

Terry Pratchett

Ursprünglich ging die Geschichte so: Adam und Eva waren im Paradies, und sie kannten weder Gut noch Böse und deshalb auch keine Schuld. Dann kam die böse Schlange und verführte sie, mit einem Apfel oder was auch immer, darauf kommt es im Einzelnen nicht an. Worauf es hingegen ankommt, ist, dass Eva und Adam sich einem göttlichen Verbot widersetzt hatten – „*macht was ihr wollt, aber lasst die Finger vom Baum der Erkenntnis, das bekommt Menschen nämlich nicht!*“ – und dafür mit Vertreibung aus dem Paradies des Nichtwissens in eine Welt höchst unsicheren Wissens bestraft wurden, lebenslänglich und bis ins x-te Glied ihrer Nachkommen. Adam und Eva waren schuldig geworden – aber eigentlich schuld war doch die Schlange, oder? Wenn sie nicht mit verbotenen Früchten gelockt hätte, wäre ja gar nichts passiert! Nein, Adam und Eva konnten gar nichts dafür, schließlich hatten sie ja noch gar keinen freien Willen zu diesem Zeitpunkt!

Mit der Vertreibung aus dem Paradies des Sündenfalls wegen begann also nicht nur die Geschichte der menschlichen Freiheit; es begann auch die unendliche Suche nach dem eigentlichen Schuldigen, das *blame game*. Mit Eva und Adam ist nämlich die Schlange aus dem Paradies entkommen, und sie verführt uns arme Menschen bis heute. Tückischerweise häutet sie sich dabei ständig und

erscheint dadurch in immer neuer Gestalt. Immer aber ist und bleibt sie Schuld (denn was wäre die Alternative?). Und ihre Lieblingsgestalten sind:

1) *der Bruder/die Schwester/der oder die Anderen!*

Schon kleine Kinder wissen ganz genau, wer für den verschütteten Brei, das kaputte Spielzeugauto oder die heruntergerissene Lampe verantwortlich ist: der böse Bruder natürlich! die gemeine Schwester! Die armen Einzelkinder haben es etwas schwerer, aber mit dem ersten Spielkameraden findet sich auch der erste Schuldige: Sie hat angefangen! Nein, er war es! Das lernt jedes Kind von seinen Eltern seit Adam und Eva. Und das ändert sich auch nicht grundlegend im weiteren Verlauf des Lebens: Sobald ein anderer da ist, ist er potentiell schuld. Schlangen sind überall, es sind immer die anderen.

2) *der Lehrer!*

In der Schule lernt man fürs Leben. Das klappt nicht immer. Manchmal lernt man gar nichts, manchmal lernt man das Falsche, manchmal hat man spontan alles vergessen, was der Lehrer jetzt schon wieder von einem wissen will. Daran ist natürlich der Lehrer schuld. Hat er die armen Kinder wieder überfordert oder unterfordert, hat er nicht gut und spannend genug erklärt, war er zu schnell oder zu langsam, ist er überhaupt ein Langweiler oder ein Nichtskönner? Schließlich weiß jeder, der selbst einmal in die Schule gegangen ist (also: jeder) aus eigener Erfahrung, dass die Lehrer immer schuld sind. Sonst wären ja schließlich die Kinder schuld, und die sind schließlich noch Kinder und daher allgemein vermindert schuldfähig. Das Muster funktioniert bestens bis weit ins Studium hinein und wird im Evaluationszeitalter geradezu heiliggesprochen (komischerweise ist noch nie einer auf die Idee gekommen, die Schüler oder Studenten zu evaluieren, und Noten sind keine Evaluation): Die Schlange schlängelt sich durch alle Bildungsinstanzen.

3) *die Eltern!*

Spätestens ab der Pubertät sind die Eltern an der Reihe: Was haben sie einen vermurkst mit ihrer – wahlweise autoritären oder anti-autoritären, aber auf jeden Fall: falschen – Erziehung! Erziehung funktioniert offensichtlich nie, und es ist ein Wunder, dass sich überhaupt noch jemand Mühe damit gibt (andererseits wollen all die Erziehungsratgeber verkauft werden). Erziehung ist allerdings nur verantwortlich für schlechte Eigenschaften und misslungene Lebensentscheidungen (s. 12, *bad lifestyle choices*); hingegen ist alles, was gut und gelungen an uns ist, natürlich unser eigenes Werk. Das Muster erinnert an die Bankenkrisen der jüngeren Gegenwart: Geht das Geschäft gut, bekommen die Manager exorbitante Boni, weil sie so klug und vorausschauend gehandelt haben. Geht es schlecht, bezahlt der Staat exorbitante Beträge aus dem Steuereinkommen, weil er nicht gut genug aufgepasst hat. Genauso bezahlen Eltern in der Regel ewig für ihre Erziehungsschuld und kassieren nie für ihren Erziehungserfolg. Als Faustregel fürs *blame game* kann man hier schon vorläufig einmal festhalten: Erfolge gehen immer auf das Konto des Individuums, Misserfolge werden immer vergemeinschaftet. Oder hat man schon mal gehört, dass Adam und Eva sich bei der Schlange dafür bedankt haben, dass sie endlich frei wurden?

4) *der Partner/die Partnerin!*

Ist man endlich in ein Alter gekommen, wo man selbst die Verantwortung für sein Handeln übernehmen kann – sagen wir also, rein fiktiv, mit der Volljährigkeit –, übernimmt der Beziehungspartner direkt von den Eltern die Schuldenlast. Natürlich nicht gleich am Anfang, wenn man noch frisch verliebt ist und es sowieso keinerlei Anlass gibt, sich zu beschweren und nach Schuldigen zu suchen. Aber sobald die Verliebtheit zur Beziehung mutiert, beginnt das Schuldkarussell: Hättest du nicht – wärest du doch – kannst du nicht einmal? Beziehung ist Arbeit, und wo gearbeitet wird, fallen Erfolg oder Versagen, Leistung oder Minderleistung an. Die gegenseitigen Rechnungen können ins Unendliche wachsen und werden beim Scheidungsanwalt abbezahlt. Die Schlange ist schon ganz fett gefressen davon.

5) *der Kollege/der Chef!*

Das Gleiche gilt dort, wo im engeren Sinne des Wortes gearbeitet wird, also: im Job – und das Arbeitsleben bietet geradezu unendliche Möglichkeiten zur Schuldverschiebung. Berufliche Hierarchien sind nämlich nicht nur dazu da, Gehaltsunterschiede zu rechtfertigen, sie sind auch Verantwortungs- und Schuld-Verschiebebahnhöfe! Seien es unfähige Bosse oder faule Beamte, technische Nieten oder überarbeitete mittlere Manager, einer verschiebt die Schuld fröhlich zum anderen und wieder zurück, und so vagabundiert sie durch die Hierarchien; mal ist sie hier, mal ist sie dort, aber sie wird schneller weitergereicht als eine heiße Kartoffel, so dass man sie eigentlich niemals zu fassen bekommt. Am Ende wird evaluiert. Oder es gibt *feedback* (nur positiv, natürlich). Beides hat normalerweise keinerlei Konsequenzen. Die Schlange lacht sich kringelig.

6) *der Trainer!*

Der Sport, genauer: der Leistungs- und Profisport, hat ein eigenes Unterkapitel verdient. Mühsam hat es unsere Zivilisation dahin gebracht, dass eigens herangezüchtete Leistungssportler Unsummen Geldes für ziemlich unnatürliche körperliche Leistungen bekommen. In Wettbewerben treffen sie aufeinander, um sich zu messen, dabei wird noch viel mehr Geld verdient, und am Ende hat einer (oder eine Mannschaft) gewonnen. Und wer ist schuld, dass die anderen verloren haben, oder dass es wieder einmal nicht so viele Medaillen geregnet hat, wie beflissene Funktionäre vorher auf geduldigem Papier prophezeit haben? Der Trainer natürlich. Wird sofort entlassen. Der neue hat ein, höchstens zwei Spiele Zeit, sich zu bewähren. Dann wird er wieder entlassen, wenn's nicht gleich geklappt hat. Zum Glück dreht sich das Ganze im Kreis, und der Entlassene findet mit einigem Glück schnell wieder eine Stelle bei einem anderen Verein, der gerade seinen Trainer entlassen hat. Dass die Spieler schlecht gespielt haben, die Schwimmer nicht schnell genug geschwommen sind etc. etc. etc. – o.k., schlechten Tag gehabt, geht uns doch allen so, und der Stress! Nee, schuld sind die Trainer. Harter Job, sagt die Schlange.

7) *der Arzt!*

Gesundheit ist nicht nur eines der höchsten, sondern auch eines der heikelsten Güter. Das realisieren die meisten von uns erst, wenn es zu spät ist. Natürlich, man hätte sich ja die Zähne regelmäßig putzen können, dann würden sie einem nicht schon von der Rente ausfallen. Man hätte das Rauchen sein lassen können, hat eh nie so richtig geschmeckt, und man hat gestunken. Ja, mehr Bewegung, man hat es ja immer wieder versucht, aber wo soll man die Zeit hernehmen? Gesunde Ernährung, sowieso, aber ab und zu muss man halt sich was gönnen! Und jetzt sagen die Ärzte, dass man da nichts mehr machen kann! Da holen wir uns aber erst mal eine Zweitmeinung, oder? Überhaupt, Ärzte, die wollen doch nur Geld verdienen an den Krankheiten der Leute, darum machen sie uns alle kränker, als wir sind! Und eigentlich sollte man, bei all dem Fortschritt in der Medizin, doch endlich mal ein Mittel gegen Demenz oder Diabetes oder gegen Altern überhaupt gefunden haben! Jetzt sollen wir unser Leben ändern. Als ob man für seine Gesundheit verantwortlich wäre (s. 8, die Gene)! Es war die Schlange, die ganze Zeit, sie hat uns mit Hamburgern vollgestopft, auf die Couch gefesselt und die Joggingschuhe versteckt! Und außerdem waren es –

8) *die Gene!*

Damit kommen wir endlich zu den großen Schuldträgern, den Hauptverantwortlichen für die menschliche Misere insgesamt. Erster Kandidat: das Evolutions-Roulette – kann ich doch nichts dafür, wenn ich schlechte Gene habe! Interessanterweise wird das Argument oft vorgetragen von Leuten, die im nächsten Atemzug ein Glaubensbekenntnis zum freien Willen des Menschen abgeben, und man ist geneigt zu sagen: Was denn nun? Denn selbst wenn man, vernünftigerweise, davon ausgeht, dass Natur und Kultur, Angeborenes und Erlerntes, miteinander interagieren und nur wenige Dinge in den Genen so festgelegt sind wie die Haarfarbe oder eine Erbkrankheit, bleibt die Frage: Wie kann ein Wille wirklich frei sein, wenn er zu – naja, je nachdem, mal zu 20, mal zu 50, mal zu 80 % genetisch bestimmt ist? Aber vor der Hand leben wir alle in schönster Schizophrenie vor uns hin: Wenn es uns passt, ist der

Wille frei, und wir können uns unsere Erfolge selbst zuschreiben; und wenn es uns nicht passt, sind die Gene schuld, und wir hatten keine Wahl (s.o., der Vergemeinschaftungsstrick). Schließlich könnten wir, wenn der Wille frei wäre, auch die Schlange endlich töten. Aber wir behalten sie lieber weiter in ihrem Schlangenkorb, aus dem wir sie jederzeit wecken können, wenn wir sie brauchen.

9) *die Gesellschaft!*

Die Gesellschaft ist immer dann schuld, wenn man ein Verhalten rechtfertigen möchte, das gegen lästige Normen oder Konventionen verstößt – indem es zum Beispiel Triebverzicht oder Bedürfnisaufschub von uns verlangt. Dann erklärt man eben diese Regeln und Konventionen flugs zu verkrustet, erstarrt und überholt, und schon kann man machen, was man will und gilt sogar noch als unkonventionell, freier Geist und vorbildlich unangepasst. Gesellschaft ist in dieser Entschuldigung ein Synonym für systematische Unterdrückung, unter der das arme geknechtete Individuum stöhnt und ächzt. Natürlich funktionieren menschliche Gesellschaften nur, wenn sie Regeln, Konventionen und geteilte Werte haben, sonst wären sie Kegelvereine oder Aktiengesellschaften. Und im Großen und Ganzen leben die meisten auch ganz gut damit. Aber hier funktioniert der Vergemeinschaftungsstrick besonders gut: Für gelungenes, friedfertiges, förderliches Zusammenleben ist nämlich nicht die Gesellschaft verantwortlich – denn wer soll das eigentlich bitte sein, außer den konkreten Einzelnen? Für Reibungen, Spannungen, Probleme im Zusammenleben hingegen wird die Gesellschaft in Vollkasko-Haftung genommen – denn schließlich kann sich keiner ihrem kollektiven Druck widersetzen, hier wirkt die Masse! Die Schlange liebt die "Gesellschaft". Schade, dass es sie im Paradies noch nicht gab!

10) *die Medien!*

Es ist ein auch unter Gebildeten weit verbreiteter Irrtum, dass es im modernen bürgerlichen Staat drei Gewalten gibt. Inzwischen gibt es definitiv mindestens vier Gewalten (und es besteht der Verdacht, dass „die Wirtschaft“ noch eine fünfte ist, die sogar gewaltiger ist als alle anderen zusammen). Die vierte sind die Medien,

und sie sind weitgehend unkontrolliert, nehmen aber für sich in Anspruch, die drei klassischen Gewalten (Legislative, Judikative, Exekutive, und die sind sowieso kaum noch auseinander zu halten) zu kontrollieren. Niemand kann sich den Medien entziehen, und ihr Herrschaftsbereich wächst mit jedem Tag, an dem Gott das Internet wachsen lässt. Bevor wir nur die geringste Chance haben, uns ein Weltbild zu formen, ertrinken wir schon in einem Meer von Bildern; bevor wir einen ersten eigenen Gedanken fassen können, werden wir mit Meinungen überschüttet; bevor wir Freunde gewinnen, haben wir *Follower* und verteilen *Likes*. Medien wecken Bedürfnisse, von denen wir vorher nicht wussten, dass wir sie hatten; sie erzeugen Sehnsüchte, die das Leben nie befriedigen kann. Die Medien sind die größte Schlange von allen geworden, und man bräuchte schon ein Heer von Schlangentöttern, um sich dagegen zur Wehr setzen zu können! Bis dahin jedoch sind sie schuld, an allem: an falschen Vorstellungen vom Leben, an schlechten Vorbildern, an *Shitstorms* und Kinderpornographie, am ins Unendliche wachsenden Materialismus um des lieben Wachstums willen, an der unendlichen Simplifizierung der Welt zum Zweck ihrer Darstellbarkeit in *Emojis* und Dreiwortsätzen. Und so weiter. Man könnte natürlich abschalten. Aber die Schlange grinst von allen Kanälen, hochaufgelöst und in 3D.

11) *das System/die Globalisierung!*

Die Medien in Verbindung mit der Gesellschaft haben eine ältere Variante eines Globalschuldigen abgelöst, der in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts mit seinen ideologischen Grabenkämpfen der absolute Favorit im *blame game* war: das gute alte System nämlich – egal, ob das kommunistische oder kapitalistische oder das katholische. Das System war ebenfalls eine anonyme Unterdrückungsmaschine, der man sich nicht entziehen konnte und die den Einzelnen zum willenlosen Rädchen in einer großen Maschine machte; deshalb war Widerstand geradezu Pflicht für das aufrechte Individuum! Inzwischen haben sich die großen Systeme bis zur Ununterscheidbarkeit vermischt, und sogar die meisten Religionen überlassen ihre Schäfchen im Großen und Ganzen ihrem ziemlich fragwürdigen Gewissen. Ihr Nachfolger ist, mehr oder

weniger, die Globalisierung, die nun den gesamten Erdkreis als Freihandelszone und Menschenrechtsreservat umzieht. Der Globalisierung jedoch kann man sich noch weniger entziehen als den Systemen, die wenigstens in einer gewissen Konkurrenz standen; nur noch einige Nischen existieren, in denen sehr in die Jahre gekommene isolierte Systeme vor sich hin erstarren (in Nordkorea zum Beispiel). Die Schlange aber hat sich aufgepumpt und umspannt jetzt die ganze Welt (und nach Nordkorea will wirklich keiner migrieren, selbst wenn sie alle Grenzen öffnen würden).

12) *der freie Wille selbst!*

Für den äußerst unwahrscheinlichen Fall, dass all diese Entschuldigungs-Mechanismen – die man auch noch weiter schuldmindernd kombinieren kann! – doch einmal nicht funktionieren, weil man als unabhängig handelnder Einzelner ganz allein definitiv großen Mist gebaut hat, bleibt eine allerletzte Hintertür: die *bad life-style choice*. Das ist mehr oder weniger unübersetzbar, bedeutet aber im Kern: Ich habe aus freiem Willen Mist gebaut (nämlich einen falschen Lebensstil gewählt); ich bin aber nicht verantwortlich dafür, weil jeder das unhintergehbare Menschenrecht hat, schlechte Entscheidungen zu treffen, ohne dafür zur Verantwortung gezogen zu werden. Der freie Wille selbst ist schuld! Menschen machen Fehler, irren ist menschlich, *nobody is perfect*, und richtet gefälligst nicht, auf dass ihr nicht gerichtet werdet! Das ist ziemlich raffiniert, und die Schlange ist stolz auf ihre Sophistik. Die Logik dieser Entschuldigung geht so: Der Mensch hat einen freien Willen. Das wird dadurch bewiesen, dass er falsche Entscheidungen treffen kann (ein besserer Beweis ist noch niemanden eingefallen, außer: es kann ja wohl nicht sein, dass wir deterministische Maschinen sind oder tierische Instinktwesen, und was nicht sein darf, kann bekanntlich auch nicht sein). Wäre der Mensch ein Vernunftwesen, würde er ja nur richtige Entscheidungen treffen! So aber wird jede falsche Lebensentscheidung geradezu zum Adelsdiplom: Erst im Irren zeigt sich das eigentlich Menschliche – und nicht etwa im mühsamen rationalen Urteilen, das auf Wissen und Erfahrung und Nachdenken beruht und danach strebt, gute, tragfähige, lebensfreundliche Entscheidungen zu treffen. Irren ist also

nicht nur menschlich, sondern Menschlichkeit ist irren! Je mehr irren, desto menschlicher! Die logische Verkehrtheit dieses Umkehrschlusses zeigen beliebige Beispiele: Nasebohren ist menschlich, ergo: Menschlichkeit ist Nasebohren! Je mehr Nasebohren, desto menschlicher! Die Schlange beißt sich selbst in den Schwanz.

Das wäre nun alles nicht schlimm und nur ein lustiges *blame game*, wenn Handlungen nicht Folgen hätten – und zwar nicht nur für einen selbst, sondern für andere, die sich unter Umständen nicht dagegen wehren können. Fehler werden gemacht, und Menschen leiden darunter. Wenn niemand mehr Schuld ist, will aber auch keiner mehr Verantwortung übernehmen. Soll die Gesellschaft doch richten! Die Globalisierung! Die Medizin! Der Paartherapeut! Die Jugendämter! Die Versicherungen! Leute, die dafür bezahlt werden! Andere Leute eben! Schließlich sind sie auch schuld!

Die Tür zum Paradies ist verschlossen. Manchmal möchte man dorthin zurück fliehen; man könnte auch seinen freien Willen gern wieder am Tor abgeben, wenn man dafür nicht die ganzen Pseudo-Entschuldigungen hören müsste, die die Welt mit einem klebrigen Zuckerguss der moralischen Selbstgerechtigkeit überziehen. Aber zum Glück ist man wenigstens nicht schuld an der Vertreibung. Adam und Eva waren schuld. Oder die Schlange. Oder eigentlich Gott, weil das ganze ja nur ein fieser Test war, und warum gab es eigentlich überhaupt Schlangen im Paradies? Kluge Tiere, die Schlangen. Wenn der Schlangenbeschwörer die Flöte spielt, nehmen sie eine Drohhaltung ein; sie sind im Übrigen taub und regieren sowieso nur auf Bewegung. Der Flötenspieler kann sich derweil einbilden, er hätte sie beschworen. Sie könnten ihn auch töten. Wenn man ihnen nicht den Giftzahn entfernt hätte. Genau wie einem freien Willen, der so frei ist, dass er keine Schuld mehr kennt. Entschuldigt für immer – denn die Alternative ist undenkbar.

DER RÜCKWEG INS PARADIES – EINE NACHGETRAGENE PARABEL

Alle anderen Bäume waren schon lange gefallen. Sie stellten eine zu große Gefährdung dar für die Menschen, hieß es. Immer wieder fielen einmal Äste herab, das führte zu Verletzungen und Klagen und Schadenersatzforderungen, die die Gemeinden irgendwann nicht mehr bezahlen konnten. Und wer wusste schon, was da alles kreuchte und fleuchte im Unterholz, Zecken, Fuchsbandwürmer, Eichenprozessionsspinner zwischen potentiell giftigen Pilzen und Schlangen? Und war vor fünfzig Jahren nicht noch ein Tollwutbiss tödlich geendet? Nein, die Bäume waren gefallen, einer nach dem anderen, die vier Flüsse waren voll von toten Ästen, die überreifen Früchte am Boden verströmten einen modernden Geruch, und Tiere hatte schon lange keiner mehr gesehen; bis auf die Schlange natürlich, aber war sie nicht doch nur ein Mythos? Allein ein einziger Baum stand noch, ganz in der Mitte: Knorrig streckte er seine Äste bis weit in den Himmel hinein, beinahe konnte man die Spitzen nicht mehr sehen!

Die Fälltruppen befahl, als sie sich mit ihren schweren Werkzeugen dem Monster näherten, ein seltsames Gefühl, sie erkannten es kaum, war es – Zweifel? Aber sie waren doch nur Befehlsempfänger, niemals hatten sie daran gezweifelt, dass sie auf der Seite der Guten waren; es war doch nur gut gemeint, dass die Menschen geschützt werden mussten vor diesen bösen Baummonstern, mit ihren unberechenbaren Verzweigungen und Verästelungen, die immer nur wuchsen, einfach wuchsen, in den Himmel wuchsen. Doch da war dieses seltsame Gefühl, und als sie anfangen, den Baum genauer zu betrachten, die großen Motorsägen schon vor Erwartung zitternd in den Händen, erkannten sie, dass er zwei Hälften hatte. Ein sehr kräftiger Blitz musste ihn irgendwann einmal gespalten habe, der Riss ginge mitten durch die Mitte, man sah noch die schon seit langem verkrustete Wunde. Und über dem Riss hatten sich zwei Hälften gebildet, die unabhängig voneinander weitergewachsen waren. Die eine war ganz überwuchert von Schmarotzern, die ihn von allen Seiten umrankten und

umschlungen hatten; abgestorbene Äste hingegen seltsam verdreht hinab, andere schossen bizarr ins Nichts, und es herrschte eine unheimliche Ruhe in den Verzweigungen und leeren Höhlen. Die andere Hälfte war kleiner und schwächer geblieben, fast kümmerlich sah sie aus. Aber einige Vögel schienen dort noch bis vor kurzer Zeit ihre Nester gebaut zu haben, und hingen ganz weit oben nicht noch einige Früchte?

Während die Arbeiter noch schauten und die Motorsägen schon vibrierten und heulten, entspann sich auf einmal ein Streit unter ihnen. Es sei doch klar, dass man zuerst den schwachen Teil entfernen würde; das sei eine leichte Aufgabe, es sei wenig Widerstand zu erwarten, und schon bald würde man die erste Pause machen können, so sagten die einen. Die anderen spürten ein seltsames Ziehen am Herz, als sie die kümmerliche Hälfte betrachteten; aber um das unangenehme Gefühl zu verdrängen, schrien sie umso lauter: Nein, zuerst den Monsterteil natürlich, jetzt seien sie noch kräftig und ausgeruht, und vielleicht würde man dann ja den kleinen – aber da wurden sie schon von der ersten Gruppe überstimmt: Wie man denn nur auf so eine böse – seltsamerweise sagten sie böse, sie wussten selbst nicht recht warum – auf eine so böse Idee kommen könnte? Es sei doch offensichtlich eine gute Idee, zuerst den schwachen – aber da konnte man schon kaum noch ein Wort verstehen, so laut heulten die Sägen auf, als sich die beiden Gruppen drohend aufeinander zu bewegten. Durch den Baum ging ein warnendes Rauschen, die wenigen Vögel flogen kreischend auf, und schlüpfte da nicht eine Schlange, beinahe wirkte es so, als habe sie Beine bekommen –

Ganz am Ende sahen zwei einzelne Arbeiter auf das Schlachtfeld zu Füßen des immer noch verzweifelt rauschenden Baumes nieder. Sie hatten sich, als das Gemetzel losging, schnell aus dem Staub gemacht; nicht, weil sie Feiglinge waren, aber aus irgendeinem Grund wehrte sich etwas in ihnen gegen diesen sinnlosen Streit, war es denn nicht egal, musste man sich denn immer auf eine Seite schlagen, sahen die anderen denn nicht, dass es nur ein Baum war, ein einziger alter Baum mit einer tiefen Wurzel; die Wurzel, das ahnten sie schon, wäre das eigentliche Problem

gewesen, nicht die Äste oder der verknorrte Stamm? Hatten sie denn gar nichts verstanden von den Bäumen?

Aus einem Impuls heraus warfen sie ihre Schutzkleidung von sich, sie rissen sich die Helme von den Köpfen, ja, sie begannen sogar, die Sägen zu demontieren. Der Baum beruhigte sich langsam dabei, einzelne Vögel kamen langsam zurück, zuerst ein Rabe. Und als sie die Metallskelette sorgfältig vergraben hatten und hochschauten, hatten sie das seltsame Gefühl, dass der Baum begonnen hatte, wieder zusammenzuwachsen. Er wuchs von unten her zusammen, die Wunde hatte schon begonnen sich zu schließen, und die Äste beider Seiten wiegten sich beinahe harmonisch im sanften Wind.

Man erzählt von den beiden, dass sie die Urahnen eines neuen Geschlechts waren. Es bebaute unter Schweiß den Boden und pflanzte neue Bäume. Und als ihre Nachkommen die ersten Früchte ihrer Arbeit ernten konnten, sahen sie: dass es gut war. Aber es interessierte sie nicht besonders.



VERWANDTE WERKE

Sammlungen

[*Theresa Tintenherz*]: Der Blog am Ende des Lektüreuniversums. Lese-, Schreib- und Lebensgeschichten

[*Penelope Papillon*]: „Denn da hatte sich das Tier gezeigt“. Kleines Bestiarium für Tier- und Lesefreundinnen

[*Hersilie von Stumm*]: Von Frauenzimmern, Blaustrümpfen, schreibenden Frauen und anderen Heldinnen. Frauengeschichten.

Der Tag, an dem ich meinen freien Willen bei Ebay verkaufte. Geschichten

Andere Welten

#indianexperience. Eine Reise ins Land des Nicht-Verstehens

Weihnachten mit meinem Roboter. 24 Türchen für die KI

Das Bella-Buch. Katzengeschichten und Katzenweisheiten

Kleine Formen

Katzen lügen nicht. Aphorismen

Ich denk' mal. Innere Monologe

Des Politikers neuer Bahnhof. Moderne Märchen

Nett, brav und ordentlich? Vom Wert der Sekundärtugenden

Supermodel, Profisportler, Papst. Berufsberatung für Alleskönner

Nemo beim Zahnarzt. Moderne Fabeln